Mittel- und Unterfranken.

Von **Friedrich Lampert.**

Auch in Mittelfranken müssen wir den Spuren früherer Landesherrschaft nachgehen; auch diese Provinz ist aus ehemaligem geistlichen und fürstlichen, wie ritterschaftlichen Gebiet zusammengesetzt. Allerdings theilen sich Krummstab und Fürstenhut hier nicht so gleichmäßig, wie das in Oberfranken zwischen Brandenburg-Bayreut und dem Erzbisthum Bamberg der Fall war; denn das Markgrafenthum Ansbach erstreckte sein Territorium viel weiter als das Hochstift Eichstädt, und auch das, was vom Bisthum Würzburg dem neuen bayerischen Kreise einverleibt wurde, beschränkte sich auf ein geringes Maß. Dagegen begegnen wir einer bedeutend größern Anzahl verschiedener Fürsten- und Grafengeschlechter, deren einst reichsunmittelbares Gebiet nicht der geringste Beitrag zu den gesegneten Gefilden Mittelfrankens geworden ist. Den reichen Besitzungen der einstigen Grafen von Meran u. A. in Oberfranken stehen hier die ehemaligen Grafschaften Schwarzenberg, Seinsheim und Pappenheim, das Fürstenthum Hohenlohe-Schillingsfürst, sowie die Herrschaften Burghaslach, Speckfeld und Ellingen, der Grafen von Castell und Rechteren und des Fürsten Wrede Eigen, gegenüber. Zudem haben wir in diesem Abschnitt unsres Buches die ersten ehemals freien Reichsstädte, die den nunmehrigen bayerisch-fränkischen Provinzen einverleibt worden sind, und zwar deren gleich fünf: Nürnberg, Dinkelsbühl, Rothenburg, Weißenburg und Windsheim, zu schildern.

Die Grenzen Mittelfrankens sind im Osten die Oberpfalz, im Süden eine kurze Strecke lang Oberbayern, weitaus länger aber Schwaben und Neuburg, während gegen Westen das Königreich Württemberg und im Norden Unter- und Oberfranken die Kreismarkung bilden.

Mit einem Flächeninhalt von circa 140 Quadratmeilen gehört Mitelfranken zum größten Theil dem Becken der Rednitz an, doch greift es auch über den fränkischen Jura hinüber in das Gebiet der Donau und reicht im Westen in das der Tauber. Ueber $^6/_{11}$ des Bodens sind Ackerland, $^1/_8$ Wald. — Orographisch betrachtet bietet uns Mittelfranken nicht so bedeutende, fast schon mit alpinen Farben gemalte Bergbilder, wie wir sie im Fichtelgebirge schauen durften, aber immerhin hat auch jenes sein nicht uninteressantes und unschönes Bergland. Zwei geognostische Gebilde im Großen — Jura und Keuper — trennen die Provinz in zwei ungleiche Theile, einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen. Die Scheidelinie beider Formationen bildet auch eine ethnographische Marke, die aber genau zu bestimmen schwer fällt; denn kaum ein anderes bayerisches Gebiet zeigt eine so mannigfaltige ethnographische Gliederung, bei dem Mangel an scharf conturirten volksthümlichen und topographischen Gegensätzen doch einen solchen Reichthum an Schattirungen und Uebergängen, wie Mittelfranken. Annähernd aber läuft jene Scheide-

linie beider obengenannten Gruppen von der Mündung der Sulzach in die Wörnitz um das vom Hesselberg und Hahnenkamm beherrschte Gebiet, dann in einer gegen Mitternacht ausbeugenden Curve, welche das Juravorland umschließt, gegen die Altmühl und von hier um die Weißenburger Jurabucht bis an die Südwestspitze des hier hereinreichenden Keiles oberpfälzischen Landes.

Zur jurassischen Bergregion hüben bildet drüben die weitgestreckte Keuperebene an der Rednitz-Regnitz — das Herz Mittelfrankens — den topischen Gegensatz. Westwärts erhebt sich dieses Tafelland in sanfter Anschwellung zur Frankenhöhe oder zum fränkischen Landrücken, gen Mitternacht zum Steigerwalde.

Der Franken-Jura, von seiner obenerwähnten geognostischen Beschaffenheit so genannt, ist das letzte Glied der großen Jurabildung, die vom Perte du Rhône an der Südwestecke der Schweiz, über den Rhein bei Schaffhausen hinweg, an die Donau und längs dieser nördlich fortzieht. Zwischen Rhone und Rhein (Schweizer-Jura) besteht das Gebirge aus vielen Ketten mit großen parallelen Längsthälern; zwischen Rhein und Donau bildet es eine kleine Platte, den Schwarzwald-Jura; längs der obern Donau bis zur Wörnitz, undurchbrochen und in ziemlicher Höhe steil gegen Nordwest abfallend, den schwäbischen Jura oder die rauhe Alb; von dem Wörnitzdurchbruch an, äußerst flach, vielfach durchbrochen, nur noch am Gestein, den Höhlenbildungen und der Wasserarmut kennbar, heißt er fränkischer Jura. An diesem haben wir wieder zwei Arme wohl zu unterscheiden, die durch dessen rechtwinklige Umbiegung bei Regensburg gebildet werden: den nordöstlich streichenden, vom Wörnitz-Durchbruch bis Regensburg, und den nördlichst streichenden, zwischen Regnitz und Nab, bis in die Mainbiegung bei Lichtenfels, wo wir diesen in der keilförmigen Spitze des Staffelberges haben endigen sehen.

Wie dort das Nordende, so ist bei den Eckpunkten Donauwörth und Regensburg das Südende des Plateaus. Dem Westrande desselben liegen an: Wemding, Heidenheim, Treuchtlingen, Weißenburg, Greding, Neumarkt, Hersbruck, Gräfenberg, Ebermannstadt und Scheßlitz, wie wir sehen, gemischtes mittel- und oberfränkisches, wie oberpfälzisches Gebiet. In letzteres zieht noch mehr der Ostfuß hinein, der über Donaustauf, Burglengenfeld, Amberg, Sulzbach, Auerbach nach Thurnau, Weißmain und wieder Lichtenfels umlenkt.

Wie der schwäbische Jura, die „Alb", meistens das Ansehen einer steilen, geradlinigen Wand hat, so ist dies auch bei der äußern Seite des fränkischen der Fall, und wie dort die nach innen gekehrte Abdachung viele busenartige Einschnitte und inselartig abgesonderte Berggipfel (Achalm, Teck, Hohenstaufen u. A.) aufweist, gerade so, nur in noch größerem Maßstabe, finden wir es auch hier. Wir können so, außer mehreren kleineren, hauptsächlich sechs größere solcher Busen, und zwar am Westrand des Franken-Juras, aufzählen, nämlich bei Harburg, Treuchtlingen und Dietfurt, Greding, Beilngries, Hersbruck und Ebermannstadt. Vor allen diesen erheben sich an den Eingängen vereinzelte, auf breiten Grundlagen ruhende Bergkegel.

Zu diesen gehören der Hesselberg zwischen Dinkelsbühl und Gunzenhausen, eine wahre Landmarke für die südlichen Gegenden der fränkischen Ebene; — die „Gelbe Bürg", südlich von Gunzenhausen, vor dem westlichen Promontorium des Treuchtlinger Busens, nämlich dem Hahnenkamme; — die Wülzburg bei Weißenburg, etwas östlich von dem Treuchtlinger Busen; — die Sulzbürg bei Neumarkt, am Eingang des Busens von Beilngries; — der Dillberg bei Postbaur und der Moritzberg am Busen von Hersbruck; — an dessen Nordseite Schloß, Hohenstein und Veste Rotenberg; — und endlich die uns aus früherer Schilderung schon bekannte Ehrenbürg oder das „Walperle" vor dem Ebermannstädter Busen.

Der ganze fränkische Jura wird in seiner ganzen Breite von mehreren Flüssen durchschnitten, welche ihre Quelle fern davon im flachen Hügellande finden. Aber auffallend ist die fast beispiellose Thatsache, daß diese nicht von dem Gebirge, sondern in dieses hinein, durch dasselbe fließen, es durchbrechen. Vier der obengenannten Buchten dienen eben so vielen Flüssen als Eingangspforten zu solchen Durchbrüchen durch's Gebirge: der Busen von Harburg der Wörnitz, welche den Jura in anfangs engerer Spalte, darauf aber in weitem Wiesgrunde quer durchsetzt und bei Donauwörth der Donau zufällt; — die Treuchtlinger Bucht der Altmühl, welche von der fränkischen Terrasse kommt und das Gebirge in einem vielgekrümmten, im Ganzen mehr einer engen Spalte gleichenden Thale der Länge nach durchzieht, um bei Kelheim die Donau zu erreichen; — der Busen endlich von Greding, den die hintere Schwarzach beschreibt, wie jenen von Beilngries die Sulz, beide Flüsse, um sich im Gebirg zur Altmühl zu finden.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn man

sich diesen Durchbrüchen nähert. Der Fluß läuft einer weißen Mauer zu, welche, ohne im Mindesten durchbrochen zu scheinen, sich seinem Fortlaufe entgegenstellt. Es ist im voraus gar nicht zu entdecken, wo das Wasser bleiben könne, und nur wenn man die Wand selbst fast berührt, zertheilen sich die Felsen und lassen das Wasser in schmaler Spalte fort bis zum jenseitigen Abhang fließen. Aehnliche Lücken mit senkrechten Mauern zur Seite und mit flacher Sohle, Kanälen gleich, durchsetzen das Gebirge nach andern Richtungen, und dadurch entstehen Straßen, tiefe Buchten, Einfuhrten von der wunderbarsten Form und Natur. So bietet denn der Landrücken der Communikation keine Schwierigkeiten, und wie einst die Fossa Carolina, der Ludwigskanal, und Landstraßen, so konnten in der Neuzeit auch die Eisenbahnen leicht durch jenen gezogen werden.

Wollen wir noch den Franken-Jura uns für unsere späteren Wanderungen auf ihm und durch ihn eintheilen, so können wir eine dreifache Scheidung annehmen: die ostnordöstlich streichende Platte des Gebirgs mit den südöstlich gerichteten Thälern, sohin den Abschnitt vom Donauthale nordwärts bis an die Gebirgsbuchten von Harburg, Treuchtlingen, Greding und Beilngries; — des nördlich streifenden Rückens Südhälfte, soweit die Thäler südwärts zum Donaugebiete gerichtet sind: von dem Neumarkter Busen und der Sulz quer über die drei Labern ostwärts bis an die Vils und Nab; — den nördlichsten Theil endlich mit den westwärts zur Regnitz hervorbrechenden Flüssen: vom Hersbrucker und Ebermannstädter Busen und dem Pegnitz-Halbzirkel bis in die Beugung des obern Mains — das Thalsystem der Wiesent.

Dieses letztere haben wir, in seiner namentlich größten Merkwürdigkeit, dem Muggendorfer Gebirge, in „Oberfranken" untersucht; der mittlere Theil, die Partie der weder herein- noch hinausbrechenden Wasser im Jura, welchen wir nach der alten topographischen Bezeichnung das „Plateau des Nordgaus" nennen können, wird für uns nur zum Geringsten in Betracht kommen, da er meist der Oberpfalz angehört. Dagegen wird der südlichste der drei Abschnitte unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und werden wir seine Westhälfte unter dem landläufigern Namen des Hahnenkamm, die Osthälfte als die „Eichstädter-" oder Altmühl-Alp, kennen lernen.

Die Frankenhöhe, der zweite der großen Bergzüge Mittelfrankens, wird zuerst sichtbar zwischen Ellwangen und Dinkelsbühl, von wo er gerade nordwärts bis zu dem wasserscheidenden Knoten um Rothenburg an der Tauber ansteigt. Von da weicht er östlich längs dem Aischgrunde zurück und dringt erst am linken Thalrande der Aisch wieder gegen Westen vor, worauf er neuerdings wieder Nordrichtung nimmt und bald auch ansehnlichere Einzelkuppen sichtbar werden läßt. Zuletzt überschreitet er den Main zwischen Zeil und Haßfurt, wendet sich nordwestwärts und verflacht sich gegen das Königshofener Grabfeld.

Durch die Einsenkung des Aischthals und den Maindurchbruch stellt sich dieser Gesammtrücken in drei Theilen dar: Von Ellwangen bis zur Aisch die Frankenhöhe oder fränkischer Landrücken; von der Aisch bis zum Main der Steigerwald; jenseits des letzteren Flusses endlich die Haßberge genannt.

Fortwährend liegt eine Wasserscheide in diesem Rücken, aber wechselnd bald eine primäre, bald eine sekundäre, bald nur eine tertiäre, so daß wir in der Frankenhöhe eine der hydrographisch merkwürdigsten Territorien Deutschlands haben. Namentlich tritt das zu Tage, wo sie jenen oben schon erwähnten Knotenpunkt bis Rothenburg a./T. formirt.

Eine große Anzahl von Quellen scheiden sich da auf dem kleinen Raume von etwa zwei Geviertmeilen, um mehreren Flußgebieten — der Wörnitz, Altmühl, Rezat, Tauber und Aisch — und mittelst diesen zweien Stromgebieten — der Donau und des Rheins, und somit zwei Meeresbecken, der Nordsee und dem schwarzen Meer — sich einzuverleiben. Im vollen Zirkel um den Knoten herum liegen sechs größere Quellen auf seiner Höhe selbst: die der Wörnitz, Sulzach, Wieseth, Altmühl, fränkischen Rezat und Zenn; andere vier vor dem Keuperrücken, in den Ebenen des Muschelkalkes an seinem Fuße: jene der Tauber, Aisch, Gollach und Ehe. Wörnitz und Sulzach bilden die entschiedenen Gegenflüsse der Tauber; Altmühl und fränkische Rezat die der Aisch-Quellbäche. Die Ehe ist Gegenfluß zur Gollach.

An zwei nördlicher heraustretenden Höhenpunkten jenes im Ganzen gegen die Thalterrassen sehr allmählig herabsinkenden Plateaus concentriren sich die Quellen auffallend, südwestlich beim hochgelegenen Schlosse Schillingsfürst, nordöstlich auf der Hohen Leite. Von ersterem sagt der Volksmund längst, daß die Güsse der beiderseitigen Dachtraufen zwei verschiedenen Meeren zuflössen, so gut wie der Elpersdörfer Bauer es sich nicht nehmen

läßt, daß seine Dachfirste just über dem Mittelpunkte der Erde stehen, indem auch ihr Traufwasser zur Halbscheid die Nordsee, zur Halbscheid das schwarze Meer sättigt. Bei Schillingsfürst begegnen sich wirklich die Tributären der Tauber und Wörnitz so unmittelbar, daß der Blick aus den Fenstern des Schlosses nordwärts das weite, wiesengrüne Kesselthal der oberen Tauber und südlich die einförmige, waldumkränzte Mulde der Wörnitz weit überschaut. Und unweit ruht in einem freundlichen Wiesengrunde auch noch die Wiege eines dritten Flüßchens, der Sulzach.

Ebenso haben wir eine Stunde von der Hohen Leite, nahe am Nordrande des Plateaus, die Quellen der Altmühl und der fränkischen Rezat nahe bei einander; letztere, während Tauber und Aisch tief unter dem hohen Terrassenbau dem Maingebiete, dem auch sie angehört, zufließen, doch mit jener, die der Donau zustrebt, auf gleicher Höhe eingebettet. Und noch mehr, den Wasserscheide-Theoretikern wird noch ärgerer Hohn geboten: zwischen der Rezat und Altmühl findet sich eine Stelle, wo jeder Begriff einer Wasserscheide verschwindet, im Brückleins Weiher, westlich von Ansbach, der ebensowohl Wasser nach Ansbach zur fränkischen Rezat, als zur Altmühl gegen Neunstetten entsendet. „So traulich schmiegen sich auf jener Platte Donau- und Rheingebiet neben einander, nicht ahnend, daß später kostbare Kanäle ihre Wasser ineinander führen, daß die eine Flut in den Wellen des Bosporus russische Masten tragen wird, indeß die andere der stolzen Briteninseln schlägt."

Die fränkische Rezat (althochd. Rehtratanze) ist mit ihrer Namensschwester, der unweit Dettenheim, eine Meile südwestlich von Weissenburg auf dem „Ried" entspringenden Schwäbischen oder „obern" Rezat der Quellfluß der Rednitz (Radantia, althochd. Ratenza). Aber nicht lange, nachdem sie ihn durch den Zusammenfluß der beiden eben Genannten kaum erst erhalten, nur auf 5 Meilen, trägt diese ihren Namen. Mit der Aufnahme der Pegnitz bei Fürth verwandelt die Rednitz einen Buchstaben, um bis zu ihrer Mündung in den Main fortan Regnitz (Regnesus) zu heißen.

Das Gebiet der Regnitz ist merkwürdig gleichartig gestaltet. In der Mitte läuft ziemlich gerade aus Süden nach Norden eine Hauptwasserrinne, und in diese sind in beinahe gleichen Distanzen fast gleich lange Nebenrinnen unter rechten Winkeln eingelenkt. So folgen auf der linken Seite des Hauptflusses, sämmtlich in gerader Linie aus Westen kommend, (der kleinern „obern" Aurach, Schwabach und Bibert nicht zu gedenken), die Zenn, die Aurach, Aisch und Ebrach auf einander, während von den rechten Zuflüssen die Roth, die vordere Schwarzach, die Pegnitz und die untere Schwabach noch dem mittelfränkischen Gebiete der Pegnitz angehören.

Die Quellen der Pegnitz (Paginza), der „Forellen-" und der „Heilige Brunnen", liegen in Oberfranken zwischen den Städten Creussen und Pegnitz, unweit des Ursprungs des roten Mains. Unterhalb der letztgenannten Stadt hat der Fluß acht Minuten lang durch den Hohlberg unterirdischen Gang, und nimmt anfangs südliche, dann in scharfer Biegung westliche Richtung. In der Gegend von Nürnberg und Fürth, bei der Vereinigung der Pegnitz und Rednitz, ist entschieden der Centralpunkt des ganzen Flußsystems und Thalbeckens: von hier aus hat man bis zur Quelle und zur Mündung in allen Richtungen gleich weit. Im Oberlaufe, wo wir ihr ein gutes Antheil an dem Recht, von einer „Nürnberger Schweiz" zu sprechen, zuschreiben dürfen, fließt die Pegnitz rasch auf sandigem Grunde; später aber und namentlich in der Nähe der altehrwürdigen Noris schleicht sie langsam und schmutzig dahin, so daß schon eine gewisse gutmütige Genügsamkeit der Nürnberger Schäferdichter dazu gehörte, dem trägen Fluß, der sich an ihrem Heiligthum, dem „Irrwald" bei Kraftshof, vorübermühte, ihren Namen und poetischen Lehensbrief zu entnehmen.

Zu den ethnographischen Beziehungen Mittelfrankens haben wir, uns vorbehaltend, bei Gelegenheit auf Einzelnes besonders hinzuweisen, im Allgemeinen nur einige, auch in der „Bavaria" angedeutete Grundzüge anzugeben. Wie weit noch Stammeseigenthümlichkeiten aus germanischer Urzeit auf den Jurahöhen und in den Keuperniederungen unserer Provinz nachklingen, ist schwer festzustellen und auseinanderzuhalten. Ob von den Hermunduren, welche Tacitus (Annal. XIV, 57) hieher versetzt, und ihren nördlichen Nachbarn, den Chatten, noch topische Bezeichnungen sich ableiten (Hermetzstein, Kattenhochstadt u. A.), oder ob das „non in ripa commercium, sed penitus" (Tacitus, Germania 41) schon die Keime andeute, aus welchen sich im Laufe der Zeit Nürnbergs Größe und Flor entwickelte, wird kaum nachzuweisen sein. Mit mehr Sicherheit kann man annehmen, daß die Urahnen des Volkes vom Hahnenkamm bis zum Steigerwalde zu den Genossen verschiedener Stämme zählten, die sich hier amalgamirten.

Bereits zu Anfang des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung dehnte sich ein großes Thüringerreich von der Frankenhöhe, wo ihm die Alamanen auf dem Nacken saßen, bis zum Böhmerwalde und von der Unstrut bis an die Donau aus. Im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte ging es im Frankenreiche, einen Theil der nova Austria Francia (später Franconia) bildend, auf. Sachsen sollen bei der Unterwerfung der alten thüringischen Bevölkerung behilflich gewesen sein, und noch später verpflanzte Karl der Große sächsische Colonien in das Land. Im Nordosten aber machten sich slavische Siedelungen breit und drangen westwärts bis an die Tauber. So mag wohl demnach auf mittelfränkischem Gebiete eine Mischlingsbevölkerung sitzen, zusammengewürfelt aus fränkischen, sächsischen, slavischen und thüringischen Elementen, letztere vielleicht die Grundschichte bildend. Der Klang des Idioms im Herzlande gibt deß Zeugniß. Wenigstens gemahnen uns jenseits des früher geschilderten „Rennsteigs," der nördlichsten Spitze bayerischen Landes, verwandte Sprachlaute wieder an die fränkische Keuperniederung zwischen der Rezat und dem Farnbache.

Von Bedeutung war zur Zeit der Gauverfassung jene oben näher besprochene geognostische Scheidelinie. Vom Hahnenkamm bis Eichstädt zog sich der „Pagus Sualafeld," die Pappenheimer Mark und das Weißenburger Gebiet einschließend, und nur mit den Ruralkapiteln Gunzenhausen und Eschenbach in das Vorland zwischen Altmühl und fränkischer Rezat hinausreichend. Im Osten Eichstädt's begann der Nordgau, gleich dem Sualafeld Eingehörung des Bisthumssprengels Eichstädt, während die Gaue auf der Keuperebene und der Frankenhöhe, an der Aisch und am Steigerwald, Rangau, Mulach- und Iffigau, dem Würzburger Krummstabe gehorchten.

Gegenwärtig können wir Land und Leute so charakterisiren: Im östlichen Juragebiete, namentlich dem nordgauischen, klingt bayerisches Idiom durch; das westliche vermittelt fränkische Volkseigenheit und Sprache mit der schwäbischen. Wo die Ebene des Keupers sich ausbreitet, gewinnt spezifisch fränkisches Wesen die Oberhand — eine durch spätere Territorial- und Confessionalscheidungen hervorgerufene Nuancirung des Mainfränkischen. Von der Altmühl und namentlich der Sulzach und Tauber westwärts gelangen wir auf alamanisches Uebergangsgebiet. Der Uffenheimer Gau vermittelt das Unterfränkische, der Steigerwald das Bambergische mit dem Mittelfränkischen.

Dehnen wir unsere ethnographischen Bemerkungen noch auf die Dörfer Mittelfrankens aus, so finden wir, daß auf der flachen, südlichen Hochplatte der Eichstädter Alp und dem westlichen Jura-Vorland, auf den weitschichtigen Ebenen der mittleren Altmühl, im Uffenheimer und Windsheimer Gau, sowie auf dem Tafelland der Rednitz-Regnitz das geschlossene Dorf vorwaltend ist; an der untern Aisch, der Regnitz und Rednitz bis zur fränkischen Rezat tritt dem Bauerndorf eine beträchtliche Zahl von Märkten und kleineren Städtchen entgegen; man glaubt das wendischem Einfluß zuschreiben zu müssen, da die Slaven gerne zu stadtähnlichen Siedelungen sich zusammen thaten, während die hörigen deutschen Bauern zerstreut auf ihren Hufen saßen. Naturgemäß tritt in den Gebirgstheilen der Provinz, in der Juragegend und wohl auch auf der Frankenhöhe, ein Wechsel zwischen Thal und Hügel ein; demgemäß bilden auch dort häuserreiche, auf engen Raum zusammengedrängte Ortschaften die Minderzahl und finden sich mehr Weiler und Einzelgehöfte, und darum auch theilweis poetischer gelegene Orte, als in anderen Gegenden. In dem tief eingerissenen pitoresken Thale der Altmühl, im romantischen Taubergrunde und den lieblichen Buchten der Frankenhöhe treffen wir auf manche heimliche, freundliche Dorf-Idylle, wie sie der Keuperebene vollständig fremd ist, dort schattet auch noch ein Baum über dem Dach, vor dem Haus prangen Gärtchen und der stille, laubgrüne Kirchhof seitab von den Dörfern meist am hohen Gelände schließt das Bild. Der Steigerwald macht eine Ausnahme von dem Gesagten, dort gedeiht nicht nur an den Hängen, sondern auch auf den Höhen üppiger Holzwuchs und der Wald hat die Dörfer in die schmale Thalsohle gedrängt; wo die Bergsättel nicht beholzt sind, bieten sie selten ebenen Raum genug für die Anlage größerer gemeinsamer Siedelungen, dazu ist dort der Einzelbesitz im Durchschnitt nichts weniger als bedeutend, um so größer an vielen Orten das Grundeigenthum der Gemeinde; um diese namhaften Communalkomplexe legen sich erst die Aecker und Wiesen der einzelnen Dorfnachbarn und bilden mit diesen zusammenhängende Gemarkungen. Dieser abgeschlossenen Flur gegenüber haben sich die Herdstätten häufig auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Ganz eigenthümlich ist die Signatur und darum auch die Scheidung mittelfränkischer Dörfer durch ihre Kirchthürme; im Steigerwald beginnen die sogenannten, nach dem bekannten Würzburger Bischof genannten Juliusthürme und verkünden die Zugehörigkeit des

Landes zum katholischen Mainfranken. Auf den spitzen Kirchthürmen am Hahnenkamm gilt der Hahn als Wahrzeichen: „so weit der Hahn am Thurm steht, so weit geht der Hahnenkamm." Döckingen an der schwäbischen Grenze gilt als letztes Dorf dieser Gruppe.

In demselben Maße, als die topischen Gegensätze von Berg und Flachland in Mittelfranken weniger scharf und entschieden als wie in den andern Provinzen Bayerns hervortreten, macht sich auch ein geringer Unterschied in der Gestaltung der Bauernhäuser geltend. Von dem weit vorspringenden Dach mit überhöhtem Dachstuhl und der Laube ist hier nichts mehr zu sehen. Die Hügelzone macht sich nur durch vorwaltenden Fach- und Riegelbau der Ebene gegenüber bemerkbar, in welch' letzterer vorzugsweise der Bruchstein, dolomitischer Kalk oder Keupersandstein bis an das Kranzgesimse verwendet ist. Das Haus ist langgestreckt, mit der Stallung in einer Flucht, der Eingang an der Breitseite, der Dachstuhl mäßig hoch und meist mit Ziegeln gedeckt, Thür- und Fensterstöcke sind symmetrisch eingesetzt. Jede Abweichung von der Linie ist vermieden, Vorbau und Erker passen nicht zu dieser Nüchternheit. Nur an der obern Altmühl findet sich noch Strohbedachung, im untern Altmühlgebiet bietet der Jura seine reichen Schieferlagen für die Dächer dar, wo die Bruchplatten oft fußhoch auf den Sparren liegen. Die äußeren Thür- und Fensterumrahmungen, sowie die Läden sind oft mit schreiendem Blau, Grün oder Rotbraun bemalt. Auch die innere Einrichtung entspricht der äußeren Nüchternheit; dem bayerischen Südländer würde der Mangel aller Täfelung auffallen und die städtische Form von Geschirr und Hausrat den Charakter einer gerechten Bauernstube vermissen lassen. Gegenüber dem obersten Jura herrscht im Allgemeinen im Tauber- und Aischgrund mehr Nettigkeit und Sauberkeit; wenn nicht durchweg, so doch häufig, ist es im Haus des protestantischen Bauern reinlicher als in jenem des katholischen; im Westtheil der Juragruppe liebt es der Bauer vorzugsweise, sein Haus mit einem Sprüchlein zu zieren. Diese Hausssprüche haben zwar nicht das Naive, Kernige und Schlagende wie in Südbayern oder Schwaben, aber doch findet sich auch Manches im gesunden Volkston, wie z. B.:

„Gottes Gnad, ein g'sunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Tausend Dukaten in der Noth,
Fröhliche Urständ nach dem Tod —
Wer die 6 Glück beisammen hat
Der komme und lösch' den Reim ab."

Auf dem Landrücken und im Taubergrund verliert sich diese Spruchpoesie allgemach, im Tafellande verschwindet sie fast gänzlich.

Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht weiter hier auf ethnographische Einzelheiten, namentlich auf Volkstrachten und Volksgebräuche einzugehen. Das Unentbehrliche und Notwendige werden wir bei unsern Einzelwanderungen nachtragen.

Der Vortritt unter allen mittelfränkischen Einzelschilderungen gebührt der Stadt, von der Schenkendorf singt:

„Wenn einer Deutschland kennen,
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll:
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleißige Stadt,
So Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat,"

gebührt:

Nürnberg.

Wie wir es schon früher gesehen, ist das untere Gebiet der Regnitz und Pegnitz eine ebene, meist sandige Fläche. Nur hier und da ragen Sandsteinmassen mitten in der Ebene hervor, welche dann zur Anlage von Burgen benützt sind. So bei Altdorf, bei Fürth, wo die sogenannte alte Feste gebaut wurde, und so auch bei Nürnberg ganz nahe an den Ufern der Pegnitz. Diese ganz merkwürdige Felsenpartie gab ohne Zweifel den ersten Anlaß zu menschlichen Ansiedelungen. Wer aber diese ersten Siedler gewesen, ob wirklich, wie man allgemein annimmt und auch daraus den Namen Nürnberg abzuleiten sucht, aus ihren früheren Wohnsitzen an der Donau von den Hunnen vertriebene Noriker, die in den holzreichen Gegenden an der Pegnitz sich niederließen und hier zahlreiche Schmiedewerkstätten anlegten, wissen wir nicht genau zu bestimmen; denn bis zum 11. Jahrhundert ruht auf Nürnberg ein undurchdringliches Dunkel, aus welchem dann die Stadt in einer Urkunde Heinrichs III vom 16. Juli 1050 als castrum Norembere auf einmal hervortritt und der wiederholte Aufenthalt dieses Kaisers daselbst, sowie die Benennung „oppidum" nicht mehr zweifeln läßt, daß Nürnberg schon damals eine Stadt war.

Noch bestimmter erscheint sie unter Heinrich IV. Dieser verweilte gern und oft in Nürnberg. So setzte er 1060 in einem Grafen von Vohburg den ersten Burggrafen ein, empfing 1074 die päpstlichen Ge-

sandten, welche die geistlichen Angelegenheiten in Franken ordnen sollten, in Nürnberg; 1077 verweilte er hier nach der Rückkehr von Canossa mehrere Tage und nahm sich, um andere Jahreszahlen zu übergehen, der Stadt nach Kräften an, als sie 1105 wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihn von dem undankbaren Sohn belagert und erobert wurde. Das Schicksal der Stadt mag damals ziemlich hart gewesen sein, denn mit Ausnahme der Burg wurde sie fast gänzlich zerstört: indeß scheint sie sich bald wieder erholt zu haben, indem sie bereits 1127 als „civitas" wieder erwähnt und als ein Hauptort der Hohenstaufen von dem Welfen Heinrich dem Stolzen und Kaiser Lothar abermals belagert wird. Ungeachtet aber, daß jener Heinrich, Lothars Schwiegersohn, vom Kaiser 1130 mit Nürnberg belehnt wurde, blieben die Hohenstaufen, als sie sich 1134 dem Kaiser unterwarfen, noch im Besitz. Und so wurde Nürnberg, obgleich es ursprünglich, wie Aachen, Ingelheim u. A., ein kaiserliches Reichsgut war, Hohenstaufisches Eigenthum. Der spätere Begriff von Reichsunmittelbarkeit und freier Reichsstadt ist auf jene früheren Zeiten kaum noch anwendbar. Die Stadt war kaiserlich und da die Hohenstaufen in Franken große Besitzungen hatten, auch Erben der fränkischen Herzoge waren, so mögen sie, in langem Besitz der deutschen Kaiserkrone, wohl geneigt gewesen sein, die Reichsstädte in Franken und Schwaben als ihre Hausbesitzungen zu betrachten.

Der Erste in der Familienreihe, der die Kaiserkrone trug, Konrad III, verfügt sich sogleich nach seiner Krönung in Aachen gegen 1138 nach Nürnberg und bemüht sich, die Stadt auch nach ihrem Umfang bedeutend zu machen. Auf seine Veranlassung wurde sie, die bisher einen unbedeutenden Raum von der Burg gegen die Pegnitz eingenommen, ziemlich ansehnlich erweitert. Aber kaum ist wohl die Angabe der Chroniken richtig, daß sie sich damals schon so weit über die Pegnitz ausgedehnt habe, wie dies noch heutzutage durch den alten Stadtgraben innerhalb der Stadt angedeutet werde; diese Ausdehnung hat sie nur erst nach und nach erhalten und die alte Stadtmauer ist erst am Ende des 13. Jahrhunderts völlig geschlossen worden.

Nur mit Mühe und Kunst konnte das Terrain, auf dem Nürnberg erbaut, urbar gemacht werden. Die Kirchen mußten auf eingerammten Pfälen fundirt, die Sandflächen durch künstliche Bewässerung in Garten- und Ackerland verwandelt werden. Aber sobald diese Schwierigkeiten erst überwunden waren, begann die Stadt, zwar vielleicht viel später, aber auch vielleicht viel kräftiger, als alle anderen Orte der Regnitzgegend emporzublühen. Das Grab des heil. Sebaldus zog Pilger und Wallfahrer herbei, Märkte und Messen schlossen sich an; im Jahre 1140 gründete Konrad III das erste dem heil. Egidius geweihte Kloster, das schon in den nächsten Jahren ein solches Ansehen gewann, daß der Bischof Burkhard von Eichstätt damit umging, seinen bischöflichen Sitz hierher zu verlegen; den Grafen von Nassau räumte der Kaiser einen ansehnlichen Platz für ihre Hofhaltung, jenseits der Pegnitz ein, wo heute noch das „Nassauerhaus" deren Namen erhält. Er selbst legte schon Gärten in der Nähe des Egydien-Klosters an; aber auch vielen Juden, gegen welche damals ein Mönch Radolf das Kreuz predigte, bewilligte er zu ihrer Sicherung (1146) einen Aufenthalt in der Stadt. Im Jahre 1147 war Nürnberg der Sammelplatz des kaiserlichen Heeres für den von Konrad unternommenen Kreuzzug; aus diesem zurückgekehrt, scheint dieser Kaiser bis zu seinem Tode 1152 in Nürnberg seine gewöhnliche Hofhaltung gehabt zu haben. Auch sein Großneffe und Nachfolger, Friedrich I Barbarossa, hielt die Stadt gleichfalls in hohen Ehren und nahm wiederholt seinen Aufenthalt daselbst, vom Jahre 1156, wo er hier einen Reichstag wegen eines Zuges gegen die aufständischen Mailänder hielt, bis 1188, wo er zwei Jahre vor seinem Tode hier verweilte.

Auf der Burg saß bereits damals, wie schon oben erwähnt, ein kaiserlicher Beamter (**burggrafius castellanus**), zu welchem die Stadt in ziemlich untergeordnetem Verhältnisse stand. Die Ersten, die mit diesem Amte bekleidet waren, gehörten der Familie Hohenlohe an, bald aber traten an deren Stelle die Zollern, als deren erster Burggraf der bereits 1200 auf der Burg in Kadolzburg wohnende Friedrich erscheint. Die Ursache, daß das Burggrafenthum Nürnberg von den Hohenlohe auf einen Zweig des Hauses Zollern übergeht, ist in der Politik der Hohenstaufen zu suchen, welche mächtig gewordene Dynasten gerne aus ihrer Würde verdrängten und dieselben an Schwächere vergaben, um bei dieser Gelegenheit sogleich die alte kaiserliche Dotation zu beschneiden und einen Theil davon den hohenstaufischen Hausgütern zuzuwenden. Das Haus Hohenlohe scheint den Hohenstaufen in Franken bereits zu mächtig gewesen zu sein.

So kurz Friedrichs Sohn, Kaiser Heinrich VI, regirte, so finden wir doch auch ihn zu wiederholten Malen in Nürnberg. In den Chroniken wird einem Turnier, das der Kaiser am Sonntag nach Lichtmeß

1197 hier gehalten haben soll, große Bedeutung beigelegt, indem sie nämlich erzählen, der Kaiser habe bei dieser Gelegenheit zum Dank für die gastliche Aufnahme und zur Anerkennung des von angesehenen Bürgerssöhnen bei diesem Turniere gezeigten Muthes und Waffengeschickes 38 Familien den Adelsbrief ertheilt. Rüxner beschreibt dieses Turnier sogar in seinem Turnierbuch. Da aber nachgewiesenermaßen Heinrich VI zu jener Zeit in Sicilien war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses Turnier nichts als eine Erfindung des Patrizieradels war, welche dessen hohes Alter vor der Bürgerschaft beglaubigen sollte.

Der Nachfolger Heinrichs, Philipp von Schwaben, hielt schon im ersten Jahr seiner Regierung 1198 einen Reichstag zu Nürnberg, wie auch in den späteren Jahren von ihm dort datirte Urkunden seinen Namen tragen. Auch nach seiner Ermordung 1208 wendete sich sein welfischer Gegenkaiser Otto IV sogleich nach Nürnberg, und als er auf des Pabstes Veranlassung gebannt ist, versammeln sich sofort 1211 hier auch die deutschen Fürsten, um den jungen Friedrich II aus Italien auf den Kaiserthron zu rufen. Diesem verdankt nun Nürnberg seine wichtigste, noch in Original im Archiv aufbewahrte Urkunde, den unter dem 8. November 1219 ausgestellten „Freiheitsbrief", in welchem ihm „der treuen Stadt", außer der Reichsunmittelbarkeit und Zollfreiheit auch die Münzgerechtigkeit verliehen wird, indem „Nürnberger Münze auf der Messe zu Donauwerth und Nördlingen gäng und gebe, sowie auch der Nürnberger Münzmeister daselbst Münze zu schlagen berechtigt sein solle". In Folge dieses Privilegiums, welches von den späteren Kaisern, namentlich Friedrich III, 1464 ausdrückliche Bestätigung erhielt, besitzen wir denn von Nürnberg eine reichliche Anzahl von Münzen, denarii solidi, Dickmünzen, 1- und 4-Pfennigstücke, Körtlinge, Batzen, Groschen, Kerzendreier, 1-, 2-, 3-, 5-, 10- und 20-Kreutzerstücke, Gulden und halbe Gulden, specier, Goldgulden, Dukaten, Halb-, Viertel- und Achtel-Dukaten und außerdem eine Menge Gelegenheitsmünzen und Medaillen, und sogar ein besonderes numismatisches Werk (Will, Nürnbergische Münzbelustigungen 1764—67), welche den Nürnberger Münz- und Medaillenreichthum veranschaulichen.

Außer der schon damals bestehenden St. Sebalds- und Lorenzkirche entstanden in dieser Zeit mehrere andere kirchliche Anstalten, wie z. B. 1212 die St. Jakobskirche, 1228 das Barfüßer- und Franziskanerkloster, später die Moritzkapelle, das Dominikanerkloster und 1267 die Ottmarskapelle auf der Burg.

Friedrich II ging 1220 nach Italien und übergab die Regierung in Deutschland seinem Sohne Heinrich, der 1225 sein Hochzeitsfest feierlich in Nürnberg beging und bis zum Jahr 1235, wo ihn der Vater gefangen nach Italien führte, seinen Wohnsitz fast beständig dort hatte. Bei dem herrenlosen Zustand des Reichs nach dem 1250 erfolgten Tode Friedrichs II schloß sich auch Nürnberg durch den zu diesem Zweck nach Mainz gesandten Merklein Pfinzing dem rheinischen Städtebunde an und der aus Patriziern bestehende Rat, an dessen Spitze der Schultheiß stand, traf überhaupt Maßregeln, die eine schon damals ziemlich bedeutende Selbstständigkeit der Stadt annehmen lassen. Denn, bestand auch in der Burggrafenwürde eine Art Fremdherrschaft, so war diese doch keine unumschränkte, indem jener Schultheiß die Landgerichtspflege mit dem Burggrafen gemeinschaftlich, mit den Schöffen aber das Stadtgericht ausschließlich ausübte. Allein immer mehr ging von nun an die Geschichte der Burg auf dem Felsen und der von ihr abhängigen Burggrafschaft und die Geschichte der Stadt auseinander und gegeneinander und zur Kräftigung und Konsolidirung des städtischen Gemeinwesens haben die Reibungen und Streitigkeiten beider nicht wenig beigetragen. Daß übrigens die Hohenstaufen Nürnberg fortwährend als ein Familienbesitzthum betrachteten, zeigen noch die testamentlichen Bestimmungen des letzten Hohenstaufen, Konradin. Während Kaiser Rudolf, der 1274 seinen ersten Reichstag in Nürnberg hielt, Rudolf von Nassau und Kaiser Albrecht alle früheren Freiheiten und Rechte der Stadt bestätigten, erhielt diese von Kaiser Ludwig dem Bayern zwei neue Privilegien, nämlich 1318 die Marktfreiheit, aus welcher die Ostermesse entstanden ist und im Jahre 1332 in mehreren andern Städten völlige Handelsfreiheit. Es erhellt daraus, daß sich der Verkehr der Stadt außer über Franken und Bayern, schon damals über die heutige Schweiz, die Rheinlande bis Köln, Flandern und Brabant, sowie einen Theil Westphalens erstreckte. Ludwig verweilte aber auch in keiner andern Stadt, mit Ausnahme seiner bayerischen Landesstädte, so oft und so lang als in Nürnberg, wo er stets bei einem Bürger der Stadt, entweder bei Heinrich Weigel auf dem Milchmarkt, bei Konrad Groß an der Brücke oder bei Albrecht Ebner am Salzmarkt seine Herberge nahm. Als daher Ludwig am 11. September 1347 seine Augen schloß, mochte wohl keine Stadt seinen Verlust so schmerzlich fühlen, als Nürnberg.

Gegen das Ende seiner Regierung hatte er noch den Handwerkern, denen bisher ohne allen Antheil an der Regierung nicht einmal die Zunfteinigung von den dominirenden Patriziern gestattet war, das Recht der Zech- oder Trinkstuben gegeben, wie es bisher nur die Geschlechter besaßen. Es darf daher nicht wundern, wenn wir nach dem Tode ihres Beschützers 1348 von einem Aufstande, dem einzigen in der Geschichte Nürnbergs, hören, und es ist eher ein Beweis der Gutmütigkeit der ehrsamen und fleißigen Bürger, daß sie die Geschlechter nicht geradezu hinausjagten. Denn wie die Nobili in Venedig, ausgeartete Söhne großer Väter, zum Fall des berühmten Staates das Meiste beitrugen, so war auch hier das Patriziat der eigentliche Krebsschaden, der Nürnberg verzehrte. Die Geschlechter bildeten eine geschlossene Phalanx, welche den eigentlichen Rat, der 26 Mitglieder zählte, und die „Genannten", eine Art großen Rats von unbestimmter Anzahl, ausschließlich unter sich besetzten. Dieses anmaßende Gebahren, verbunden mit Stolz und Uebermut, in welchen besonders das jüngere Patriziat excellirte, brachte endlich, als die strittige Kaiserwahl zwischen Ludwigs Sohn und Karl IV auch eine äußerliche günstige Veranlassung zu bieten schien, den lang verhaltenen Groll zum Ausbruch. Die Verschwornen, hauptsächlich Schneider, Schlosser, Schuster und andere Handwerker, schaarten sich unter ein eigenes Banner, zogen unter lawinenartiger Vergrößerung im Jahre 1348 vor das Rathaus, bemächtigten sich desselben ohne Widerstand und setzten sofort einen neuen Rat ein, der, obschon ein Ebner und ein Stromer nebst einigen Andern hinzugelassen worden, doch meist aus Handwerkern bestand. Die entflohenen Geschlechter, welche beim Landesadel und namentlich beim Grafen von Heideck eine Zuflucht gefunden hatten, rächten sich nun im Verein mit letzterem durch Wegelagerung und Plünderung und bereiteten der Stadt dadurch viel Not, welche wieder Anlaß zu einem neuen und schlimmeren Exceß wurde, indem man sich an den Juden, oder, wie sie auch genannt, an den kaiserlichen Kammerknechten, die sich in Nürnberg ziemlich ausgebreitet und großen Reichthum erworben hatten, durch einen plötzlichen Ueberfall am 12. Dezember rächte, und sie nicht blos umbrachte, sondern verbannte. Die Strafe blieb aber nicht aus. Kaiser Karl IV, nun in unbestrittenem Besitz des Reiches, welcher schon den Vertriebenen seinen Beistand hatte ankündigen lassen, zog mit Heeresmacht im September 1359 vor Nürnberg, setzte den alten Rat wieder ein, erklärte alle Handlungen der Aufrührer für ungiltig und ließ am 3. Oktober die Häupter derselben, über 100 an der Zahl, bei Todesstrafe verbannen und an mehreren auch dieselbe vollziehen. Die Aristokraten hatten somit einen glänzenden Sieg erfochten und die später im Jahre 1378 erfolgte Aufnahme von acht Handwerkern, den sogenannten „Alten", in den kleinen Rat, wo sie selbstverständlich eine untergeordnete Rolle spielten, war mehr eine Befestigung für das aristokratische Element, als ein Zugeständniß für das demokratische. Die Erinnerung an jenen Aufstand, dessen Thatsachen übrigens durch Vertilgung fast aller ihn betreffenden Schriften in möglichste Vergessenheit gehüllt worden, lebte fort in dem Fastnachtsumzug, den die dem Rate treugebliebenen Gewerbe der Metzger und „Messerer" alljährlich zu halten Erlaubniß erhielten, aus dem das durch eine Menge Abbildungen und Beschreibungen bekannte „Schembartlaufen", das aber schon 1530 ein Ende nahm, entstanden ist.

Die unmittelbarste Folge des Aufstandes war die Erweiterung der Stadt, die nun zu ihrem jetzigen Umfange ausgedehnt wurde. Zugleich wurde auf Kaiser Karls Befehl der Markt durch die Brandstätten der Juden erweitert, an der Stelle der Synagoge eine Kirche zu unserer „lieben Frau" gebaut, den Juden selbst auch 1352 die Rückkehr gestattet und ihnen 1396 ein Platz käuflich abgetreten, der jetzt noch nach ihnen benannt ist.

1356 hält Kaiser Karl IV den bekannten Reichstag, auf welchem in dem Haus „zum goldenen Schild" die ersten 23 Kapitel der goldenen Bulle gegeben wurden, 1361 wurde dem Kaiser zu Nürnberg sein Sohn Wenzel geboren, zu dessen feierlicher Tauffeier 3 Erzbischöfe, 6 Bischöfe und 5 Aebte erschienen. Auch der bekanntlich zu einem gehörigen Thunichtgut herangereifte Kaisersohn und spätere römische König hält sich oft in Nürnberg auf, sowie auch nach dessen Absetzung der neu erwählte Kaiser Ruprecht von der Pfalz zum öftern daselbst erscheint. 1422 berief Kaiser Sigismund einen Reichstag gegen die Hussiten hieher, zu welchem Kriege die Stadt ein im Verhältniß zu ihren Kräften ansehnliches Kontingent stellte. Zum Dank dafür erfüllte Sigismund das Versprechen seines Vaters Karl IV, den Nürnbergern das Recht, für ewige Zeiten die Reichskleinodien aufzubewahren, zuzugestehen. Dieselben waren zuletzt auf der Blindenburg in Ungarn geborgen gewesen; zwei Abgeordnete, Sigismund Stromer und Heinrich Pfinzing, verfügten sich nach Ofen und brachten dieselben im März 1424

nach Nürnberg, wo ihnen der Rat und die ganze Geistlichkeit und Bürgerschaft, Männer und Frauen, zur Empfangnahme in feierlicher Prozession entgegenzogen.

Um diese Zeit bereitete sich auch für Nürnberg eine wichtige politische Erwerbung vor, welche indeß nicht von den erwarteten ersprießlichen Folgen war. Burggraf Friedrich von Hohenzollern war nämlich von Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt worden und damit unter die Kurfürsten eingetreten; da nun überdieß seine Burg in einer Fehde mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt 1420 niedergebrannt worden war, so beschloß der neue Markgraf, seine bisherige Residenz mit allen Rechten und Gütern 1427 um die Summe von 120,000 Gulden an die Stadt Nürnberg zu verkaufen. So gelangte diese nicht nur in den Besitz der Burg und ihrer Rechte, sondern auch zu den Ortschaften Wöhrd, Schniegling u. s. w. Obschon nun dieser Kaufvertrag noch überdieß von Kaiser Sigismund bestätigt und die Stadt mit dem vom Burggrafen abgetretenen Besitz förmlich belehnt wurde, so gingen doch bald über die äußeren Verhältnisse gerade, als Gebietszoll, Landgericht, Wildbann, Waldrecht u. s. w. die Ansichten und Ansprüche so auseinander, daß sie Veranlassung zu förmlichem Kriege wurde.

Die Klage des Markgrafen Albrecht begann 1448 über den Beistand, den Nürnbergische Bürger dem Freiherrn Conrad von Heideck bei Anlegung eines Bergwerkes gleistet hatten, indem dadurch seine Regalien beeinträchtigt worden wären und doch die Rechte jener nicht weiter gingen, als ihre Ringmauer, sein Gebiet dagegen von Eger bis Uffenheim und Eichstädt sich erstreckte. Auf den von der Stadt erhobenen Widerspruch erhält diese vom Markgrafen am 2. Juli 1449 einen Absagebrief und der Krieg hauste nach Weise jener Zeit mit Verheerung und Plünderung des Nürnbergischen Gebietes Gräfenberg bis Fürth; während die Nürnberger ihr Mütchen an dem Aischgrunde, Schwabach, Pegnitz u. s. w. kühlten. Inzwischen setzte der Winter dem Kampf ein Ziel, doch begann derselbe mit dem Treffen bei Pillenreut am 11. März 1450 von Neuem, in welchem der Markgraf von der von Heinrich Reuß von Plauen geführten Nürnberger Kriegsmacht eine derbe Schlappe erlitt. Die große Anzahl der Gefangenen, erbeuteten Wagen und Fahnen bewiesen die Größe des Sieges, welcher auch durch den Nürnberger Dichter Hans Rosenplüt, der selbst dabei war, besungen wurde. Aber schon am 14. April nahm der Markgraf durch den Sieg bei Aurach seine Revanche und so dauerte der Krieg bis Mitte Mai gar fort, wo erst eine kaiserliche Commission zu Bamberg einen Waffenstillstand zu Wege brachte, dem dann durch Vermittlung Pfalzgrafs Ludwigs 1453 der Frieden folgte, der aber auch nur die Natur des ersteren hatte, indem in der Hauptsache nichts entschieden wurde.

Ungeachtet dieser Kriegslasten blühte Nürnberg, schon vom Anfang des 14. Jahrhunderts, gerade in dieser Zeit, wie früher durch seinen Handel, durch seine verschiedene gewerbliche und künstlerische Thätigkeit. Namentlich die Gewerbe erhalten eine so vielfältige Verzweigung, wie sie sich kaum heut zu Tage in andern Städten noch findet; auch die Gewerbepolizei war damals schon so thätig wie heute. Es kann kaum ein Gewerbe, von dem gewöhnlichsten bis zu dem feinstausgebildeten, gedacht werden, das in Nürnberg nicht getrieben worden wäre. Die Buchdruckerei wurde schon zwei Jahrzehnte nach ihrer Erfindung schwunghaft geübt; der erste Buchdrucker war wohl Heinrich Keffer, ein Diener Guttenbergs, der entweder schon mit Ludwig Pfister 1461 nach Bamberg und von da nach Nürnberg oder 1462 hierher kam, als sich bei der Eroberung von Mainz viele Druckergesellen zerstreuten. Keffer verband sich mit Sensenschmidt, aus Eger gebürtig, und Beide gaben 1470 das Buch: „Franzisci de Retza comestorium vitiorum“ heraus, worin zuerst Nürnberg als Druckort und die Jahreszahlen angegeben sind, doch wurde zuverlässig in Nürnberg schon vor diesem Jahre gedruckt. Im Jahre 1472 errichtete der reiche Bürger Bernhard Walterer für seinen Freund Regiomontan bereits eine eigene Druckerei für mathematische und astronomische Werke; als erster eigentlicher Buchhändler, der, ohne eine Druckerei zu besitzen, verlegte, kommt 1560 Johann Otto vor; der Buchhandel mit der Kupferstecherkunst blühte in Nürnberg rasch empor; die Stadt wird der Hauptverlagsort in Deutschland, wie sie ebenso in dieser Zeit der Hauptplatz für Verfertigung mathematischer und physikalischer Instrumente, die auch von seefahrenden Nationen begehrt und gesucht wurden, war.

Neben dieser gewerblichen Blüte entwickelt sich von der Mitte des 15. bis zum Schluße des 16. Jahrhunderts jene Glanzperiode, aus welcher das gefeierte Kunstleben Nürnbergs in unsere Tage herüber strahlt. Wenn eine Reihe von Erfindungen im Irdischen und Geistigen aus dem Mittelalter in die neue Zeit leitet, so ergibt sich Nürnbergs Wichtigkeit, es ist die Stadt des „Witzes im Erfinden.“ Ein Nürnberger machte 1483 die erste Brille und um

1500 Peter Hele die lebendigen Nürnberger Eier, die Urform unserer Taschenuhren; 1517 knallt hier die erste Büchse durch Feuerstein-(Rad-)Schloß entzündet; Hans Löbsinger war Windkünstler, der den Blasbalg erdacht und zuerst die Gewalt der komprimirten Luft in der Construction der Windbüchse angewandt, und Georg Hartmann erfand den Kaliberstab und entdeckte die Abweichung der Magnetnadel, was zur Verbesserung des Compasses führte; Hans Lambrecht machte die erste Probirwaage, Hans Draftdorf die Pedalorgel, Erasmus Ebner mischte zuerst Kupfer mit Ofen-Galmei und erfand das Messing. Ein Bürger Rudolf zog den ersten Draht und eine Menge andere Erfindungen im Gebiete der damaligen Industrie datiren aus den Werkstätten dieser Mauern.

Auch auf dem Gebiete des geistigen Schaffens war Nürnberg groß. Fast zu gleicher Zeit wirkten die Maler Wohlgemut und Albrecht Dürer, der Bildhauer Adam Krafft, der Erzgießer Peter Vischer, der Holzschnitzer Veit Stoß, der Glasmaler Hirschvogel, Alles anerkannte Meister in ihrer Kunst. Durch Martin Behaimb nahm Nürnberg Teil auf den Seefahrten der Portugiesen, durch Willibald Pirkheimer an den diplomatischen Aktionen jener Zeit, dazu blühte die edle Dichtkunst im Meistergesang, der in Hans Sachs seine Höhe erreichte; Leute aus dem Handwerkerstand waren die ersten Schauspieler in Deutschland, die Anfangs aus dem Stegreif sprachen, bis Hans Sachs und Rosenplütt, der „Schnepperer" zuerst anfingen, Stücke ordentlich auszuarbeiten, die dann in Gasthäusern, später in der Martinskirche und endlich in einem 1628 eigens erbauten Schauspielhause aufgeführt wurden. Sollen wir zu den schon genannten Namen noch Joachim Camerarius, Regiomontan, Hans von Kulmbach und Scheufelin, Schonhover und Jamnitzer, Eoban Hesse und den Dichter des Theuerdanks, Theobald Pfinzing, nennen, so haben wir doch noch nicht alle diejenigen erschöpft, die beweisen, daß es wenige Städte in Deutschland gibt, die im Mittelalter solche Verdienste um Förderung deutscher Cultur und Ehre sich erworben haben, wie Nürnberg.

Gleichzeitig war in dieser Periode der Handel Nürnbergs in höchstem Aufschwung, der, nachdem einmal die Wege zu entfernteren Städten und namentlich nach dem Rhein und der Donau gefunden waren und als nach den Kreuzzügen der italienische und orientalische Handel längs dieser beiden Ströme mächtig aufzublühen begann, notwendig bald den Gipfel seiner Entwicklung und Macht erreichen mußte. Die Regnitz ist die fortgesetzte Lechlinie, durch ihr Thal ging, da die von beiden Seiten keilförmig gegen einander streichenden Gebirge einen leichteren Weg unmöglich scheinen ließen, die merkantile Strömung über Füssen oder Mittenwalde und Augsburg nach Nürnberg, von da nach Braunschweig und schließlich nach Lübeck, Hamburg und Bremen und im 14. Jahrhundert wurde es Sprichwort: „Nürnberger Handel geht durch's ganze Land." Nürnberg wurde naturgemäß der Haupt- und Centralpunkt des Donau- und Rheinhandels, der Mittelpunkt des ganzen deutschen Handelsgebietes, wie die Niederlage der Venetianer für ihre Waaren aus der Levante und Ostindien.

Selbst im 16. Jahrhundert behauptet sich der Handel und das Verkehrsleben Nürnbergs noch immer auf einer ansehnlichen Höhe, obgleich die Blüte des deutschen Handels überhaupt durch die Trennung des Hansabundes und die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien um diese Zeit bereits in Abnahme sich befindet und Antwerpen, der Stapelplatz der Portugiesen, zur ersten Handelsstadt Europa's sich emporschwingt. Aber jetzt holen von dort die Nürnberger neben belgischen Fabrikaten auch die Produkte Ost- und Westindiens und führen selbst nordische Waaren den Rhein und Main herauf, um sie im mittleren Deutschland zu vertreiben und die Donau hinunter weiter zu vermitteln. Daneben erhält sich die Bedeutung ihrer eigenen Manufakturproducte, denen sie auch neue Gegenstände, wie Gemälde und Kupferstiche und später auch die besten Landkarten jener Zeit hinzufügen.

Durch diese Rührigkeit im Handel, mit welcher der Nürnberger Einfachheit und weise Sparsamkeit zu verbinden wußte, gelangten einzelne Familien zu großem Vermögen und auch die öffentlichen Kassen waren in der Regel wohl gefüllt. Andreas Sylvius äußerte: „Schottische Könige würden froh sein, so wohnen zu können, wie ein Nürnberger Bürger."

Auch in anderen gemeinnützigen Bestrebungen machte Nürnberg lobenswerthe Fortschritte; so sorgte es für Sicherheit der Stadt 1480 durch Bau von Wällen und Gräben, 1481 durch Anlegung von Straßenpflaster, 1484 für gute Verwaltung durch Sammlung des unter dem Namen der „Nürnberger Reformation" bekannten Civilgesetzbuches. Endlich wurde durch den am 6. Januar 1496 zu Ansbach geschlossenen Vergleich, welcher von seinem Hauptvermittler, Dietrich von Harras, der „Harras'sche Vertrag" hieß, das Burg- oder Markgräfliche Verhältniß zur Stadt geregelt. Es wurde nämlich

festgesetzt, daß das burggräfliche, im Namen des Kaisers von dem Markgrafen gehegte Landgericht nur auf auswärtigen Grund und Boden sich erstrecken, nicht aber Bürger persönlich zu richten befugt sein und dem Rat überdieß zu dem Landgericht jedesmal zwei Mitglieder zu schicken freistehen solle. Dennoch führt aber das Recht des Kirchweihschutzes zu Affalterbach, den die Stadt offenbar bisher ausgeübt hatte, abermals einen blutigen Zwist herbei, in welchem Markgraf Kasimir von Ansbach, der jenen bestritt, am 19. Juni 1502 die von der Kirchweih heimkehrenden Nürnberger mit einer reisigen Schaar, unter welcher sich auch Götz von Berlichingen befand, auf der Ebene bei Lichtenhof überfiel und ihnen unter den Augen der von den Mauern herab unthätig zusehenden Bürgerschaft eine bedeutende Niederlage beibrachte.

Dem Unglück dieses Jahres, das so großes Leid in viele Nürnberger Familien gebracht hatte, folgte ein paar Jahre darauf eine um so freudigere Begebenheit, indem Nürnberg durch den sog. Landshuter Erbfolgekrieg, in welchem es dem Herzog Albrecht zu München gegen Pfalzgraf Rupprecht beistand, in raschem Zuge Lauf, Hersbruck, Happurg, Altdorf, Hohenstein, Velden, Betzenstein u. A. eroberte und dadurch sein Gebiet um ein beträchtliches erweiterte. Da nun überdieß die Stadt bereits 1406 Lichtenau, 1503 Hilpoltstein und 1551 Gräfenberg in ihren Besitz gebracht hatte, so hatte nun Nürnberg ein Territorium, wie es keine andere Stadt besaß. Eine andere Frage ist freilich, ob dieser Besitz auch zum Wohl der Stadt gereichte, indem die Geschichte zeigt, daß mit ihm zuerst ein Stillstand, dann eine allmähliche Abnahme und endlich der gänzliche Verfall eintrat. Denn mit der Erweiterung der Herrschaft und des in 11 Pflegämter eingetheilten Gebietes mehrten sich zwar die Einkünfte, zugleich aber auch die Kosten der Verwaltung und da sich der letzteren ausschließlich die Patrizier bemächtigt und dadurch nur noch mehr an eine fast unumschränkte Macht gewöhnt hatten, so wurde damit der Rest der noch vorhandenen bürgerlichen Gleichheit und republikanischen Sitten seinem Untergang notwendig näher gebracht.

Selbstverständlich war bei dem Nürnberg durchpulsenden geistigen Leben, daß die Reformation hier bald einen fruchtbaren Boden fand, besonders als auf den 1522 und 1523 hier abgehaltenen Reichstagen den Protestanten, um ihre Hülfe gegen die Türken zu gewinnen, wichtige Zugeständnisse gemacht wurden. Es bedurfte daher nur eines entscheidenden Schrittes, um die bisherige Befangenheit zu verscheuchen; dieser geschah in der Charwoche 1523, als die beiden Pröbste zu St. Sebald und Lorenz durch eine Schrift im Namen der ganzen Gemeinde um Austheilung des Abendmahles in beiderlei Gestalt gebeten wurden. Sie konnten dies zwar nicht gewähren und wurden die Bittsteller an den Bischof von Bamberg und von diesem an ein künftiges Konzil verwiesen, allein ohne dieses abzuwarten, half man sich selbst und der Prior der Augustiner, die besonders für die Sache ihres Ordensbruders waren, Volprecht, schaffte in der Charwoche des folgenden Jahres die Messe ab und spendete das Sakrament nach lutherischem Ritus. Mit raschen Schritten ging das Werk der Kirchenverbesserung vor sich, Hans Sachs sang rührend von der „Wittenbergischen Nachtigall", die Reformatoren rühmten den Eifer der Stadt für Kirchen- und Schulwesen; „Nürnberg," schrieb Luther an Lazarus Spengler, Syndikus von Nürnberg, „leuchtet in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen;" Melanchthon, der 1526 das neue Gymnasium gründete, nennt Nürnberg „lumen, oculum, decus et ornamentum praecipuum Germaniae." Trotzdem aber war das Verhalten des Rates ein schwankendes; obgleich man die Protestation in Speier und die Augsburger Confession unterschrieb, so wollte man es doch nicht ganz mit dem Kaiser und der katholischen Partei verderben. Karl V wurde vielmehr, als er 1541 nach Nürnberg kam, auf das feierlichste empfangen, auch trat die Stadt dem schmalkaldischen Bunde nicht bei, hielt sich vielmehr als es 1546 zum Kriege kam, völlig neutral, lieferte beiden Parteien Waffen und Lebensmittel und bequemte sich auch zu dem von Karl V vorgeschriebenen Interim, woher es kommt, daß die Kirchen Nürnbergs in Schmuck und Paramenten noch manche, in anderen evangelischen Städten längst verschwundene Erinnerung an die vorreformatorische Zeit zeigen und so in einem Seitenschiff von St. Sebald heute noch die ewige Lampe brennt.

Unterdeß war auch der alte Hader mit den Markgrafen wieder erwacht, indem diese beim Kammergericht Klage gegen Nürnberg wegen Verletzung ihrer Landeshoheit vor Allem durch Usurpation der peinlichen Gerichtsbarkeit oder der sog. fraisch erhoben, woraus der langwierige „Fraischproceß" entstand, der glücklicherweise bei der Auflösung der reichsstädtischen Unmittelbarkeit Nürnbergs noch nicht entschieden war. Der gefährlichste Feind entstand der Stadt in dem Markgrafen Albrecht Alcibiades; die Theilnahme an dem Bündniß desselben mit Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V hatte Nürnberg abgelehnt,

und glaubte mit einem bereitwilligen Opfer von 100 000 Gulden seiner Pflicht gegen die evangelische Sache Genüge geleistet zu haben. Allein der Markgraf, der sich unterdessen von Moritz getrennt und seinen Krieg auf eigene Hand gegen Städte und Geistlichkeit führte, verlangte von der Stadt eine bestimmte Erklärung und wollte von Neutralität nichts wissen. Auf die ausweichende Antwort des Rates begann er sofort die umliegenden Dörfer niederzubrennen und am 18. Mai 1552 die Stadt zu beschießen. Diese hält sich indeß wacker, bis am 22. Juli, nachdem der Markgraf 2 Städtchen, 170 Dörfer, 19 Schlösser, 75 Herrensitze und einige 1000 Morgen Wald in Asche gelegt hatte, ein Vertrag zu Stande kam, in welchem Nürnberg dem Markgrafen gegen Rückgabe aller Eroberungen, Gefangenen und sofortigen Abzug 200000 Gulden, 6 Geschütze und 400 Centner Pulver bewilligte. Aber schon im folgenden Jahr, in welchem sich Nürnberg an die Bischöfe von Würzburg und Bamberg anschloß, ergab sich erwünschte Gelegenheit zur Rache an dem gemeinschaftlichen Feind. Unter dem Nürnberger Hauptmann Sebald Schirmer fiel am 28. April 1554 dessen stolzeste Veste Hohenlandsberg, worauf die Niederlage des Markgrafen bei Schweinfurt und endlich die Einnahme der Plassenburg erfolgten.

Der Anfang des 17. Jahrhunderts findet die Stadt, welche sich, wenngleich protestantisch, doch mit den katholischen Fürsten in Oesterreich und Bayern wohl zu vertragen und die Gunst der Kaiser zu bewahren verstand, noch in schöner Blüte. Der Wohlstand ist noch allgemein und zeigt sich auch in einzelnen bedeutenden Stiftungen. Auch die öffentlichen Kassen erlaubten noch prächtige Bauten. Man begann 1616 den Bau eines neuen hofartigen Rathauses. 1619 war die vordere Seite vollendet, aber die ausbrechenden Kriege verhinderten den Weiterbau.

Was nun die Zeiten dieses, des 30jährigen Krieges selbst betrifft, so sehen wir auch hier, wie beim Beginn der Reformation wiederum eine unsichere Haltung, ein ängstliches Schwanken des Rates, um es nicht mit beiden Parteien zu verderben, welche zweideutige Stellung aber die natürliche Folge hatte, daß die Stadt bei Beiden an Achtung verlor und auch von Beiden zu leiden hatte. Zuerst kam Graf Mansfeld dem fränkischen Kreise über den Hals und kaum war er nach erhobener Kontribution wieder abgezogen, so folgte ihm die ligistische Armee unter Tilly und verlangte ein ansehnliches Darlehen von der Stadt. Um diese wenigstens gegen kleinere Züge zu schützen, dankte man die aus ärmeren Bürgern und Gesellen bestehende, aber nebenbei ihr bürgerliches Gewerbe treibende besoldete Miliz ab, und nahm, Mauer und Thürme in tüchtigen Stand setzend, 5 Compagnien fremde Söldner unter dem städtischen Oberst von Löbfing in Dienst. Doch konnte man auch damit nicht verhüten, daß Wallenstein im Jahre 1625 seine Brandschatzungen begann und man mußte, nachdem man in Wien vergeblich Schutz gegen sie gesucht hatte, zuletzt noch froh sein, gegen eine Summe von 100 000 Gulden das Versprechen zu erhalten, Stadt und Gebiet zu verschonen. Die einzelnen Befehlshaber der kaiserlichen Armee aber kümmerten sich sehr wenig um dieses Abkommen und Jahr aus Jahr ein mußten 100 000 Gulden fortgezahlt werden, ohne mehr als schöne Worte dafür zu erhalten. Erst als die Schlacht bei Leipzig am 7. September 1631 das Uebergewicht Gustav Adolfs mehr herausgestellt hatte, erkühnte man sich in Nürnberg, entschiedener zu verfahren und sich auf das Andrängen des Königs hin für die von ihm vertretene Sache offen zu erklären. Am 21. März 1632 hält Gustav Adolf, von dem Rate beglückwünscht, seinen Einzug in der Stadt. Hiemit begann sich aber auch der ganze Krieg nach dieser Gegend zu verlegen, indem die Schweden die Stadt mit einer völligen Umschanzung umgaben, in welcher sie bis zum 14. September dem auf der alten Veste verschanzten Wallenstein gegenüberstanden. Mehr als 10 000 seiner Einwohner begrub Nürnberg in dieser Zeit, während Gustav Adolf gegen 20 000 seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen verlor. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, verheerende Seuchen wüteten unter Menschen und Thieren. Gerührt von dem allgemeinen Jammer und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit Wallensteins zu brechen, zog der König von Nürnberg ab. Aber auch jetzt wurde dessen Lage noch keine bessere; Theuerung und Seuchen lasteten schwer auf der unglücklichen Stadt; selbst im letzten Jahr vor dem Friedensschluß mußte sie noch dem schwedischen General Wrangel eine Contribution von 60 000 Gulden, zu deren Beschaffung selbst Mägde und Kinder mit einem halben Gulden auf den Kopf besteuert werden mußten, leisten.

Scheinbar freilich brachte der westphälische Friede, dessen Feier heute noch die Wandbilder eines Rathaussaales schildern, Nürnberg das Wichtigste, nämlich die höchste Stufe politischer Selbständigkeit, indem es, wie alle Reichsstädte, sein entscheidendes Votum auf dem Reichstag erhielt, womit seine Reichs-

ſtandſchaft erſt feſtgeſtellt wurde. Aber die ſchöne Blüte vergangener Jahrhunderte wollte nicht zurückkehren. Wie der deutſche Staatskörper überhaupt ſeit jenem Frieden, der ihn in eine Anzahl ſouveräner Staaten auflöſt, welche ihre eigene Politik gegen das Ausland verfolgen, in eine völlige Kraftloſigkeit verſinkt und die alte Kaiſerherrlichkeit nur noch als einen Schatten mit ſich fortſchleppt, ſo erliſcht ſeit dieſer Zeit auch das Anſehen der Reichsſtädte. Ihr politiſcher Einfluß verſchwindet völlig, da es überhaupt keine deutſche Politik mehr gibt, ſie ſtellen ihr kleines Reichskontingent meiſt nur für Habsburger Intereſſen. Die ganze Geſchichte Nürnbergs gegen Außen iſt ſeit dem 30jährigen Krieg ein beſtändiges ohnmächtiges Leiden, Proteſtiren und Nachgeben. Weder politiſche noch religiöſe Erhebung läßt ſich verſpüren; und wenn wir auch als Fortſchritt der Civiliſation 1670 von der Errichtung eines Zuchthauſes, 1677 von der Erbauung eines Theaters und einer Sternwarte u. ſ. w. berichtet hören, und auch die geiſtige Bedeutung Nürnbergs nicht ganz geſchwunden iſt, indem es 1575 zu Altdorf eine hohe, ſpäter zur Univerſität erhobene Schule und unter Sandrat 1662 eine eigene Malerakademie gründen konnte, auch für die Pflege der deutſchen Sprache und Dichtkunſt eine eigene Geſellſchaft, der Pegnitz-Blumenorden, entſtand, — ſo erſcheint dieſes Alles im Vergleich zur Vergangenheit nur als ein vegetirendes Leben. Am rührigſten zeigten ſich noch die Patrizier in Erhaltung und Sicherſtellung ihrer Adelsrechte, allein Reſpekt nach außen wußten ſie ſich als „Magiſtratus“ kaum zu verſchaffen, ſonſt würde man nicht ruhig zugeſehen haben, als es dem Markgrafen Georg Wilhelm am 26. Juli 1717 einfiel, um ſein „Jagdrecht“ den Nürnberger Bürgern ad oculos zu demonſtriren, mit 400 Soldaten, Jägern und Bauern von Erlangen aus quer über's Feld gegen Nürnberg heranzuziehen und dicht vor deſſen Thoren auf in Säcken mitgebrachte und hier in Freiheit geſetzte Haſen eine Jagd zu halten.

Auch der 7jährige Krieg ging an Nürnberg nicht ſpurlos vorüber. Im Jahr 1757 mußte die Stadt dem Oberſtlieutnant von Mayer und 1762 dem General von Kleiſt Contribution leiſten und bei ihrem Unvermögen, den Ratsherrn Pfinzing als Geiſel wegführen ſehen. Das Ende des Jahrhunderts von Weſten heranziehende Ungewitter brach auch über Nürnberg herein, zunächſt nahm Friedrich Wilhelm III von Preußen als Markgraf von Ansbach und Bayreuth die alten burggräflichen Anſprüche wieder auf und beſetzte am 4. Juli 1796 die Vorſtädte Wöhrd und Goſtenhof. Dieſen preußiſchen Truppen folgte am 9. Auguſt eine franzöſiſche Armee unter Jourdan, welche allerdings nur 16 Tage ſich aufhielt, aber der Stadt doch über 1 Million 500 000 fl. koſtete. Unbeſchützt von Kaiſer und Reich und mit Schulden überladen, hielt es jene für's beſte, ſich freiwillig den Preußen zu unterwerfen. Am 1. September wurde daher dem König ein Subjektions- und Exemptionsvertrag vorgelegt, von dieſem aber zur größten Ueberraſchung der Bürgerſchaft zurückgewieſen. Eine Mediatiſirung der von Kaiſer und Reich verlaſſenen, von Preußen fortwährend geneckten Reichsſtadt im Frieden von Lüneville 1801 wäre eine Wohlthat geweſen, aber noch hatte ihre Stunde nicht geſchlagen. Erſt als das alte deutſche Reich ganz verfallen war und der letzte römiſch-deutſche Kaiſer deſſen Krone niedergelegt hatte, wurde Nürnberg durch die Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 an Bayern übergeben und am 15. September von dem Grafen von Türheim im Namen ſeines Königs feierlich übernommen. Was es nun für Bayern iſt, ſeine zweite Hauptſtadt, wird ſich uns klar und deutlich erweiſeu, wenn wir nun die flüchtige Wanderung durch ſeine Straßen antreten.

Ueber 12 ſanft verſchmolzene Hügel ausgegoſſen, erhebt ſich die altehrwürdige Stadt aus der weit ſie umkreiſenden Sandebene und aus ihrer Mitte ſteigt aus jähem Felſenberge die alte Burggrafenburg empor, weitherrſchenden Blickes über das flache Land. Die Stadt ſelbſt bildet ein verſchobenes Viereck, das durch die von Oſten nach Weſten langſam ſtrömende gelbe Pegnitz in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt wird, eine nördliche und eine ſüdliche, nach den beiden Hauptkirchen die Lorenzer- und Sebalder-Seite genannt, wie es auch einen Lorenzer- und Sebalderwald giebt. Die nördliche Seite iſt die ältere, die ſüdliche erſt ſeit 1130 angebaut. Der Fluß tritt im Oſten getheilt ein und umſchlingt die Inſel Schütt, weiter abwärts bildet er den Trödelmarkt; die Alten rühmen, was er für „Inſuln, luftige Bleichen, Spazier- und ehrliche Spielplätze macht.“ Unter verſchiedenen Brücken und Stegen, die über die Pegnitz führen, zeichnet ſich vor Allen die Fleiſchbrücke aus, nach dem Muſter der ponte rialto in Venedig 1596—98 ſchön und feſt gebaut, von einem einzigen kühn geführten 97 Fuß langen und 50 Fuß breiten Bogen überwölbt. Ringsum war die Stadt bisher von einer hohen doppelten Mauer umgeben, aus welcher eine große Anzahl feſter Thürme, die ſich einſt auf 365 belaufen haben ſoll, meiſt Quaderbau, hervorragt.

Die vier Hauptthore, Spittler-, Frauen-, Lauferund neues Thor schützte Georg Unger 1555—68 nach Plänen Albrecht Dürers durch kolossale, speziell für Nürnberg charakteristische Thorrundthürme. Ein englischer Reisender findet nur zwei Städte in Europa, die der vollständig mittelalterlichen Physiognomie treu geblieben seien, Cordova und Nürnberg. Allein während Cordova's düster arabische Gestalt keines Commentars bedarf, um seine Abkunft nachzuweisen, hat Nürnberg ein freundliches, gefälliges Gewand angelegt und gleicht einer alternden Schönen, deren ehrwürdiges silbergelocktes Haupt den modernen Putzüberzug Lügen straft. Erst seit dem 16. Jahrhundert hat italienischer Styl den altdeutschen beeinträchtigt, aber doch nur drei Hauptbauten, Rathaus, Aegydienkirche und Theater, sind modernen Ursprungs; die neueste Zeit ist, namentlich unter Heideloffs Einfluß, fast für alle neue Bauten zum gothischen Styl zurückgekehrt. Dadurch kommt in die Stadt eine Einhelligkeit, die sie wirklich unter den aus dem Mittelalter uns überlieferten einzig dastehen macht. Keine bietet solche befremdenden Contraste dar, die dennoch dem Auge wohlthuend entgegentreten. Von unten ist überall Verschönerung, zweckmäßige, den heutigen Bedürfnissen angemessene Ausdehnung und Erweiterung, Streben nach Wohnlichkeit, Anstand und Eleganz sichtbar, während das Auge, das nach oben sieht, von Erstaunen gefesselt ist, beim Anblick dieser bizarren Giebelbilder, dieser wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer phantastischer Gebilde, die oft hoch in die Lüfte aufsteigen, oft weit in die Gassen hineinragen, ganz fremd, ganz originell, einer alten Zeit angehörend, ganz das Symbol der gothischen Musterperiode. Schön ausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, Basreliefs von Säulen und Figuren, Chörlein mit schön gothischen oder auch neuen Verzierungen von zum Theil kostbarer Arbeit, Wappen über den Thoren, in Nischen, zwischen den Fenstern und auf Postamenten an den Ecken zwischen den Stockwerken stehend, alte Heiligenbilder und eingemauerte Basreliefs von ausgezeichneten Meistern bekunden den Geschmack ihrer Erbauer und Besitzer. Manche Namen der Plätze und Straßen erinnern an Nürnbergs große Männer, die Häuser, in denen diese lebten, sind mit Gedenktafeln bezeichnet.

So sich ein Mensch mit irgendwie starker Einbildungskraft den Thoren Nürnbergs nähert, so könnte es ihm leicht vorkommen, daß mit ihm eine eigenthümliche Metamorphose vorginge. Er fühlt vielleicht einen leichten Schmerz am Kinn und Oberlippe, langes Barthaar fließt da hervor, wo bisher nur leichter Flaum im Winde geflattert hatte, das Gesicht schrumpft wie eine getrocknete Frucht zusammen, der Schädel wird kahl und ein Sammtkäpplein vertritt die Stelle der Perrücke. Er erschrickt, aber am Ende findet er all das begreiflich, denn er versteht, daß man in Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um eben so viel Jahre älter werden muß, um die dort schlummernden Geister des Mittelalters nicht zu erzürnen. Nirgends können diese auf einmal so lebendig vor einen hintreten, als wie hier, darum kann Nürnberg auch die berechtigte Forderung erheben, daß man es mit einem wirklichen Verständniß für jene Vergangenheit, aus welcher es sich in die Gegenwart herüber gerettet, betrachtet und nicht blos den Maßstab moderner Touristenweisheit an die Wanderung durch seine Straßen und Gassen legt.

Niemand möchte es bei solcher Wanderung schwerer oder leichter, wie man will, haben, als der, welchen Gott mit der Kunst, mit Stift und Kreide umgehen zu können, gesegnet hat. Ein Maler und Zeichner weiß nicht, wo er in Nürnberg anfangen und aufhören soll. Jetzt möchte er hier stehen bleiben, wo der alte gothische Bau auf Bogen, unter welche das gelbe Wasser strömt, über den Fluß setzt und einem kleinen hängenden Garten mit hohen Bäumen und blühenden Hecken zum Stützpunkt dient, jetzt dort, wo den alten Marktplatz noch alle die stolzen Häuser längst dahingegangener Geschlechter umstehen und der „schöne Brunnen“ nicht mehr im Schmuck der einstigen reichen Vergoldung, aber immer noch mit seinen zahllosen Figuren, die diese Miniaturruhmeshalle verzieren, prangt, oder am Ende noch lieber am St. Sebalds Grab, wenn das Sonnenlicht durch die bunten Fenster fällt und die prächtigen Gestalten der Apostelfürsten vergoldet. Aber wenn so einem kunstbeflissenen Menschenkinde die Auswahl aus Nürnberger Bildern schwer wird, so wird sie noch weniger uns leicht, wo wir aus diesen für die zeichnende Feder nur wenige herausnehmen können.

Wir betreten von Bahnhof aus durch das Frauenthor die Stadt. Vor uns liegt die südliche oder Lorenzer Seite; die Kaiserstraße, eine der breitesten, führt uns zur größten Kirche, zu St. Lorenz. Doch schlagen wir zuvor noch eine linke Seitenstraße ein, um dort in dem früheren Karthäuser Kloster das 1853 von dem um die Erforschung und Erhaltung deutscher Alterthümer hoch verdienten Freiherrn Hans von Aufseß gegründete germanische National-

museum zu besuchen. Dessen Aufgabe ist bekannt: eine Uebersicht über den gesammten Entwicklungsgang der deutschen Kultur in allen Zweigen zu geben; das Leben von Kunst und wissenschaftlichem Gewerbe, Krieg und Frieden, Kirche und Staat in Häuslichkeit und Oeffentlichkeit an dem Gang der Jahrhunderte vor Augen zu führen. In erster Linie soll für die Gelehrten alles für das Studium nötige Material gesammelt, in zweiter in übersichtlicher Aufstellung der dazu geeigneten Abtheilung dem großen Publikum Belehrung und Anregung gegeben werden. Was durch treue Ausdauer und Beharrlichkeit erzielt werden kann, ist im germanischen Museum bewiesen. Als vor noch nicht 30 Jahren sein Gründer den ersten Gedanken und die erste Anregung zu diesem nationalen Unternehmen gab, konnten wohl er und die ihn hülfreich unterstützenden Genossen kaum ahnen, daß das Werk so rasch und so viel versprechend gedeihen, das anfangs noch sehr schwache Pflänzlein wirklich schnell zu einem ansehnlichen Baum heranwachsen würde. Der rastlose Mann schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück. Er brauchte, suchte und fand Geld und zwar bei Fürsten und Privaten, überall war das Interesse für einen solchen Mittelpunkt deutschen Geistesstrebens erweckt. Die Sammlung wuchs zusehends an. Das zuerst sie bergende Aufseß-Haus am Panniersplatz war bald zu klein für sie und das Museum siedelte in seine neue Behausung, die alte Karthause, über. Aber auch diese genügte nicht lang. Ein ganzer Um- und Neubau wurde nöthig. Um dem neuen großartigen Justizpalast in Nürnberg Platz zu machen, wurde das alte schöne Augustinerkloster abgebrochen und dessen Wiederaufbau für das germanische Museum beschlossen. In den herrlichen Kreuzgängen haben die immer mehr sich anhäufenden Schätze der verschiedenen Sammlungen nun Raum sich auszubreiten. In kurzem wird der ganze Bau vollendet und die Anstalt in Stand gesetzt sein, ihrer großen Aufgabe mehr zu genügen.

Es weht ein echt mittelalterlicher Hauch durch alle diese Räumlichkeiten. Der Eindruck des Echten und Alten ist überall gewahrt. Die Zahl der hier zusammengetragenen, das kulturgeschichtliche Studium in allen seinen Zweigen unendlich fördernden Einzelheiten ist eine unermeßlich große. Zu katalogisiren ist hier nicht unsere Aufgabe, so wollen wir blos noch des in der Kirche des alten Klosters befindlichen Kaulbachgemäldes, „Kaiser Otto öffnet die Gruft Karl des Großen", gedenken, in welchem der Meister, der es dem Museum zum Geschenke gemacht, die Bestrebungen desselben, die Schätze von Kunst und Wissenschaft aus der Tiefe der Jahrhunderte hervorzuziehen, meisterhaft symbolisirt hat.

Wir stehen vor der Lorenzkirche. 1278 auf Veranlassung des Grafen von Nassau neu erbaut, hat sie erst 1477 ihre Vollendung gesehen. Aber auch die neue Zeit hat an ihr gründlich restaurirt. Sie ist dreischiffig, nur ein paar Thüren und Fenster zeigen den Rundbogenstyl, sonst herrscht die germanische Form vor. Das in hochsteilen Spitzbogen durchgeführte Hauptportal befindet sich zwischen den beiden Thürmen und ist nach Art der französischen Kathedralen mit einer Fülle von Skulpturen aus der heiligen Geschichte bedeckt. Ueber demselben erscheint eine große künstlich durchbrochene Rosette, ebenfalls nach französischen Motiven, aber ohne die strahlende Kraft der Straßburger Münsterrose. Ueber der Rose erhebt sich ein mit zierlichen Fensterreihen, Fialen und einem in der Mitte vortretenden Thürmchen geschmückter Giebelbau, welcher von zwei schlanken, 240 Fuß hohen Thürmen flankirt wird, an welchen letzteren es besonders schön sich läßt, daß sich das Werk vom Kranze an in einem Achteck bricht, dessen Seiten da, wo sich das metallene Dach aus ihnen erhebt, ringsum in Spitzen endigen. Das Aeußere bietet nicht den Reichthum der Sebalder Kirche, doch ist an der nördlichen Seite die Brautthür von 1520, daneben ein sehr altes, den Oelberg darstellendes Skulpturwerk und die von Stabilius 1502 konstruirte Sonnenuhr zu bemerken.

Das Innere des prächtigen Gebäudes imponirt durch seine einheitlichen großen Verhältnisse. 26 Büschelsäulen von rötlichem, durch das Alter geschwärzten Sandstein erheben sich zu mächtiger Höhe und tragen das Dach, unter welchem sie sich in Spitzbogen vereinigen. Ungemein zierlich ist die Decke des Chors, längs dessen ausgezeichnet schöne Gallerien in großem Bogen ziehen. Die vielen Fenster machen die Kirche heller, als man von außen schließen konnte. Die Glasmalereien derselben sind die bedeutendsten Nürnbergs; unter ihnen wieder macht sich besonders das „Volkhammerische Fenster" mit Christi Stammbaum, welcher aus dem liegenden Erzvater Jesse hervorwächst und das Tucher'sche Fenster, von dem Schweizer Jakob Springlein gemalt, bemerkbar. Auch schöne Holzschnitzereien und Gemälde von Hans von Kulmbach sind an den kleinen Seitenaltären zu beachten. Der Hauptaltar ist neu. Er wurde 1840 von Rothermund aufgestellt. Hinter ihm befindet sich der Krell'sche Altar mit einer Jungfrau mit dem Kind, 1483 von Hans Wohlgemut gemalt.

Die Prachtschätze der Lorenzerkirche aber sind das Sakramentshäuschen Adam Kraffts und der von Veit Stoß gearbeitete englische Gruß. Ersteres ist wol die vorzüglichste Probe einer zu vollendeter Meisterschaft gediehenen Technik der Steinmetzkunst. Die Blumen und schwanken Aeste des 64 Fuß hohen Tabernakelbaues scheinen aus dem Stein herausgewachsen zu sein; die knieenden Figuren des Meisters und seiner 2 Gesellen tragen das Ganze. Ganz anderer Art und doch auch in der seinen vollendet, ist der unweit davon zwischen Schiff und Chor in der Höhe hängende „englische Gruß", eine der vortrefflichsten Holzskulpturen, eine Verkündigung der Maria darstellend, welche rahmenartig ein, jedenfalls frei herausgeschnitzter Rosenkranz umspannt, mit einzelnen Rundbildern, die 7 Freuden Mariä repräsentirend; darüber Gott Vater zwischen zwei Engeln. Der Reformator Osiander scheint nicht die Freude, die jetzt die Kunstfreunde an diesem Bilde haben, empfunden zu haben, indem er es nur die „goldene Grasmagd" nannte und deshalb mit einem Sacke verhüllen ließ. Als drittes, wenn auch den beiden vorhergehenden nicht ganz ebenbürtiges Hauptkunstwerk der Kirche mag noch das Imhof'sche Altarwerk, eine Krönung Marias durch Christus, auf Goldgrund zwischen 1418 u. 1422 gemalt, genannt werden.

Um seiner schönen Bauart und seines Alters willen ist das der Lorenzerkirche gegenüberliegende Nassauer Haus nicht zu übersehen. Massiv, zeigt es oben zwei zierliche Ecktürmchen und Zinnen mit Umgang und am Dache das kaiserliche, nassauische und sächsische Wappen. Einst diente es den Pröbsten von St. Lorenz zur Wohnung.

Wir überschreiten den Fluß auf der Königsbrücke und gelangen in den nördlichen Theil der Stadt auf die Sebalder Seite. Links liegt nun der Hauptmarkt, welcher, obwol er nach 3 Seiten durch lange, bodenfest gemachte Budenreihen verunziert ist, doch noch als einer der schönsten Marktplätze Deutschlands gelten kann. Einst standen da die Häuser der reichen Juden, die sich aus den Verfolgungen am Rhein im 12. Jahrhundert hieher gerettet hatten. „Dieweil in Nürnberg kein großer Platz sei, daran die Leute gemeiniglich ohne Gedräng kaufen und verkaufen mögen und andern ihren Nutzen schaffen", ließ Kaiser Karl IV alle Judenhäuser in dem Theil der Stadt abbrechen, welchen jetzt 2 Marktplätze, der sogenannte grüne und Obstmarkt, bilden. Den vordern großen Marktplatz ziert an der Stelle, wo einst nur ein einfacher Brunnen mit laufendem Rohr und steinernem Trog stand, der „Schöne Brunnen", ein 60 Fuß in 3 Abtheilungen sich aufrankendes Bauwerk, das wohl vor allen andern Wasserspendern Deutschlands seinen auszeichnenden Namen verdient. Denn in reizenden künstlerischen Formen erhebt sich die reich verzierte Spitzsäule auf achteckiger Grundfläche mit durchbrochener, wunderlieblicher Arbeit, die einst, als die herrlichen Standbilder bemalt und vergoldet waren, einen strahlenden, stolzen Eindruck gemacht haben muß. Letztere zeigen in dem untersten Aufsatz unter zierlichen Schirmdächern: „die 9 starken Helden", Karl den Großen, Gottfried v. Bouillon, Chlodwig v. Frankreich, Judas Makkabäus, Josua, David, Cäsar, Alexander und Hektor; in der zweiten Abtheilung Moses und die Profeten; auch die 7 Kurfürsten fehlen nicht. Sämmtliche Figuren können als die schönsten Muster mittelalterlichen Bilderstyls in Nürnberg gelten; überall dieselbe bescheidene Mäßigung in Bezug auf das vorstehend Bauliche und doch innerhalb dieser Grenze eine reiche Fülle echt poetischer Gestaltung und eine wahrhaft künstlerische Anordnung und Ausführung, und in dieser wieder ein edler fein gebildeter Geschmack und durchgreifender großartiger Sinn für schöne Linien und Formbildung überhaupt und für lebendigsten und mannichfaltigsten Ausdruck im würdigsten Styl.

An der Stelle, wo ehemals die Synagoge stand, ließ Kaiser Karl IV unter dem, durch den fehlenden Thurm gerechtfertigten Namen „unserer l. Frauen Saal" die Kaiserkapelle errichten, bei deren Einweihung 1361 er selbst zugegen war. Sie ist die, heute dem katholischen Gottesdienste überlassene Frauenkirche, ausgezeichnet durch die reich verzierte Vorhalle, der gegenüber die übrigen Theile des Baues ziemlich schmucklos erscheinen. Sie wird, ein Meisterwerk sinnreichster Formentwicklung, nach Art der Wohnhäuser von Zinnenwerk gekrönt und von Fensterblenden gefüllt, welche in Stockwerke wagrecht abgetheilt sind, und ist überdeckt mit den herrlichen Bildwerken Sebald Schonhofers, des Meisters des schönen Brunnens, unter denen namentlich Maria als Himmelskönigin und die Standbilder der Kirchenstifter, sowie die beiden Ortsheiligen, Lorenz und Sebaldus, hervorzuheben sind. Das künstliche Uhrwerk des Oberbaues, eine echt mittelalterliche volkstümliche Spielerei, welches das sogenannte „Männleinlaufen" darstellte, d. h. Mittags 12 Uhr unter einer Art Trompetenbegleitung die Figuren der Kurfürsten vor dem thronenden Kaiser Karl IV vorüberziehen ließ, von dem Kupferschmied Sebastian Lindenast und dem Schlosser Georg Heuß 1509 gefertigt, ist seit langer Zeit zum Stillstehen verurtheilt. Das

Innere der Kirche entspricht in architektonischer Beziehung nicht dem Glanz der Außenseite, immerhin aber sind der Tucher'sche Hochaltar, ein Hauptwerk der Nürnberger Malerschule aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, Maria mit dem Kind als kolossale Holzskulptur von Veit Stoß und das sogenannte Pergenstaufer'sche Hochbild, eine von Engeln gekrönte Maria von Adam Krafft, das ganz mit einem reich durchbrochenen Spitzgiebel überdeckt ist, zu erwähnen. Hinter der Frauenkirche, auf dem Gänsemarkt, finden wir eines der schönsten Nürnberger Wahrzeichen, jenes allerliebste, kleine eherne Brunnenstandbild Pankraz Liebenwolfs, welches einen Bauern, der unter jedem Arm eine wasserspeiende Gans trägt, darstellt und darum unter dem Namen des „Gänsemännchens" weltbekannt ist.

Wir nähern uns dem Rathausplatz. Am Anfang des 17. Jahrhunderts faßte der Rat den Beschluß, ein neues großartiges Rathaus an Stelle des alten zu bauen, aber nur 3 Jahre, 1616—1619, langten für diesen Bau aus, der 30jährige Krieg unterbrach die Fortsetzung, so ist denn auch nur die großartige Façade ausgeführt, die in ihrem italienischen Styl wie ein Fremdling in der altdeutschen Stadt erscheint. Die übrigen Theile gehören noch dem alten Bau an. Die Façade selbst ist 110 Schritte lang und zwei Stockwerk hoch, von welchen jedes 36 Fenster zählt, am Dach mit einer Galerie umgeben, an den Seiten und in der Mitte durch einen Pavillon mit Thürmchen erhöht. Drei schöne Portale, mit den drei Nürnberger Wappen geziert, bilden den Eingang. Die Steinfiguren über diesen Portalen, in der Mitte die Gerechtigkeit und Wahrheit, links Ninus und Cyrus, rechts Alexander und Julius Cäsar, wodurch die vier Weltmonarchien dargestellt werden sollten, sind von dem Bildhauer Leonhard Klein 1617 gemacht, den der Goldschmied Christof Jamnitzer zu diesem Zweck aus Heidelberg berief. Indem wir durch das mittlere Portal eintreten, schreiten wir über eine Anzahl unterirdischer Gefängnisse hin, welche gewöhnlich Loch-Gefängnisse genannt werden; sie waren für schwere Verbrecher bestimmt; in der Nähe, ebenfalls unter der Erde, ist die Folterkammer. Von diesem Gefängnisse aus ziehen sich zwei unterirdische Gänge nach Norden und Süden. Der erste führt nach der Burg und mündete auf dem Schloßzwinger, der andere geht unter der Stadt hinweg nach dem Wald bei Dutzendteich. Eine breite steile Treppe führt in den großen Rathaussaal; dieser nimmt die ganze südliche Seite des Rathauses ein, welche noch vom alten Bau her besteht; er hat eine Länge von 80 und eine Breite von 30 Fuß, die hohe, gewölbte und mit Holz ausgelegte Decke und der große vergoldete hölzerne Leuchter wurden von dem Kunstschreiner Johann Wilhelm Behaim 1613 gemacht; an der großen Wand, den von Veit Hirschvogel gemalten Fenstern gegenüber, zeigt sich Albrecht Dürer's berühmtes Gemälde, welches, von Willibald Pirkheimer erfunden, in fast 3 Fuß hohen Figuren Kaiser Maximilian I im Krönungsornate auf dem von 12 Pferden gezogenen Triumphwagen mit einer köstlichen Gruppe von Spielleuten auf einem Balkon und eine sinnbildliche Gerichtsscene voll derben Humors darstellt. Zur linken von dem großen Bogenfenster bemerkt man ein in Stein gehauenes vergoldetes Bild Ludwigs des Bayern, zwischen zwei Adlern sitzend. Es sollte dem Kaiser den Dank der Nürnberger für die ertheilte Münchener Zollfreiheit ausdrücken. Bis zum Jahr 1806 war der Saal durch ein prächtiges metallenes Gitter in zwei Abtheilungen geschieden, allein ein hochweiser Rat sah sich veranlaßt, dieses, ein Werk Peter Vischers, als altes Metall zur öffentlichen Versteigerung zu bringen; drei Thüren desselben wurden in Nürnberg, alles andere in Lyon eingeschmolzen. Auch im Rathaussaal können die Geister alter Zeiten lebendig werden, denn seit Jahrhunderten bildet er den Mittelpunkt des öffentlichen Nürnberger Lebens; auch das schon erwähnte Friedensmahl, das Pfalzgraf Karl Gustav am 25. September 1649 zur Feier des westphälischen Friedensschlusses gab, wurde hier gehalten. Als unscheinbarste und doch vielleicht größte Mahnung an die Vergangenheit und Reichsherrlichkeit steht in einer Ecke noch der schmucklose Lehnstuhl aus dunkelm Eichenholz, dessen sich der Kaiser bei den Reichstagen bediente.

Einige Treppen führen uns nun höher, nach dem langen Vorplatz oder der untern Galerie, welche sich an der Rückseite der neuen Rathausfaçade hinzieht. Ihre Decke ist mit halb erhabenen, Gegenstände aus der Mythologie darstellenden, Stukkaturarbeiten von Abraham Graß geschmückt. Auch das zweite Stockwerk enthält einen Plafond in Reliefstücken, welcher in lebensvollen Gruppen, von Hans Kern gefertigt, das Gesellenstechen von 1440 abbildet. Der kleine Rathaussaal zeichnet sich nur durch seine verschnörkelte, hochgetäfelte Decke aus. Im Rathaus befindet sich auch das städtische Museum, unter dessen bemerkenswerthesten Bildern, weniger wegen seines künstlerischen Werthes, als um seiner historischen Bedeutung willen, das getreue,

portraitähnliche Conterfei jenes vorhinerwähnten Friedensmahles von Sandrat sich hervorhebt.

Links, dem Rathaus gegenüber, ragt die Sebalduskirche empor, nach St. Lorenz das zweitschönste Gotteshaus der alten Reichsstadt. Wie die erste anfänglich eine Filiale der Kirche von Fürth, so war auch sie bis zum Jahr 1413 von dem eine Stunde entfernten Dorfe Poppenreuth abhängig. Wie sie heute dasteht, ist St. Sebald das Resultat einer fast 300jährigen Bauthätigkeit; während der 1274 vollendete Chor die reinste gothische Form zur Schau trägt, zeigt der älteste zwischen 1040 und 50 begonnene Theil noch den Uebergang des Rundbogen- zum Spitzbogenstyl. Hier fordern schon die Außenseiten der Kirche unsere ganze Beachtung heraus. Zwischen den beiden Thürmen vor dem Mittelfenster der „Löffelholz'schen Kapelle" sehen wir einen herkulischen Christus am Kreuz, Metallguß von 1482, nach einer Sage ursprünglich von Silber, welches im 30jährigen Krieg, um die Aufmerksamkeit der plündernden Soldateska abzulenken, auf Anordnung des Rates schwarz angestrichen wurde, was den Nürnbergern den Namen „Herrgottsschwärzer" eintrug. An der nämlichen langen Seite befindet sich die „Anschreibthüre", an welcher man die Namen der in jeder Woche Gestorbenen der Gemeinde anzuzeigen pflegte, mit reich verzierten Bogenfeldern, den Tod, Maria's Beerdigung und Krönung darstellend. Auch die Außenmauer des Chors zeigt ein Meisterwerk, die sogenannte „Schreier'sche Grablegung", eine der bewunderungswürdigsten Arbeiten Adam Krafft's von 1492; hinter eisernem Gitter, unter kupferner Bedachung, mit dem ganzen zusammengehörigen Cyclus: Kreuztragung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung 27 Fuß lang und 8½ Fuß hoch. Vor Allem aber zeichnen sich zwei Portale der Kirche aus, an der Südseite des Langhauses die sogenannte „Schauthüre", mit einem ungemein sorgfältig gearbeiteten Relief des eben genannten Meisters, das jüngste Gericht darstellend, und noch viel prächtiger an der nördlichen Langseite, die, eine weite hervortretende Halle bildende, mit künstlich durchbrochener gothischer Arbeit geschmückte „Brautthüre", deren Nischen die klugen und die thörichten Jungfrauen einnehmen. Aus ihr zog jährlich am Sebaldustag eine Prozession mit dem Sarge des Heiligen, den die Vordersten des Rates trugen und alle Priester und Schüler schlossen sich an, das Volk aber kroch unter dem Sarge weg, weil das als das beste Mittel gegen Kopf- und Rückenschmerz galt.

Wir betreten das Innere der Kirche, deren etwas schmales Mittelschiff von 22 hohen, schlanken Säulen, von einem „Wald heiliger Tannen" getragen wird; durch ihre erhabenen Kronen bricht nur gedämpftes Licht, das sich durch reiche Glasmalereien seinen Pfad suchen muß. Ein feierliches Düster herrscht in der Kirche; erst allmählig tritt dem Beschauer Schmuck und gothische Ornamentik heraus. Die ältesten Theile des Baues sind gegen Westen die beiden Kapellen zwischen den Thürmen. Die obere heißt die „Löffelholzische", es führen fünf Stufen zu ihr empor, an deren Ende das 32 Zentner schwere, mit Reliefs gezierte Taufbecken aus weißem Kupfer steht, eines der ältesten Gußwerke Nürnbergs von unbekanntem Meister, in welchem am 11. April 1361 Kaiser Wenzel über der Taufe gehalten wurde. Unter der Löffelholzischen Kapelle liegt eine zweite, nach dem Apostelfürsten genannte, deren Gewölbe bereits in Spitzbogenstyl gehalten, also neu ist; sie diente lange als Beinhaus und erst vor einigen Jahrzehnten hat man die Knochen auf den Johanniskirchhof geschafft. Oben am Seitenschiff nach dem Altar zu finden wir eine lange Reihe von Gedächtnißtafeln alter Nürnberger Geschlechter, die Patrizierfamilien der Reichsstadt thaten sich ein Gutes damit, auf diese Weise ihre Namen und Verdienste der Nachwelt in's Gedächtniß zu schreiben. An der Kanzelsäule befinden sich eine Grablegung von Albrecht Dürer; am Haller'schen Altar ein Christus von Lukas Kranach; in der Rundung des Chors verschiedene Reliefarbeiten von Adam Krafft. Der Hochaltar ist zum Theile neu von Rottermund geschnitzt; alt sind daran nur die drei oberen Figuren von Veit Stoß. Alle diese aber treten zurück hinter dem „höchsten Heiligthum der deutschen Kunst" wie Kugler es nennt, dem St. Sebaldusgrab, das Peter Vischer mit seinen Söhnen 1506—1519 gefertigt hat und das wie die unterste Aufschrift bezeugt allein „Got dem Allmechtigen zv lob vnd St. Sebald dem Himmelfürsten zv Eren mit Hilff frumer levt vn den allmussen bezalt" wurde. Der Sarg, welcher in zwei Kästchen 18 und 91 Gebeine des Heiligen birgt, ist mit Silberblech überzogen und wurde 1397 gearbeitet. Er ruht auf einem Fußgestell mit Basreliefs aus dem Leben des Heiligen und steht in einer verschwenderisch reich verzierten gothischen Laube, welche drei Aufsätze mit gewundenen Treppenhäuschen hat, getragen von Säulen, in deren Mitte auf Postamenten die Apostel stehen, welche für das vollendetste Werk deutscher Gußarbeit gehalten werden; noch höher sieht man

die Kirchenväter und außerdem wenigstens noch 72 treffliche größere und kleinere Figuren angebracht. Unbedenklich darf das Ganze für eine der vollendetsten Kunstschöpfungen aller Zeiten erklärt werden. Nur in der Hauptform ist der Styl des Monumentes dem Altdeutschen sich annähernd, die Figuren sind im reinsten, edelsten Geiste der vorzüglichsten italienischen Bildhauer und mit einer Würde, Großartigkeit und Einfachheit durchgeführt, daß sie den besten Werken eines Ghiberti, Benvenuto Cellini u. s. w. unbedenklich zur Seite gestellt werden können. Es ist der Typus einer ganzen in ihrer Uebergangsstellung doppelt merkwürdigen, historischen Epoche, die uns hier entgegentritt. All' das träumende, frohlockende, dämonische Fantasieleben des Mittelalters bricht hier durch, aber verschwistert mit den heiteren Klängen, mit den sinnlich-sinnigen Symbolen, welche die wiederaufwachende Welt des klassischen Altertums an die Hand gab. Es ist viel seltsames und launenhaftes in diesen Gebilden und dennoch zugleich ein künstlerischer Reiz, dessen Berechtigung wir nicht verleugnen, dessen graziöser Wirkung wir uns nicht entziehen können.

Der architektonische Eindruck, den wir in der Sebalduskirche empfangen, setzt sich in dem, ihr nördlich gegenüberliegenden Pfarrhofe fort, an dem namentlich das auf einer achteckigen Säule ruhende, gothisch reich verzierte Chörlein oder Erker aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts mit Reliefbildern bewundert wird. In diesem Hause, das er von 1513 bis 1522 bewohnte, schrieb Melchior Pfinzing den die Abenteuer Kaiser Maximilian I verherrlichenden Teuerdank.

Gegenüber der nördlichen Langseite der Kirche steht die Morizkapelle, die, früher am Salzmarkt befindlich, im Jahre 1313 auf Kosten Erhard Merkels abgebrochen und hieher versetzt wurde. Da sie für gottesdienstliche Zwecke nicht mehr im Gebrauch war, so wurde sie im Jahre 1829 auf König Ludwigs Befehl zur Aufbewahrung einer königlichen Gemäldesammlung altdeutscher Schule, welche namhafte Bilder von J. von Eyk, Hans von Kulmbach, Holbein, Kranach, Schäufelin, Pencz und Albrecht Dürer enthält, bestimmt, und von Heideloff in gothischem Style restaurirt. An die Morizkapelle angebaut ist das sogenannte Bratwurstglöcklein, eine Kuriosität Nürnbergs, das durch die kleine Küche mit ihrem offenen Herdfeuer und die enge Stube einen berühmteren Namen hat, als es verdient.

Wenige Schritte bergauf nördlich führen zum Standbild Albrecht Dürer's, das nach einem Modell Rauch's der Erzgießer Burgschmiet 1840 gegossen, und in dem die Nachwelt die Schmach zu sühnen gesucht hat, welche die Zeitgenossen und vor allen Dingen der damalige plumpe, aristokratische Rat der Stadt durch die Nichtbeachtung der Leistungen und Verdienste Dürer's auf den großen Mann gehäuft hatte. Daß es diesem, wie es aus seinen Aufzeichnungen bekannt, auch im eigenen Hause nicht besonders wohl geworden, daran können wir uns in dem Dürer's haus e erinnern, das unweit des Monumentes so ziemlich wenigstens in der alten Weise eingerichtet uns ein Bild davon möglich macht, wie es etwa zu Zeiten seiner Bewohner gewesen sein mag. Gegenüber steht das sogenannte „Pilatushaus," dessen Ecke einen mit Blech überzogenen geharnischten Ritter sehen läßt. Ein Haus neuer Zeit, und doch auch von historischer, aber trauriger Bedeutung findet sich etwas weiter abwärts in der Winklerstraße, nämlich das des Buchhändlers Palm, des Opfers Napoleonischer Tyrannei, auf welches eine von König Ludwig verfaßte Inschrift hinweist. Nun hebt sich die Burgstraße steil zur Burg; hohe, stattliche Gebäude, in denen die alten reichen Geschlechter ihre Kaiser bewirteten, wenn sie so gerne in das lebensfrohe Nürnberg einzogen, um hier Rast von den Sorgen der Regierung zu finden, schließen sie zu beiden Seiten ein. Hoch erhebt sich am Ende der Straße und zugleich als dominirender Schlußpunkt der Stadt gegen Norden, breit auf ihrem Sandstein ruhend, die alte Kaiserburg. Der doppelte Adler, dessen Flügel auf das alte Burgthor gemalt sind, rechtfertigt Namen und Bestimmung derselben: denn sie war die kaiserliche Residenz, soviel ihrer von Heinrich III bis zu Karl V zu ihr hinaufritten und dazu der Burggrafensitz der Ahnen des neuen Kaiserreichs.

Wir treten in den vorderen Burghof durch das „Himmelsthor," von dem rechts einige Steinstufen zu dem zweiten, äußeren Hofe führen, an welchem der runde Vestner-Thorturm, der höchste Punkt Nürnbergs, steht, und wo man den sehr tiefen Brunnen zeigt. Geradeaus steht der viereckige Heidenthurm, sogenannt wegen einiger auf seinem Tragstein befindlicher Figuren, welche man für Götzenbilder hielt. Trotzdem aber ist er in Wahrheit der älteste, bereits im 11. Jahrhundert stehende Thurm für christliche Kirchenzwecke, der zwei Kapellen, außer der Peterskapelle in der Sebalduskirche, die ältesten und merkwürdigsten der Stadt, enthält. Die unterste, die Margarethenkapelle ist ein kleines, dunkles Gotteshaus, 4 Säulen mit Verzierungen in maurischem

Styl bekunden ihr Alter. Auf ihr ruht die Ottmars- oder Kaiserkapelle, in der 4 dünne Säulen, schlank wie Spindeln, ebenfalls im reinsten maurischen Styl das Gewölbe des hohen, heiteren Kirchleins tragen, in welches ein Fenster aus dem Gebetzimmer des Kaisers hinabgeht. In den inneren Schloßhof eingetreten, sehen wir uns von der Laubkrone einer alten Linde beschattet. Schon im 30jährigen Kriege war sie ein uralter Baum und Kaiserin Kunigunda soll es gewesen sein, die sie im Jahre 1050 gepflanzt hat. Anfangs des 16. Jahrhunderts war der Glanz der Kaiserburg erblichen. Sie wurde Sitz des jeweiligen Stadtschultheißen, der als „kaiserlicher Kastellan" hier wohnte. Erst unter König Maximilian II von Bayern, erfuhr sie eine gründliche Restauration, welche, das Alte möglichst erhaltend und doch mit neuem, reichstem Schmucke es erfüllend, ein wohnlich Fürstenschloß aus ihr gemacht hat.

Nächst dem Lueg in's Land, einem hohen, fünfeckigen Thurm, befindet sich die „Kaiserstallung", welche 1494 auf der Stelle errichtet wurde, wo einst das alte Burggrafenhaus gestanden. Prächtige Ausschau erschließt jener Thurm, doch, wer denselben nicht ersteigen will, hat gleiche auch von der „Freiung", dem Platze vor der Burg. Weit hinaus geht der Blick; um die Stadt liegt Garten an Garten, weiterhin Dorf an Dorf, die fruchtbarsten Felder mit Tannenwäldern untermischt; im Nordwesten und Westen umziehen blaue Höhen den Horizont, sonst schweift das Auge über Ebenen und die Masse des Reichsforstes. Fürth liegt ausgebreitet da; Erlangen und Altdorf kann man deutlich sehen; am Horizonte schwebt die Feste Rothenberg. Aber am schönsten und eigenthümlichsten ist doch das Gesammtbild des alten und neuen Nürnbergs, das hier so schön und groß sich vor uns ausbreitet. Da steigen die spitzen Dächer so eigenthümlich keck empor, heben sich die schlanken Thürme so hoch und frei in die Luft, sieht man so neugierig in die in malerischer Abstufung sich kreuzenden Straßen mit ihren alten Häusern und deren Erkern, Giebeln und Chörlein in mannichfachster Form und Ausschmückung; da zeigt sich so deutlich das wachsende Hinausstreben der Stadt, da klingen des Abends die Glocken so voll und harmonisch herauf, da sammeln sich die Geister der alten Zeit am liebsten um einen her; selbst den kühnen Ritter Eppelein von Gailingen weisen wir nicht ab, der seines flüchtigen Rosses Spur den Mauern dort eingedrückt und den guten Nürnbergern zu der Weisheit: „keinen zu hängen, ehe man ihn hat" verholfen. Aber im Besonderen geht der dem geheimnißvollen Walten der Weltgeschichte nachdenkende Geist auf der Nürnberger Feste doch seinen eigenthümlichen Weg — auch hier den Weg „vom Fels zum Meere." Es ist ja der alten Burggrafen Haus, vor dem wir stehen, und die Nürnberger Burg ist auch ein Mark- und Grenzstein der wunderbaren Bahn, die Gott sein deutsches Volk geführt hat.

Von der Burg herab gehen wir auf den Pauierplatz, wo einige schöne Häuser des alten Nürnbergs, namentlich das Topler'sche mit übereinander durch alle Stockwerke sich fortsetzendem Mittelchörlein und gegenüber der Hertelshof sich auszeichnen. Ebenso finden wir in der Hirschelgasse in dem Tucher'schen Jagdhaus — nun der berühmten Fleischmann'schen Papiermachéfabrik — ein besonders schönes Stück Nürnberger Architektur. Fremdartig erscheint uns wieder auf dem Egydienplatz die Egydienkirche mit ihrem italienischen Zopfstyl; doch gleicht auch hier wieder die anstoßende Eucharuskapelle, der älteste romanische Bau Nürnbergs, die architektonische Dissonanz aus. Ein prächtiger Renaissancebau mit außerordentlich belebter Façade, schönem Hofraum und künstlich konstruirter Treppe ist auf demselben Platz das Peller'sche Haus. Wer eine Reihe der eigenthümlichsten und noch best erhaltenen Nürnberger Häuser aus dem 15. Jahrhundert, umgeben von höchst sonderbarer landschaftlicher Szenerie sehen will, gehe über die Fleischbrücke, an der ein zweites Nürnberger Wahrzeichen, der steinerne „Ochs, der nie ein Kalb gewesen", zum Henkersteg, der an der Stelle, wo sonst die Stadtmauer hinführte, das Ende der Insel des Trödelmarktes mit dem linken Flußufer verbindet, und seinen Namen von dem anstoßenden Gefängnißthurm hat, wo sonst der Scharfrichter wohnte.

Um wenigstens in der Aufzählung der hauptsächlichsten Nürnberger kirchlichen und Profanbauten vollständig zu sein, müssen wir noch die Spital- und die Jakobskirche erwähnen. Erstere ist zwar ziemlich groß, hat aber doch weder in ihrem Aeußeren, noch in ihrem Inneren etwas besonderes Bemerkenswertes; historisch aber nur das Interesse, daß in einer Kapelle ihrer Sakristei von 1423—1796, wo sie vor den Franzosen nach Wien geflüchtet wurden, die Reichskleinodien und Reichsheiligthümer aufbewahrt wurden. Letztere, dem deutschen Hause gegenüber, findet sich zuerst 1288 erwähnt, im Jahre 1500 wurde sie durch den deutschen Orden vergrößert und mit der gegenüberstehenden, zum deutschen Hause gehörigen Elisabethenkapelle durch einen auf Pfeilern

quer über die Straße führenden steinernen Gang verbunden, welch letzteren man aber vor dem Einzug Gustav Adolfs 1632 niederriß. Die kleine Marthakirche nebst einem Hospital für arme Pilger 1560 von Konrad Waldstromer gestiftet, dient nun der reformirten Gemeinde. Früher hielten die alten Meistersinger lange Zeit ihre Versammlungen hier und von 1527—1614 wurde sie zu den von Nürnberger Bürgersöhnen aufgeführten Schauspielen benützt.

Die Klöster, mit denen auch Nürnberg in der vorreformatorischen Zeit reich gesegnet war, haben fast alle längst neuen Bauten weichen müssen, so das Dominikanerkloster, auf dessen Stelle jetzt theilweise der Pfarrhof von St. Sebald und die Stadtbibliothek stehen; das Egydienkloster auf dem gleichnamigen Platze; das der Barfüßer oder Franziskaner, wo sich jetzt das Museumsgebäude befindet und endlich das Karmeliterkloster, an dessen Stelle später das ehemalige Postgebäude und eine Reihe Wohnhäuser traten. Eine gewisse Erhaltung, ja Auferstehung feierten, wie wir schon erwähnten, das Augustiner- und das Karthäuserkloster; an der Stelle des ersteren erhebt sich jetzt der neue prächtige Justizpalast, in dem letzteren hat sich das germanische Museum angesiedelt. Außer den genannten Mönchklöstern hatte Nürnberg noch zwei Frauenklöster, das Klara- und Katharinenkloster; auch in des letzteren Kirche hielten die Meistersinger ihre Zusammenkünfte und Singübungen ab. Die Erinnerung daran ist auch in der jetzigen Bestimmung derselben zu Konzertzwecken festgehalten.

Als das älteste Spital wird 1212 das deutsche Ordensspital erwähnt. Der 1784 begonnene Neubau der Ordenskirche, eine Rotunde mit hoher gewölbter Kuppel, ist unvollendet geblieben. Die Israeliten haben sich in den letzten Jahren eine prachtvolle, reich ausgestattete, wohl zu den schönsten derartigen Bauten in Deutschland gehörende, Synagoge erbaut.

Der Reichtum der alten Zeit Nürnbergs prägt sich heute noch in großartigen Stiftungen, in zahlreichen Spenden für Schule und Unterricht aus. Die neuen Schulhäuser der Stadt sind palastähnlich aufgeführt. Des Gymnasiums auf dem Egydienplatz haben wir bereits gedacht. Vor ihm steht seines Stifters Melanchthon Standbild. Wie ihm und Albrecht Dürer, so ist auch dem Vorgänger der Nürnberger Dichter Hans Sachs ein Denkmal errichtet, wie auch die im Kriege 1870—71 Gefallenen an der Kaiserstraße eine künstlerisch schöne, monumentale Verherrlichung gefunden haben.

Durch das Tiergärtnertor schlagen wir den Weg zum Johanneskirchhof ein; ihn begleiten die schönen von Adam Krafft ausgeführten „Stationen." Der Ritter Martin Kistel zog 1477 mit dem Herzog Albrecht von Sachsen nach dem heiligen Grab, zählte dort die Schritte von dem Platz, wo angeblich das Richthaus des Pilatus stand bis zur Schädelstätte nach den 7 einzelnen Stationen ab, um diese Entfernung in seiner Vaterstadt irgendwie bemerklich zu machen, fand aber dies Verzeichniß bei seiner Rückkunft nicht mehr vor und machte deshalb 1488 mit Herzog Otto von Bayern die Reise nach Jerusalem noch einmal und ließ, endlich glücklich zurückgekehrt, da die Strecke vom Johanniskirchhof bis zum Thiergärtnertor ungefähr die Ausdehnung des heiligen Weges hatte, von dem oben erwähnten Pilatushaus aus, das damals der Familie Rieder gehörte, von Meister Krafft 1490, die sogenannte Seilersgasse entlang, 7 Szenen aus der Leidensgeschichte in Stein aushauen. Am Kirchhof selbst erblickt man die Darstellung der Kreuzigung in lebensgroßen Figuren, doch ist gerade diese, allerdings auch Kraffts Arbeit, aber Anfang dieses Jahrhunderts zerstört, durch eine neue ersetzt. Die heilige Kreuzkirche, auf halbem Weg vom Stadttor zum Kirchhof, war früher mit einem Hospital für arme Pilger verbunden, beide 1360 von Bertold Haller gestiftet. Der Kirchhof von St. Johannis selbst gewährt einen eigenthümlichen, von dem anderer großer Städte abweichenden, Anblick. Die sonst so freundlich die Schatten des Todes verscheuchende Verbindung von Blumen, Bäumen und Sträuchern findet sich hier nicht, im Gegentheil, es ist nicht einmal Platz für dieselben vorhanden; denn sämmtliche Gräber sind mit 1—2 Fuß hohen Steinen, welche die Länge und Breite des Grabes haben, belegt. Nur einer an großen Sandsteinen reichen Gegend, wie die Nürnberger, konnte es möglich werden, aus ihrem Gottesacker ein solches Steinmeer zu bilden, das nicht nur im Winter, wo der Schnee die schmalen Zwischenreihen zwischen den Grabsteinen füllt, den Weg zu den einzelnen Grüften sehr beschwerlich, sondern es eben auch ganz unmöglich macht, nur irgend einer Blume einen Standort zu geben. Der Kunstsinn der Nürnberger hat sich aber auch auf diese Steinmasse insofern ausgedehnt, als viele mit sehr schönen metallenen Epitafien versehen sind; dazu kommt das Interesse an den historisch merkwürdigen Personen, die hier ihre Ruhestatt gefunden.

Wir nennen nur die Gräber Albrecht Dürers, Willibald Pirkheimers, Lazarus Spenglers, Veit Stoß', Wenzel Jamnitzer's, Hieronymus Paumgärtners. Das Grab Hans Sachs' läßt sich nicht mehr ermitteln. Auch die neuere Zeit hat bedeutende und berühmte Namen dem Johanniskirchhofe eingefügt. Die Kirche des Friedhofes wurde 1252 zu Ehren Johannis des Täufers erbaut und 1323 auf Kosten der Familie Tetzel vergrößert. Von 1437—1714, im Ganzen schon neunmal erweitert, hat der Johanniskirchhof auch in neuester Zeit Vergrößerung erfahren, neu angelegte Arkaden mit Erbbegräbnissen umfrieden den neuen Raum.

Der Kirchhof von St. Rochus auf der westlichen Seite der Stadt, am Ende der Vorstadt Gostenhof, heißt trotzdem, daß er schon im Jahre 1518 angelegt worden, im Gegensatz zu dem damals schon vorhandenen Johanniskirchhof der „neue"; er ist kleiner als jener, zeigt dieselben liegenden Steine über den Gräbern, hat aber nur noch wenige Epitafien. Sein bedeutendstes Monument ist das Peter Vischers, dessen Stein der Magistrat im Jahre 1830 durch ein metallenes Stadtwappen kenntlich gemacht hat, um das sich ein mit einem Band umschlungener Lorberkranz zieht. Auf dem Band sind die Namen der Städte angebracht, wo sich die vorzüglichsten Werke des Meisters befinden, nämlich Nürnberg, Bamberg, Wittenberg, Regensburg, Breslau und Magdeburg. An die Westseite von St. Rochus stößt der Militärkirchhof an.

Schon bei flüchtiger Durchwanderung Nürnbergs sehen wir, daß das scharfe Messer neuzeitiger Anschauung und Anforderungen in anderen Städten Vergangenheit und Gegenwart viel durchdringender auseinandergeschnitten hat, als es hier der Fall ist. Denn hier fallen diese beiden nicht in zwei ganz getrennte Hälften auseinander, sondern der verbindenden Arterien sind noch genug geblieben. Nicht nur die alten Formen stehen in Nürnberg noch, sie sind vielfach auch noch mit dem alten Geiste erfüllt. Natürlich hat Nürnberg auch, wie wir nachgewiesen, der iniuria temporum seinen Tribut zalen müssen; sein reichsstädtisches Gebiet — Athen und Sparta hatten kein größeres Territorium — der veränderte Handelsweg, Kriege, allzustarke Reichs- und Kreisumlagen, Rechtsprocesse mit sich selbst und den Nachbarn, selbst die Veränderung des Geschmacks, die z. B. Silber, Porcellan und Glas den Metallarbeiten vorzuziehen begann, alles trug dazu bei, daß Nürnberg zu Anfang dieses Jahrhunderts von der stolzen Höhe, auf der es im Mittelalter gestanden, sank, daß es, wie die Königin der Adria, an die es so vielfach erinnert, dem Gesetz der Notwendigkeit, wie alle Dinge unter dem Monde, verfallen schien; aber die alte Noris war nicht tot, sie schlief nur, jetzt ist sie längst zu neuem, thatkräftigen Leben erwacht und schaut einem mit den alten, guten, deutschen, treuen Augen tief in's Herz. Nürnberg ist keine steinerne Leiche, kein Pompeji, das geisterhaft lebendig und doch tot unter den Lebenden stünde; der alte Geist, die alte Kunst, der alte rührige Sinn ihrer Bewohner haben längst ihr Auferstehungsfest gefeiert.

Die Stadt, aus der Adam Krafft's Hammerschläge und die Glocken der Meister Konrad und Andreas weit durch das Land ertönten, deren Namen Albrecht Dürer's Bilder fast noch lauter sangen, als der ehrliche Hans Sachs es vermochte, obwohl seine Stimme eine helle und wolklingende war, in der Peter Vischer hoher Schönheit Bilder in Erz fließen ließ, wie sein Geist sie sah, zu der Regiomontanus die Sterne niederzog, deren Flagge Behaim zu unentdeckten Ländern und Meeren trug, ist ihrer Vergangenheit nicht untreu geworden; sie ist heute noch in vielen Dingen die Lehrmeisterin Deutschlands und seine Vermittlerin mit fernen, selbst den entlegensten Ländern, wie sie es vordem war.

Hier schmückte sich vor allem das häusliche Leben mit jener wunderbaren, es in allen seinen Einzelheiten durchdringenden Kunst, an die es selbst in unserer fortgeschrittenen Zeit noch nicht wieder ganz hat heran kommen können; aber doch gerade hier knüpft die Gegenwart der alten Kunststadt mit großem Glück an ihre Vergangenheit an. Wer das rasch aufblühende Gewerbemuseum besucht, wird sich davon überzeugen können. „Nürnberger Tand" dringt noch überall hin, auch im fernen Osten und Westen hat er seine Stätte gefunden und vor allen die Lebkuchen, durch die es manchem Menschenkind heute noch bekannter ist, als durch alle seine großen und berühmten Männer; — denn jene Kammerjungfer steht nicht allein, die sich auf die herrlichen „Dürrers" in Nürnberg freute, aber darunter, wie sich an Ort und Stelle zeigte, nicht des unsterblichen Meisters Madonnen und Heilige, sondern „Dürre Lebkuchen" verstand.

Schauen wir, wie wir vorhin gethan, von der Freiung der Burg auf die immer mehr sich ausbreitende Stadt, so sehen wir auch die Schornsteine der Fabriken, wie Mastbäume aus dem Häusermeer ragen. Bedeutende, schwer wiegende, weltbekannte Namen klingen an unser Ohr. Wie Nürnberg einst

den ersten Schienenweg in Deutschland legte, so ist jetzt Kramer-Klett's Namen fast mit allen Eisenstraßen verbunden, und wenn man seinen Bleistift verloren, kann man ebenso gut nach seinem „Faber" fragen, man wird aller Orts verstanden. Nürnberg ist unzweifelhaft auf dem direkten Weg zur Großstadt.

Ob ihm dafür das überkommene, bisher mit so rührender Treue festgehaltene mittelalterliche Gewand noch länger paßt und ihm nicht zu eng wird? Schon ist man ob dieser Frage intra et extra Ilion in zwei Heerlager gespalten und der Streit wird heftig geführt. Thatsächlich ist er eigentlich schon entschieden. Nürnbergs bisher jungfräuliche Mauern sind schon nach ein paar Seiten gefallen, durchbrochen. „Es war eine Forderung der Notwendigkeit, der Rücksichtnahme auf die Gesundheit Tausender", rufen die Einen; „es ist eine Barbarei, ein Frevel an dem Schmuckkästchen Deutschlands", jammern die Andern. Wo liegt die Wahrheit? Wir glauben, mitten inne. Das neue Nürnberg ist nicht mehr das des Mittelalters. Was dem ausreichend war, langt heute nicht mehr aus; in den Vorstädten hat sich längst eine neue von Jahr zu Jahr wachsende Stadt angebaut. Sollen diese von der Mutterstadt durch Graben, Mauern und Thore abgeschlossen bleiben, soll sich der Verkehr lebensgefährlich gestalten, sollen wirklich so und soviele Prozente der Bevölkerung jahraus, jahrein der frischen Luft und des Sonnenlichts beraubt bleiben? Darum ist es wenigstens keine Sünde, wenn man etwas an dem alten Stadtbann rüttelt und die Zwischenmauern einlegend, Nürnberg zu einer offenen Stadt machen will. Ob aber nicht eine gegen das ehrwürdige Alterthum? Steht nicht Dürer's Geist zürnend auf seinen Thürmen, wenn man an sie vandalisch Hand anzulegen wagt? Aber daran denkt kein Mensch, an dem, was Nürnbergs Mauern so charakteristisch macht, an seinen Glanzpartien, an seinen alten Thoren, an der so wunderbar schönen Festungsseite zumal, rüttelt Niemand. Und so möge man sich beruhigen und daran glauben, daß man des „deutschen Schmuckkästchens" noch lange ungetrübt sich wird erfreuen dürfen.

Die Nürnberger Schweiz.

Der alte Sebastian Münster schreibt: „Nurnberg, diese mechtige und reiche Stadt, ligt ganz und gar auf einem ungeschlachten und sandigen Boden, aber hat desto sinnreicher Werkmeister und Kauffherren. Denn so sie mit dem Erdreich nichts mögen anfahen, schlagen sie ihre spitzige Vernunfft desto fleissiger auf subtile Werck und Kunst. Aber des Bawrs Volk, so herauf umb die Stadt wohnt muß die Natur des ungeschlachten Erdreichs gleich zwingen mit grosser Arbeit und durch etliche mittel treiben, damit sie es in ein Feuchtigkeit bringen, darvon der aingeworfen Samen Krafft empfahe und Frucht bringe."

Die Bemerkungen des kundigen Kosmographen treffen noch heute zu. Den Ansprüchen, die man an eine „landschaftliche" Umgebung einer Stadt von der Größe und Bedeutung Nürnbergs machen könnte, entspricht dieses nicht. Der über ihm lagernde Kohlendunst und von jedem Luftzug aufgewirbelte Sandstaub decken die Bäume und Gebüsche der die Mauern umgrünenden Anlagen mit einem fahlen Grau und selbst der älteste Vergnügungsplatz, die Hallerwiese, die schon 1433 vom Rat zu einem Belustigungsort für die Bürgerschaft erkauft worden, sowie die Rosenau mit andren, verschiedenen Gesellschaften eigenthümlichen, größeren Gärten bringen es nicht zu dem frischen, erquicklichen Eindruck, den derartige landschaftliche Zugehörigkeiten anderer Emporien machen. Wenn der Nürnberger wirklich frische Luft einathmen will, so geht er nach dem Dutzendteich und Schmausenduck oder besser, gleich weiter, in seine — „Schweiz." Wir müssen uns eben auch hier mit diesem mißbräuchlichen Wort vertraut machen.

Vorher aber werfen wir, den obigen Andeutungen Münsters folgend, noch einen Blick auf die entgegengesetzte Richtung. Von der Mündung des Finsterbaches unterhalb des Städtchens Roth bis nach Erlangen bildet die Rednitz-Regnitz die Sehne eines weiten, mächtigen Bogens, womit die östlichen Jurahöhen die Bucht von Altdorf, Hersbruck und Lauf umfassen. Der Westtheil dieses Amphitheaters bis an das Gestadland jenes Flusses ist vom Nürnberger Reichswald diesseits und jenseits der Pegnitz, dem Lorenzer und Sebalder Forste, großentheils bedeckt. Der mit wenigen thonigen Bestandtheilen gemischte Boden begünstigt nur die Föhre. Trefflich angebaut ist die Strecke am rechten Pegnitzufer, die sich wie eine halbe Sphäre nördlich um Nürnberg legt: Schniegling, Wetzendorf, Poppenreuth u. A. Es ist das sogenannte Knoblauchland, das seinen Namen von der ausgedehnten Kultur dieser und ähnlicher Pflanzen hat, der sich aber ein noch umfangreicherer Bau feinerer Gemüse, offizineller und anderer Handelsgewächse anreiht. Fleiß und rationelle Bewirthschaftung mußten Hand in Hand gehen, bis das gartenähnliche Land geschaffen

wurde, wie es jetzt sich zeigt. Es gemahnt an die Umgebung Bambergs und die Gegend der südlichen Mainbucht um Sennfeld und Gochsheim; dort aber arbeitete die Fruchtbarkeit des Erdreichs dem Fleiße des Siedlers unverhältnißmäßig mehr in die Hände, als hier auf dem staubigen Keupersande der Nürnberger Ebene. Von hervorragender Bedeutung sind namentlich auch der Tabakbau und die Meerrettigpflanzungen, welch letztere namentlich ein ausgedehntes, donauabwärts bis Wien und Ungarn reichendes Handelsgebiet erschließen.

Eine zweite Gruppe bildet das Land ostwärts von Nürnberg zu beiden Seiten der Pegnitz gegen Mögeldorf und darüber hinaus. Hier findet sich das Gegentheil des vorhin Gesagten. Weder Fleiß noch Fortschritt fördert die geringe Fruchtbarkeit des Bodens. Der Grundbesitz ist mit wenigen Ausnahmen sehr zersplittert, die ökonomischen Verhältnisse sind herabgekommen, wie der Landwirtschaftsbetrieb. Zwischen beiden Landschaften steht die Ebene im Südwesten der Stadt gegen Rednitz und Bibert (Schweinau, Zirndorf), wohl auch die Rednitz aufwärts gegen Schwabach. Großbesitz, sorglicher Ackerbau und verständige Bewirtschaftung kennzeichnen Land und Leute.

Aber landwirthschaftliche Schönheit mangelt allen diesen Theilen des Nürnberger Landes. Reicher treten diese erst in der Gruppe um Altdorf, Lauf, Hersbruck, Velden und gegen Gräfenberg auf, einem freundlichen Berglande, in dessen Schooß viel fruchtbare Thalungen, von Quellen und Forellenbächen triefend, dem Feld- und Hopfenbau gleich günstig, eingelagert sind und in dem die emporsteigenden Höhen des Jura, der Hohenstein und Rotenberg, der Hansgörgl und die Gaiskirche, der Arz- und Moritzberg, Hagen- nnd Dillberg, welche alle am bezeichnendsten ihren Gesammtnamen von der Houbirg bei Happurg erhalten, im vollen Halbzirkel amphitheatralisch zu schönem Anblick sich reihen. Kommt man hierher von der Nürnberger Sandebene herübergewandert, so geht man mit jenen Namen der „Altdorfer" oder „Hersbrucker" „Schweiz" nicht mehr so strenge ins Gericht.

Drei Eisenbahnen, zwei, südlich, der Oberpfalz, eine, nördlich, Oberfranken zuführend, erleichtern den Besuch der eben Genannten. Folgen wir jeder von ihnen. Zwei derselben laufen einander ziemlich parallel auf beiden Ufern der Pegnitz, in diesem Nebeneinander Resulte der ehemaligen Bayerischen Staats- und Ostbahn-Concurrenz. Wir nehmen zuerst die Linie Nürnberg—Schnabelwaid—Hof, natürlich nur bis zur mittelfränkischen Grenze. Sie führt, am rechten Flußufer sich haltend, über die Vorstadt St. Jobst, das einst den Brauneckern zugehörige Behringersdorf und Station Rückersdorf zunächst nach Lauf „rechts der Pegnitz." Das, schon 1253 erwähnte Städtchen, in dem im Oktober 1414 Johann Huß auf seiner Todesreise nach Constanz übernachtete, kam 1504 in Nürnberg's Besitz, wo dieses es im Landshuter Erbfolgekrieg am Samstag nach Frohnleichnam mit Sturm eroberte. Anmutig auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, hat es in seiner nächsten Nähe den Kunigundenberg mit einer der heiliggesprochenen Kaiserin geweihten Kapelle, auf welchem alljährlich ein in der Umgegend weit bekanntes Jugendfest gefeiert wird. Industrielle Thätigkeit findet sich in verschiedenen Fabriken die Pegnitz auf und ab, aber die Haupterwerbsquelle ihres Gaues fängt hier an, ihre grünumwundenen Signalstangen aufzustellen, denn von nun ab sehen wir, wie in den Weingegenden über Rebenfelder, über unendliche Hopfenanlagen hin. Sie haben weniger poetischen Reiz als jene, hindern auch mehr die freie Aussicht, aber der kundige und verständige Wanderer freut sich doch auch dieses das Reich Königs Gambrini übertriefenden Segens.

Links von der Bahn fesselt ein Berg mit noch stattlichen festen Wällen unsere Aufmerksamkeit, kein Trutzwerk neuerer und auch keine gewöhnliche Burgruine alter Zeit; es ist eine verlassene, der allmäligen Zerstörung schrankenlos zugewiesene Festung, die ehemals die kur-bayerische Grenze zu vertheidigen hatte, der Rotenberg. Früher im Besitze der Grafen von Vohburg, wurde das „rote Haus", wie es damals hieß, im Jahre 1402 von den Nürnbergern als ein Raubschloß erstürmt, drei Jahrhunderte später der zu einer Festung umgeschaffene Platz im spanischen Erbfolgekrieg von den Oesterreichern geschleift und in Folge der über Kur-Bayern verhängten Reichsacht 1706 als böhmisches Lehen an Nürnberg übergeben, nach dem Badener Frieden jedoch wieder dem bayerischen Kurhause zurückgestellt und 1740 von dem Ingenieuroberſten Peter de Croqueville fester als früher gebaut, so daß eine österreichische Belagerung 1744 ohne Erfolg blieb. Dagegen nahmen die Franzosen 1796 die Festung im Fluge weg. Der Adjutant, welcher abgesandt worden war, um jene zur Uebergabe aufzufordern, fand das äußere Thor, durch welches gerade eine Heerde getrieben wurde, offen und sprengte mit seinen sechs Begleitern unaufgehalten in das Innere, um sofort die 72 Mann bayrische Besatzung kriegsgefangen

zu machen. Bis zum Jahre 1836 diente der Rotenberg als Strafort und hatte darum eine kleine Wachbesatzung. Da verfügte am 23. Juni 1839 eine königliche Verordnung: „da eine Verwendung für irgend einen Dienstzweig nicht stattfinden kann, dagegen der Verkauf der Festungsgebäude in polizeilicher, der Abbruch derselben in geschichtlicher Beziehung aber nicht wohl zulässig erscheint, ferner ihre Unterhaltung einen sehr bedeutenden Aufwand in Anspruch nehmen würde, so haben S. k. Majestät zu beschließen geruht, daß die vorhandenen Oefen, Thüren, Schlösser, Fenster herausgenommen und veräußert, der ganze Umfang der bisherigen Festung aber dem angrenzenden ärarialischen Waldareal einverleibt werden solle." So ist es dann auch gekommen, der Wald wuchert über die verödete Stätte, wo einst das Waffenwerk geübt und trutzig Grenzwacht gehalten worden, hin und Dornen und Gestrüpp werden bald den Weg ungehbar machen zu den zerbröckelnden Resten kriegerischer Herrlichkeit.

Bei Station Schnaittach, dem als Schankung Kaiser Heinrich's II an sein neues Bisthum Bamberg 1010 schon genannten Markte, von wo aus der Rotenberg am besten zu ersteigen ist, verlassen wir die Bahn, die über Reichenschwand, Hersbruck „rechts der Pegnitz", Hohenstadt, Vorra nach Rupprechtsstegen und Velden weiter führt, um letztgenannten Orten zu Fuß zuzuwandern und auf diesem Wege dem Hohenstein nahe zu kommen. Nahe an der Stelle, wo die Pegnitz aus engem, tiefen Felsenthale austritt, um durch das weite Thor der Hersbrucker Bucht über Nürnberg in die Rednitz zu gelangen, erhebt sich dieser aus dem Südrande des Jura, einer der höchsten Punkte des letztern überhaupt, das höchstgelegene mittelfränkische Bergschloß.

Vorberge, bis zur Mitte bewaldet, führen den steilen Pfad hinan zum riesenartigen Felsgebilde, auf dem die alte Burg sich erhob. Hoch von des Berges Felsenstirne glänzen die weißen Zinnen in's Land noch heute hernieder, voll Erinnerungen an jenen unglücklichen Konradin, der hier in Lust, wie seine kaiserlichen Ahnen, oft weilte und sein glückliches „Ürebach" (Auerbach) im friedlichen Thalgrund freudig grüßen mochte, der auf dem Hohenstein, von wo er seinen Zug nach Italien antrat, von Todesahnung ergriffen, seinen letzten Willen niedergeschrieben haben soll. Thürme und Wehren zerbrach 1553 Markgraf Albrecht und ein neueres Schloß, das die Nürnberger auf dem alten Burgstall gegründet hatten, legte im Jahre 1590 eine Feuersbrunst in Asche. Rings in weitem Kreise von reizend wilden Bergen, grünenden Wäldern, Wiesen und Feldern umgürtet, bietet die Ruine herrliche Um- und Fernschau. Ziemlich in der Mitte des Rayons, den das Auge gen Südwest überblickt, ragt die Nürnberger Burg empor und die Conturen der Thürme der unter dieser liegenden Stadt treten scharf heraus. Die äußerste Grenze in dieser Richtung bilden der Spiel- und Hesselberg. Nach Süden schweift der Blick über die Höhengruppen, welche die Hersbrucker Gegend umschließen, bis zum Wolfstein bei Neumarkt, und weiter hinaus zur Sulzbürg und dem Schlüsselberg; südöstlich begrenzt Mariahilf bei Amberg, östlich Leuchtenberg bei Vohenstrauß den Horizont. Von Nordost grüßen die Gipfel des Fichtelgebirgs, der Ochsenkopf, Schneeberg und die Kösseine herüber, im Norden der Mistelgau, die angrenzenden Höhen der fränkischen Schweiz bis zum Walperle bei Forchheim; westlich schließen der Frankenberg und Hohenlandsberg die Aussicht. Das untere Pegnitzthal und die Ebene von Nürnberg bis an Erlangen, ein großer Theil des fränkischen und oberpfälzischen Landes mit seinen von zahlreichen Schlössern und Ruinen, Kapellen und Felsengruppen gekrönten Höhen liegen panoramaartig aufgerollt vor uns.

In Rupprechtstegen kehren wir zur Eisenbahn zurück. Diese hat Müh und Not anwenden müssen, den Weg hier herauf zu finden; nur mit Sprengungen und Tunnele, durch tiefe Einschnitte und auf Viadukten konnte sie vorwärts kommen. Dort wo die Pegnitz trüb und schlammig sich an Nürnberg heranwindet, sieht man ihr nicht an, welch ein romantisch Thal sie hier ihre Heimat nennt, in dem sie selbst hell und klar, durchsichtig bis auf den Grund, der Tummelplatz unzähliger Forellen, zwischen den fantastisch ausgestalteten, in allen möglichen Formen aufstarrenden Felsen einherrauscht. An einer jener Stellen, wo man die Welt mit Tannenbäumen und Dolomitwänden verschlagen glaubt und den Weiterweg der Bahn für unmöglich hält, sehen wir, wie aus dem Felsen herausgewachsen und doch wieder frank nnd frei von ihm sich abhebend, einen zierlichen Bau vor uns. Es ist das in den sechsziger Jahren von Ludwig Jegel gegründete und mit Geschmack und Comfort ausgestattete Hotel Rupprechtsstegen, das damals nur noch zu fern der Eisenbahn lag, um das werden zu können, was sein Erbauer aus ihm machen wollte. Aber auch jetzt kann es noch als Stand- und Aufenthaltsort für die genußreiche Durchwanderung des Pegnitzthales empfohlen werden. Das Anka-

thal, ein nordwärts des erstern in dieses mündendes, kleines, schmales Wald- und Felsenthal, voll Romantik und Waldeinsamkeit, die aber schon der Oberpfalz angehörenden Ruinen Veldenstein und Hartenstein, die an Größe und Weitläufigkeit die Muggendorfer Höhlen weit übertreffende Krottenseer Tropfsteinhöhle haben Anziehungskraft genug. An der Strecke von Rupprechtsstegen bis Velden nimmt unstreitig das Thal seine höchste Schönheit zusammen. Ein Steg, mit dem Bilde des heil. Rupertus geziert, führt den Fußgänger über den Fluß und an dessen linken Ufer die waldige Höhe aufwärts, wo wir einen volleren Anblick der herrlichen Felsenpartien, unter denen der „rote Fels" mit gigantischen Massen hervorragt, haben, als auf der Straße und Eisenbahn, die zu dicht an ihnen hinziehen. Hinter dem freundlichen Orte Langsdorf schließt sich jenes enger und immer wildromantischer zusammen und bald sehen wir die ersten Häuser Velden's hinter den Felsen vorspringen.

Das Städtchen hat eine, in ihren Umrissen bis zum 10. Jahrhundert hinaufreichende, nicht uninteressante Geschichte, die namentlich viel von Kriegsnot, aber auch von großer Tapferkeit der Bewohner zu erzählen weiß. Namentlich that sich diese im Jahre 1627 hervor, als die Kaiserlichen unter Anführung der Markgrafen Hans und Hans Georg von Brandenburg und des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg Velden hart bedrängten. Umsichtig und mutig leitete der Nürnberger Pfleger Waldstromer die Vertheidigung, die Frauen und Mädchen der Stadt und die in diese geflüchteten Bäuerinnen nehmen heldenhaft am Kampfe Theil, gossen Kugeln und sotten Milch, um die Anstürmenden von den Mauern herab damit zu begießen. Inzwischen kam die Kunde von der Not der Belagerten nach Nürnberg und am 20. Mai erschienen 300 bewaffnete Bürger der Reichsstadt zum Entsatz, die den Feind zum Abzug zwangen.

Die zwischen Velden und Neuhaus liegende Kreisgrenze nötigt uns zur Umkehr; die Bahnstationen, die uns dafür bis Hersbruck die Richtung weisen, haben wir oben genannt. Bei der vorletzten derselben, Hohenstadt, blickt von der Höhe am rechten Ufer des Flusses die Ruine Lichtenstein herab, das im Städtekrieg zerstörte Stammschloß eines alten, in Franken reich begüterten ansehnlichen Geschlechtes, dessen Namen wir später noch zum öftern begegnen werden.

Hersbruck, in älteren Urkunden „Hatheresbruck", „Villa Haderichs brucca" u. a. genannt, sieht sich von einer freundlichen, bewegten Landschaft umgeben und amphitheatralisch von den Berghöhen des Jura umschlossen. Als deren nächste ist ihm der Michelsberg gestellt, auf dem einst ein böser Stegreifritter dieses Namens gehaust haben soll, der aber dann bekehrt, unter der Bedingung, sein sündhaftes Schloß in eine Kapelle umzuwandeln, Hab und Gut dem Erzbisthum Bamberg überließ. Die Sühnkapelle ist nicht mehr vorhanden, aber die weite schöne Aussicht lockt uns auf die mit freundlichen Anlagen gezierte Höhe, von welcher der Blick nicht weniger als 27 Dörfer, 28 Berge, 3 Ruinen, Hohenstein, Reicheneck und Lichtenstein, 2 Kapellen und die Felsenpartien Stöppach und Langenstein sich heranzieht.

Hersbruck erhielt von Kaiser Heinrich IV Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit; 1263 kommt sein Name in jenem Testamente des letzten Hohenstaufen, als an den Herzog Ludwig von Bayern übergehend, vor und 1504 bildet es, gleich anderen benachbarten Orten, einen Theil der glücklichen Eroberungen Nürnbergs.

Die beiden Haupttheile des dermaligen Hersbrucker Gerichtsbezirkes werden durch zwei, dem Stromgebiete der Pegnitz gehörige bedeutendere Bäche — den Sittenbach im Norden und den Happach im Süden — in zwei abendliche und morgendliche Hälften getrennt. Am ersteren liegt das ansehnliche Pfarrdorf Kirchsittenbach, einst der Sitz verschiedener einander in diesem ablösender Adelsgeschlechter; an dem Happbache hinwiederum Happurg, am Fuße der schon oben erwähnten Houbirg. Diese erhebt sich östlich von dem genannten Orte, relativ 600 Fuß über die Umgegend emporsteigend und umfaßt drei Wegstunden im Umfange. Der Berg läßt das freundliche Pegnitzthal, alte Nürnberger, Bayreuther und Pfälzer Gebietstheile überschauen und beherrscht die älteste Handelsstraße des „Nordgaues", die „alte Eisenstraße", welche von Hauseck über „Hattersberg" (Hersbruck) nach „Lutrahahof" (Lauterhofen) zog. Seine erste Abstufung, jetzt Gänsberg geheißen, trägt Obstgärten, Fruchtfelder und alte Eichen und besteht aus Sandstein; die mittlere Terrasse, der Happerg, eine ausgebreitete Bergfläche mit Felsblöcken, ist Getreideland, aber schon mit den zahllosen Kalkplatten aller Juraflächen erfüllt. Die höchste Region, die eigentliche Houbirg, felsig und waldig, zeigt einen merkwürdigen Erdwall, der, über Gebirgshöhen und Felsen geführt, aus Kalksteinen und Erde

aufgeschüttet, den ganzen, steil abfallenden Bergrand ringartig einschließt und meist mit Waldgras überwachsen ist. Nicht ohne Grund — auch alte Grabstätten birgt der Ring — vermutet man hier den Schauplatz altgermanischen kriegerischen und gottesdienstlichen Wesens, die „Götterburg der Houbirg", die Reste einer uralten Heerburg, einer „Eresburg in der Hart", von welcher vielleicht das alte Hersbruck ein Vorort gewesen.

Pommelsbrunn, wo eine Brücke beide Bahnen „links" und „rechts der Pegnitz" verbindet, und Hartmannshof sind die letzten mittelfränkischen Stationen des von Hersbruck ostwärts nach Neukirchen und Amberg führenden Schienenwegs. Wir kehren auf diesem, nun links des Flusses bleibend, über die Stationen Henfenfeld, Ottensoos, Lauf, Röthenbach, von wo aus wir am besten den grünbewaldeten Moritzberg, auf dem 1419 Herdegen Valtzner dem heil. Mauritius eine Kapelle gebaut, besteigen können und Mögeldorf nach Nürnberg zurück, um sofort aber der dritten Bahn, die uns mit der Nürnberger oder, wenn wir die seit neuerer Zeit beliebte Theilung annehmen wollen, der Altdorfer Schweiz, als dem südlichen Abschnitt der ersteren, in Berührung bringt, uns zuzuwenden.

Es ist dies die über Feucht, Ochenbruck und Postbauer in südöstlicher Richtung nach Amberg—Regensburg ziehende, welche bei der erstgenannten Station eine Zweigbahn nach Altorf entsendet.

Der Markt Feucht war einst Sitz des Zeidelgerichtes, das hier sechsmal im Jahre vom Zeidelmeister gehegt wurde. Hieß doch der große Lorenzer Forst, an dessen Ausgange Feucht liegt, der „Reichs-Bien-Kreis", in dem die „Zeidler" auf besondern erblichen Grundstücken zerstreut wohnten und die Pflege der Bienen und Sammlung des damals vor Bekanntwerden des Zuckers fast ausschließlich als einziges Versüßungsmittel der Speisen gebrauchten Honigs zu besorgen hatten. Sie waren lang die einzigen Siedler in dem ausgedehnten Waldland, denn Dorf, Weiler und Gehöfte sind geringzählig zwischen dem Rötten- und Gauchsbache. Desto enger sitzt die Bevölkerung namentlich an der Schwarzach, unweit deren Ufern die Thürme der Stadt Altdorf dem Wanderer die Richtung zeigen durch das wellige, hopfenreiche Juravorland. Gegen Morgen, Mittag und Mitternacht, von Bergen umgürtet, rühmt sich jene einer hohen gesunden Lage, so daß einst Jena seine hektischen Studenten hieher, wie nach einem klimatischen Kurorte, schickte. Am breiten schönen Marktplatz steht die Hauptkirche zu St. Lorenz, sowie das 1565 erbaute Rathaus mit dem alten Wahrzeichen Altdorfs, dem eisernen Hecht. Die „Kollegiengasse" führt uns zu den Erinnerungen der Altdorfer „großen Zeit", da es eine hochansehnliche Hochschule Deutschlands war. Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts stand das Nürnberger Gymnasium nicht mehr in der Blüte, die ihm in der ersten Zeit seines Bestehens so großen Ruf verschafft hatte; Camerarius, damals in Leipzig, ertheilte den Rat, in einem der Nürnbergischen Flecken oder Städchen eine zweite gelehrte Schule zu errichten. Der Rat ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein und 1575 wurde das neue „Collegium" in Altdorf eingeweiht und das Gymnasium in ihm von dessen aus Straßburg berufenen ersten Rektor Valentin Erythräus mit einer Rede „de fine studiorum" eröffnet. Schon 1538 erhob Kaiser Rudolf II die rasch Ruf und Frequenz gewinnende Anstalt zur „Akademie", der am 3. Oktober 1622 das von Ferdinand II ausgestellte eigentliche Universitätsprivilegium folgte. In dieser Zeit mochte sich die Zahl der Studentenschaft auf die nicht geringe Höhe von 600 erheben; der wohlthätige Sinn der reichsstädtischen Patrone der Hochschule bethätigte sich in zahlreichen Stiftungen von Stipendien und wissenschaftlichen Attributen aller Art. Zwei zu Ende des 17. und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf so vielen deutschen Universitäten zu Tage tretende, nicht besonders rühmliche Erscheinungen, der „Pennalismus" und das pietistische Sektenwesen, warfen auch zu Altdorf ihre Schatten. 1809 wurde die Universität von Bayern aufgehoben, beziehungsweise mit Erlangen vereinigt und ihr Gebäude dem neuerrichteten protestantischen Schullehrerseminar überwiesen. Der östliche Flügel desselben, in welchem jetzt das k. Rentamt untergebracht ist, schloß einst das große „Welserianische Auditorium" in sich. An dem schönen zierlichen Brunnen im Hofe befinden sich die restaurirten Wappen derjenigen Nürnberger Patrizier, die sich bei der Gründung der Hochschule besonders betheiligten. Und, wie auf dem Dachboden des Hauptgebäudes noch eine Decke sichtbar, unter der sich, wie aus den vielen eingeschriebenen Namen hervorgeht, ein Carcer befand, so ist auch beim Eingang in den Treppenthurm noch ein anderes altes Arrestlokal, der „Hund" genannt, den kein Geringerer, als Wallenstein als erster Bewohner taufen sollte:

„Zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen,
Wollten ihn darauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer sperren",

sagt im „Lager" der Wallensteinische „Jäger" vom „Friedländer." Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft zwingt es ein Lächeln ab, wenn man das ehemalige „einst größte und festeste Laboratorium in Deutschland" als ein geräumiges Waschhaus sieht. Wichtiger war jedenfalls der von einem Professor Hofmann 1627 angelegte botanische Garten, der jetzt noch ein wertvolles Besitzthum des Seminars bildet.

Alle die einzelnen hübschen Wege, die in der „Altdorfer Schweiz", näher oder ferner dem Städchen, sich zu wasserdurchrauschten, wiesengrünen Thälern oder zu aussichtsreichen Höhepunkten aufthun, können wir nicht gehen. Als einen der schönsten derselben deuten wir den eine Tagesfahrt in Anspruch nehmenden über Grünsberg, in dem einst die berühmten Geschlechter der Rindsmaul und Schweppermann saßen, Burgthann und Schwarzenbruck nach Gsteinach an, das in engem Felsthal pittoresk gelegen ist und in dessen Nähe, sein schönstes und schwierigstes Bauwerk, ein 50 Fuß weit gespannter Bogen den Ludwigskanal über die Schwarzach weg auf deren rechtes Ufer führt. Man braucht hier nicht nach Altdorf zurückzukehren, sondern kann über Wendelstein, dessen, namentlich ausgezeichnete Mühlsteine liefernden Steinbrüche einen Namen haben und in dem erst in jüngster Zeit aus Staatsmitteln ein schöner monumentaler Brunnen errichtet worden, direkt nach Nürnberg gelangen.

Von Nürnberg bis Neustadt.

Haben wir gesehen, wie viele der jetzt weltbewegenden, praktisch gewordenen Ideen in Nürnberg theils zu Tage gekommen, theils frühzeitig eingebürgert waren, so dürfen wir uns fast nicht wundern, daß dort auch die erste deutsche Eisenbahn erdacht, geplant und ausgeführt worden ist. Wohl hat man auch da erst die Köpfe geschüttelt und darüber gelächelt, daß man ein Jahr lang an das Spittler Thor, wo die Straße von Fürth hereinkommt, Leute setzte, die genau alle zu Markt und sonstwie von dorther Kommenden controlirten, zählten, je nach ihrem Geschäfte in der Stadt taxirten, und darauf die Berechnung der Rentabilität des kühnen Unternehmens stützte — allein der Erfolg lehrte, daß man eben doch das Richtige getroffen hatte, und als die Ludwigs-Eisenbahn zwischen beiden Schwesterstädten, Nürnberg und Fürth nur erst ein paar Jahre im Gange war, war sie auch schon, was sie bis jetzt geblieben, die bestverzinsende aller ihrer nachgebornen Genossen, trotzdem, daß ihr aus diesen selbst Concurrenz erstanden; als später die bayerische Süd-Nord-Staatsbahn gebaut wurde, lief diese hart neben jener her und setzte sich auch mit Fürth durch die sogenannte Fürther Kreuzung in Verbindung. Allein der immer mehr aufblühenden Handelsstadt war auch diese nicht mehr direkt genug und so hat man nun den ersten Theil des früheren Nürnberg-Bamberger Schienenweges verlegt und diesen über Doos, das an die Stelle jener allerdings sehr unbequemen „Kreuzung" getreten, unmittelbar nach Fürth geleitet. Allein noch ein zweites Eisengeleise, das der Nürnberg-Würzburger Bahn führt dahin. Diesem werden wir nun eine Strecke weit zu folgen haben.

Fürth's landschaftliche Umgebung wird Niemand poetisch nennen wollen, bemerkt man doch kaum einen Baum in den vielfach gartenähnlich bebauten Feldern. Die Regnitz mit ihrem geradelinigen Laufe, dem so ebenmäßig getheilten Wassernetze, den nützlichen, aber langweiligen Hopfengärten und Tabaksfeldern an den Ufern und dem steifen Ludwigskanal zur Seite repräsentirt dazu vollkommen die Prosa der Flußwelt. Eine einzige Ausnahme findet sich vielleicht bei Doos, wo das Neben-, ja man könnte fast sagen In- und Uebereinander von Straße, Fluß, Kanal und Eisenbahnen ein wirklich interessantes Bild bietet.

Aber ebenso prosaisch, nüchtern, auch nicht einmal in der Ordnung und Architektur seiner Straßen etwas Anregendes und Belebtes habend, erscheint Fürth selbst, in seinem Aeußern und Totaleindruck die philisterhafteste Stadt Deutschlands. Allein trotzdem pulsirt in ihm ein ebenso energisches, seine Fäden nach allen Welttheilen ausspinnendes industrielles Leben, wie in Nürnberg, das Fürth so gut wie jenes zum Mittelpunkt des großen Industrie-Bezirkes macht, der sich um beide Städte herumlagert. Dazu ist der Gewerbsflor Fürths weit jüngeren Datums. Obwohl es als Hofmark schon im 11. Jahrhundert bekannt ist, so sind Gewerbe und Handel doch erst nach den Zeiten des 30jährigen Krieges zu einiger Bedeutsamkeit gelangt, von da ab aber in rascher Entwicklung vorgeschritten. Einzelne Industriezweige können zwar als Fürth vorzugsweise angehörig bezeichnet werden, wie Brillenschleifereien und Spiegelglasfabrikation, indessen fallen der Hauptsache nach die Gewerbserzeugnisse

beider Schwesterstädte doch zusammen und man kann füglich sagen, daß sich beide in ihrer Produktion ergänzen.

Einen nicht geringen Theil seines raschen Aufblühens verdankt Fürth den engherzigen Maßnahmen mittelalterlicher Exclusivität, welche bis in die jüngste Zeit keinem Juden die Ansässigkeit in Nürnberg gestattete. So kam es, daß diese dort zu einem Trutz-Israel sich zusammenthaten und bald in die Tausende anwuchsen. Ihre Synagoge und das neue 1833 in reichem gothischen Style erbaute Rathaus sind die einzigen hervorragenden Gebäude der Stadt.

Eine Stunde westlich von Fürth erheben sich über einer bewaldeten Höhe die Ruinen einer alten denkwürdigen Feste, „in welcher Nachts die Geister Wallenstein'scher Küraſſiere umgehen und die Heerpauke des dreißigjährigen Krieges dumpf unter der Erde rasselt. Drüben, von den Thürmen Nürnbergs her, antworten ihr die schwedischen Hörner." Es ist die „alte Feste" bei Zirndorf, wo Wallenstein Monate lang verschanzt lag und am blutigen 24. August 1632 jenen furchtbaren Ansturm der Schweden abwies, dessen Vergeblichkeit Gustav Adolf zum Abzug zwang. Von den Zinnen des alten Thnrmes erschließt sich eine weite Rundschau auf die beiden in ihrem Aeußern so entgegengesetzten Städte, dort die hohen alten Gebäude der im Osten ragenden Reichsstadt, hier eine Häusermasse, wie sie so nüchtern wohl am ähnlichsten in den neuern amerikanischen Städten zu finden sein mag, und rings herum zwischen trockenem Sand- und fruchtbarem Ackerboden merkwürdig getheiltes Flachland.

Auf einer großen Brücke über die Rednitz führt die Würzburger Bahn von Fürth nach Burgfarrnbach mit einem Schloß der Grafen von Pückler und weit berühmten Brauereien des Champagners der Biere, des „Burgfarrnbacher Weißbieres" und der zweiten Station Siegelsdorf. An letzterer zweigt sich eine Vicinalbahn mit 20 Minuten Fahrzeit nach dem im freundlichen, fruchtbaren Zenngrund gelegenen Städtchen Langenzenn ab, einst der Hauptort der Landgrafschaft der „langen Aue". 1409 gründete Burggraf Johann Friedrich daselbst ein Augustiner Chorherrn-Stift und überwies dem Probst und den 12 Chorherren die reiche Pfarrei mit der sehr frequentirten Wallfahrt „zur schwarzen Maria" und der Expositur Rossendorf, einem Dörflein zwischen Farrenbach und Zenn. Kaum eine Stunde von Langenzenn, flußaufwärts, liegt an der Straße von Fürth nach Windsheim der Markt Wilhermsdorf, (Wilihalmsdorf), bereits im 13. Jahrhundert urkundlich genannt, in dem die Kanzlei des Rittercantons Altmühl ihren Sitz hatte.

Weitaus der interessanteste Ort jener Gegend ist der Markt Kadolzburg, schon der ältesten Burggrafen aus dem Hause Zollern Residenz. Von dem auf steiler Höhe liegenden Schlosse, das eines der „Vier Quartiere" des Marktes bildet — der „eigentliche Markt", das „Thal" und der „Kraftstein" heißen die anderen — siedelten sie erst nach der Nürnberger Burg über. Viel des Alten, Guterhaltenen, Trotzig-Wehrhaften sieht man noch in jenem, der „Rüstkammer der Hohenzollern", wie man es wohl auch nennen mag.

Unmittelbar an den Gerichtsbezirk Kadolzburg schließt sich, zwischen der Bibert, Zenn und Aurach der vom Markt Erlbach an. Auch diesen Ort durchzieht die vorhin erwähnte Staatsstraße. Der Sage nach hat Burkhard, der erste Bischof Würzburgs, Mitte des 8. Jahrhunderts, unter vielen Kirchen der Umgegend auch hier eine zu Ehren des fränkischen Apostels, des heil. Kilian gebaut. In ihr, deren neuester Anbau die Jahreszahl 1471 trägt, fand man 1716 im steinernen Tisch eines versenkten Meßaltars Gebeine, Leinwand u. s. w. mit einem Zettel: „de crinibus sanctae Hildegardis." Ein wertvolleres Inventar dieser Kirche aber ist der der romanischen Kunstperiode angehörige Taufstein mit Rundbogenfries. Der Kilianstag wurde in Erlbach in der vorreformatorischen Zeit besonders feierlich begangen: der Pfarrer von Kirchfarrnbach mußte die Heiligthümer seiner Kirche beibringen, die Gemeindeschaar von Trautskirchen, Neuhof und Linden mit andern Orten zu ihrem feierlichen Empfang herbeiziehen.

An der Südspitze des Bezirkes liegt Dietenhofen, Markt an der Bibert, in dessen Nähe altdeutsche Gräber sich finden. Die unweit gestandene Burg der Edlen von Rosenberg wurde 1523 vom schwäbischen Bunde zerstört.

Bei den Dörfern Trautskirchen und Linden begegnen wir einmal den Spuren altdeutscher Sage, indem dort die Kirche auf der Stelle eines Druidentempels fußen soll, hier der „Druidenbrunnen" quillt. Es ist im Ganzen wenig, was wir in Mittelfranken von Sage und Mythe beibringen können. Der größere, protestantische Theil seiner Bevölkerung ist weniger empfänglich für dunkle, symbolische Märe, mehr für klare und bestimmte geschichtliche Erinnerung, die Chronikſage, die, selbstverständlich ohne Rücksicht auf Giltigkeit und historischen Wert, manches Anziehende vermeldet. So weiß man Manches

von der Städte und Dörfer Gründung, aber auch von dem Verschwinden solcher in der Kriege Angst und Not. Selbst historisch kann nachgewiesen werden, daß namentlich zur Zeit der Kreuzzüge viele Dörfer verödeten und schließlich wieder der Pflug über die Trümmer wegging. Im Aischgrunde waren es die Orte Hanrod, Schorn, Molkenbrunn, Rübling, am Fuß des Frankenbergs Rötlein, deren noch alte Documente erwähnen und von denen heute keine Spur mehr zu sehen ist. Aber ganz verklingt die eigentliche Sage auch in diesen Gegenden nicht. Auch hier geht die Kunde von versunkenen Schlößern und Burgen, von denen noch bisweilen ein Glockenklang zur Höhe dringt, von unterirdischen Gängen, aus denen zu Zeiten der Hahnenruf vernommen wird. Das deutet entschieden auf germanische Urzeit zurück. Vielleicht hat hier auch die dunkle Ahnung unfürdenklicher Einwanderung in einen bestimmten Sagenzyklus Gestalt gewonnen, für welche namentlich Mittelfranken überreichen Stoff bietet. In den irrenden Jungfrauen, die durch das Läuten einer Glocke oder den Schrei eines Hahnes wieder auf den rechten Weg gebracht werden und aus Dankbarkeit eine Kirche gründen und reich dotiren, hat die Sage diese Ahnung personifizirt; denn zur Zeit seines unsteten Nomadenthums wird auch der wandernde Germane erst den im Klang des Erzes oder im Flug der Vögel sich offenbarenden Rat und Willen der Götter erforscht haben, ehe er sich die Stelle wählte für eine neue Siedelung. So ist im Eichwald zu Mansdorf bei Markt Erlbach ein Hügel; darauf stund vor vielen hundert Jahren ein Schloß, das versunken ist; bisweilen „brennen" noch die Schätze, die mit zur Tiefe fielen. Einmal verging die Schloßfrau sich in Sumpf und Wald. Da gelobte sie den zum Schloß gehörenden Wald zur Schankung jenem Dorfe, dessen Geläute sie zurecht führen würde. Da hörte sie des Morgens zu gleichen Zeiten die Glocken von Mansdorf und Oberniederdorf und beiden verlieh sie den Wald zu gleichen Theilen. —

Nach der Station Hagenbüchach führt eine der höchsten bayerischen Eisenbahnbrücken, auf mächtigen Pfeilern fundirt, über das tief unter uns liegende Thal der Aurach nach Emskirchen, dessen Kirche, den Heiligen Kilian, Coloman und Totnan geweiht, noch Merkmale karolingischer Zeit trägt. Das in der Nähe belegen gewesene Raubschloß der Gailingen zu Königstein, an der nördlichen Seite des steilen Hardwaldes, wurde im Städtekrieg von den Nürnbergern zerstört.

Die Bahn geht nun durch eine fruchtbare, hier und da ganz hübsche Veduten bietende Landschaft weiter nach Neustadt a/Aisch, vor dessen Bahnhof wir aber umkehren, um diesen Hauptort des Aischgebietes erst später, wenn wir den genannten Fluß herabkommen werden, näher kennen zu lernen. Wir haben, abermals von Fürth aus, dem von diesem nordwärts gelegten Schienengeleise zu folgen, das uns an die in dieser Richtung ziehende Grenze unserer Provinz, zunächst aber über die Stationen Vach und Eltersdorf, nach der Universitätsstadt

Erlangen

bringt.

Wir stehen auf der alten „terra Slavorum": Erlangen war, wie das ihm nächst belegene Bruck an der Aurachmündung, einer jener Orte im slavischen Rednitzgau, in welchen Bischof Bernwulf von Würzburg und seine Nachfolger auf Anregung Kaiser Karl's des Großen 14 Kirchen zur Festigung des Christenthums unter den Heiden schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts zu bauen begann. Der Kaiser selbst soll einmal auf einer Reise nach Weißenburg (793) auf dem „Praedium" am Ratsberge übernachtet und, da er jeweils das Käpplein des heil. Martinus, um davor seine Andacht zu verrichten, mit sich führte, eine Kapelle zu Ehren dieses Heiligen gestiftet und damit den Grund zur späteren Martins-Kirche gelegt haben. Sein Troß aber verblieb damals zu „Bubenreut", dem wohlbekannten „Bierdorf", das daher seinen Namen führt.

Im Jahre 976 schenkte Otto II das Martinsstift zu Forchheim und das diesem zugehörige Erlangen dem Hochstifte Würzburg, von welchem es 1017 an das neuerrichtete Bisthum Bamberg überging. Während die Edlen von Erlangen, die schon im 11. Jahrhundert vorkommenden „Erlanger," sich eine stattliche Burg an der Westseite des Orts gebaut hatten, gewann diese selbst an Umfang und Bedeutung, so daß König Heinrich IV 1063 bei seiner Rückkehr aus Sachsen mit zahlreichem Geleite von Fürsten und Bischöfen dort Einlagerung halten konnte. Eine zweite, d. heil. Jungfrau geweihte, Kirche wurde nötig, Markt- und Zollrecht wurden verliehen, Thürme und Mauern aufgeführt und so sehen wir Erlangen zu Anfang des 15. Jahrhunderts schon als einen mit allen städtischen Eigenschaften ausgestatteten Hauptort des brandenburgischen obergebirgischen Fürstenthums. Mit diesem theilte es fortan alle Schicksale, mußte sich von allerlei Heerhaufen Brand und Plünderung gefallen lassen und hatte besonders im 30jährigen Krieg, wo 1632 der

kaiserliche Oberst Schletz nur 16 Häuser verschont ließ, Viel zu erleiden. Am 16. August 1633 wurden auch jene von der Forchheimer Besatzung noch weggebrannt und mehr denn zwei Jahrzehnte dauerte es, bis sich neue Wohnstätten über den Meilern erhoben, und die wiederaufgebaute Pfarrkirche konnte erst 1655 vollendet werden.

Das kläglich herabgekommene Städtchen erholte sich erst etwas wieder, als Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth den aus Frankreich vertriebenen Calvinisten in seinen Landen eine Zufluchtsstätte bot und für die Flüchtlinge 1686 den Bau einer zweiten Stadt bei Erlangen anordnete. Der „Meilwald," der das ausersehene Terrain noch bedeckte, wurde ausgerodet und, nach dem von dem Oberbaumeister Johann Moritz Richter entworfenen, von dem Markgrafen in hochherziger Weise mit allen Mitteln unterstützten Plan, jener, die heutige Neustadt, rasch gefördert. Die Häuser konnten von den Ansiedlern, die volles Staatsbürgerrecht erhielten, um äußerst niedrige Preise erworben werden und diese selbst, namentlich in der Strumpfwirkerei und der Handschuhfabrikation thätig, verstanden es, das gewerbliche und industrielle Leben der neuen Vaterstadt bald zu großer Blüte emporzuheben. Auf der Westseite der Stadt entstand ein eigenes Quartier für Walkmüller und Gerber, die heutige „Gerberei," und durch das Privilegium zur Abhaltung zweier Messen (1694) gewann Verkehr, Handel und Absatz an Zunahme. Die heimischen Fabrikanten bezogen die auswärtigen Märkte, ein eigenes Merkantilgericht bildete sich und im Jahre 1695 betrug der Umsatz in Erlangen bereits mehr als 200,000 Gulden. Wieder entstanden neue Kirchen, so in der Neustadt, der der Markgraf 1701 den Namen „Christian-Erlangen" gab, und auch die Altstadt wurde nach einem großen Brande (1706) wieder schön und regelmäßig aufgebaut, sowie mit einem neuen Rathaus beschenkt. Der Markgraf aber vollendete und verschönerte sein am 12. Juli 1700 zu bauen begonnenes Schloß und so hatte Erlangen wiederum derart an Größe und Bedeutung gewonnen, daß es durch Urkunde vom 5. März 1708 — nach Vereinigung der Altstadt mit Christian-Erlangen — zur sechsten Hauptstadt des Fürstenthums erhoben wurde und damit das Recht zur Beschickung des Landtags erhielt. Eine neue und es auf einmal aus einer kleinen, künstlich angelegten und darum trotz aller fürstlichen Gunst die Gefahr der Verödung nicht vermeiden könnenden Stadt weit heraushebende Epoche begann für Erlangen mit der Gründung seiner Universität.

Angeregt von seiner geistreichen, die schönen Künste und Wissenschaften so sehr fördernden Gemahlin Wilhelmine, die wir auf der Eremitage und im Sanspareil kennen gelernt, hatte Markgraf Friedrich schon 1742 in Bayreuth eine Akademie der höheren Wissenschaften gestiftet gehabt. Sie stund unter einem Direktorium, einem Rektor und acht Professoren für die vier Facultäten. Aber die Anstalt wollte in der Hauptstadt nicht recht gedeihen. Ungerechnet des Umstandes, daß das Gymnasium darunter litt, so konnten sich Soldaten, Studenten und Handwerker, denen damals noch der Degen an der Seite unverwehrt war, nicht vertragen. Der Gedanke, die Akademie anderswohin (auch Gunzenhausen, Uffenheim waren in Frage gezogen) zu verlegen und in eine ordentliche Universität zu verwandeln, tauchte auf und ward auch alsbald in Vollzug gesetzt. Am 13. April 1743 ertheilte der Markgraf den Stiftungsbrief, am 27. September begnadete er die neue Hochschule mit besondern Vorrechten und am 4. November fand die feierliche Einweihung statt, welcher andern Tags die Creirung mehrerer Doktoren und die Krönung eines Dichters folgte. Der Fürst ließ nichts unversäumt, seiner Schöpfung auch äußerlich Leben zu geben, indem er namentlich zur Carnevalszeit in Erlangen Hof hielt und den hier sich Ansiedelnden viele Vorrechte zusicherte. Der siebenjährige Krieg ließ die Stadt fast unberührt und so finden wir 1760 eine, die Universitätsangehörigen nicht in sich fassende, Bevölkerungszahl von 8140 Seelen. Bald aber trat ein Rückschlag ein, an dem die ränkesüchtigen Professoren und die zügellosen Studenten einen Theil der Schuld mit tragen mochten und trotzdem, daß auch Markgraf Alexander fördernd und spendend für sie eintrat, befand sich die Universität in sichtlicher Abnahme, der erst mit der neuen preußischen Regierung, welcher der Senat am 30. Januar 1792 huldigte, gesteuert wurde. Der Universitätsfond wurde vermehrt und mit einem jährlichen Zuschuß von 25,000 Gulden bedacht, der wissenschaftliche Apparat reichlichst vervollständigt und später das Schloß der Hochschule zur Verfügung gestellt.

Selbst in den napoleonischen Kriegen nahm die Frequenz der letzteren nicht ab; die Franzosen erwiesen dem Musensitz jegliche Rücksicht und Schonung. „Die Stadt Erlangen ist den Studien und Wissenschaften gewidmet, deren erhabener Gönner Napoleon der Große ist" — so beginnt der Schutzbrief, den der Sous-Inspektor Villain am 29. Oktober 1806

dem Magistrate und der Universität, und das ehrenvolle Dokument, welches er damit seiner, damals an solchen edelmütigen Anwandelungen nicht gerade sehr reichen, eigenen Nation ausstellte. Nachdem Erlangen durch den Tilsiter Frieden eine Zeit lang französisch geworden war, überwies es der Schönbrunner an Bayern, das am 4. Juli 1810 von ihm Besitz nahm und mit ihm die dritte Universität seinem reichen wissenschaftlichen Inventar einfügte, die dem Alter nach die jüngste und in ihrer Frequenz auch die kleinere ist, in ihren Leistungen aber ebenbürtig neben ihren berühmten Schwestern München und Würzburg steht.

Die Stadt Erlangen trägt unverkennbar den Charakter ihrer geschichtlichen Entwicklung; man merkt den geradlinigen, im Rechteck laufenden, langen Straßen, den großen Plätzen, den fast durchgängig nach der Schablone gebauten, meist nicht hohen Häusern sofort den Mangel des organischen Gewordenseins, die künstliche, wie auf Befehl fertig gestellte Mache an. So tritt auch kein Bauwerk charakteristisch hervor und selbst die Kirchen, deren zwei dem reformirten Ritus dienen, zeigen den nüchternen Styl, welcher die ganze Stadt beherrscht. Wirklich hervorragend präsentirt sich nur das Markgrafenschloß an dem 220 Schritte langen Marktplatz, das namentlich der Markgräfin Elisabeth Sophia Lieblingsresidenz war, vor dem das von Schwanthaler modellirte Monument des Markgrafen Alexander steht (ein zweites Denkmal ist das dem verdienstvollen Arzte Dr. Herz auf dem Holzmarkt errichtete), hinter dem der mit hübschen, schattigen Baumreihen bepflanzte Hofgarten sich ausdehnt. Verwitterte Statuen von Sandstein, zu Roß und zu Fuß, alte, kunstreich gearbeitete Wasserbecken mit einem ganzen Volk von Nereiden und Tritonen erinnern an Allongeperücken, Reifröcke und Markgräfinnen, die nicht mehr sind. Ein ganz anderes, neues Geschlecht wandelt dort herum: jugendfrische Gestalten, die bunte Mütze auf dem Kopfe, die Mappe unter dem Arm, denn im Hofgarten steht auch das alte „Collegienhaus", in dem die meisten Vorlesungen gehalten werden. Die medizinische Facultät hat ihre zum Theil ganz neuen und sehr zweckmäßige Bauten auf der entgegengesetzten Seite, während das ihr ebenfalls dienende Krankenhaus außerhalb des Parkes liegt. Von dort hat man nicht weit zu den umfangreichen Gebäuden der trefflich geleiteten mittelfränkischen Kreis-Irrenanstalt.

Erlangen entbehrt nicht eines gewissen landschaftlichen Reizes und namentlich wird dieser durch die Nähe schöner Waldungen, durch die man nach Bubenreut, auf den Ratsberg und nach Atzelsberg geht, und den mit Anlagen ausgestatteten und besonders durch seine prächtigen „Keller" anlockenden „Burgberg" vermittelt. An ihm wird alljährlich in den Pfingsttagen die weithin bekannte „Kirchweihe" mit ihren ungemessenen, dem, Erlangen zu einer bevorzugten Provinz seines großen Reiches erklärenden Gambrinus gebrachten Libationen und ihren fast regelmäßigen und zum Festvergnügen gehörenden „Kraftübungen" gefeiert.

Die deutsche Studentenwelt hat wenige Heimstätten mehr, in denen sie sich noch in der alten, von großstädtischem Wesen noch nicht zurückgedrängten oder gar unterdrückten, unverkümmerten Burschenweise „frisch, froh und frei" bewegen kann, wie es ihr noch in Erlangen möglich ist. Das alte Lied: „frei ist der Bursch" — und auch das: „die Philister sind uns gewogen meist" hat hier noch seine volle Geltung. Auch die Bürgerschaft Erlangens weiß, daß, wenn heut die Universität verlegt werden würde, die traurigen Zustände einer Verödung eintreten müßten, wie sie die Stadt in frühern Jahrhunderten schon erfahren, und wie sie ihr später, als ein Zerwürfniß zwischen ihr und der Studentenschaft letztere zum Auszug nach Altdorf veranlaßte, ernstlich drohte. So versteht man denn auch, dem, der hier an dem Bronnen academischer Weisheit sich niederläßt, das studentische Heim, sei es in Wohnung oder „Kneipe", so behaglich als möglich zu machen, und wenn so ein festlicher „Auszug" ist, wenn, der martialisch einherschreitende „Stiefelfuchs" voran, unter den Klängen des Verbindungsmarsches, mit den in „vollem Wichs" die stolze Bundesfahne tragenden und die im Sonnenlichte blitzenden Schläger schwingenden „Chargirten" an der Spitze, die lange Schaar jubelnder Burschen die Straßen durchzieht, dann flattern auch von den Dächern der Häuser, zum Zeichen fröhlicher Mitfeier, die Farben der treffenden Verbindung und aus den Fenstern weht, von zarten Händen geschwungen, das grüßende Tuch. Und selbst der griesgrämigste Philister horcht auf, wenn im Dunkel des Abends der Fackelring auf dem großen Platz sich zusammenschließt und der brausende Gesang: „stoßt an! Erlangen lebe hoch!" zu ihm in sein Stüblein emporklingt, er muß doch dabei der Zeit gedenken, da auch er jung und der Burschenfreude voll gewesen.

Nur Jena besitzt noch, so wie Erlangen, das Institut der „Bierdörfer", die einzelnen Studentenverbindungen sogar ihren Namen gegeben haben, wie Bubenreut und Uttenreut. Zu ersterem

wandelt man an dem von Schwanthaler gefertigten „Kanalmonument“ vorüber, das, Donau und Main in traulicher Umschlingung zeigend, die Idee des Kanals mit der stolzen Inschrift: „ein Werk, von Karl dem Großen versucht, durch Ludwig I, König von Bayern, neu begonnen und vollendet“, personifizirt. Es lehnt an dem Berg an, der, oben mit herrlichen Obstgärten bepflanzt, von dem Tunnel der Eisenbahn durchhöhlt ist, welcher technisch hier ganz unnötig war, aber, damit die Ludwigs-Süd-Nordbahn, die erste größere in Bayern gebaute, doch auch so ein Kunstwerk habe, eben doch erfunden werden mußte.

Eisenbahn und Kanal, Fluß und Straße, parallel neben einander laufend, erreichen von hier aus bald die oberfränkische Grenze, jenseits derer die uns bekannten Höhen der Muggendorfer Berge herüberblauen. Fast hart an ihr liegt Baiersdorf, die „Meerrettigstadt“, mit den zerfallenden Mauern des stattlichen Schlosses Scharfeneck. Von ihm führt uns der Zug in einer Stunde nach Nürnberg zurück, das uns nun ein neuer Ausgangspunkt nach westlicher Richtung und zwar zunächst für das denkwürdige

Kloster Heilsbronn

wird. Die Bahn bringt uns über die Stationen Schweinau, Stein, wo Faber's weltbekannte Bleistiftfabrik, und Roßtall dorthin. Letzgenanntes, in Urkunden Roßadal, auch Horesdal geschrieben, lohnt einen Besuch, seiner uralten, schönen Kirche wegen. Herzog Ernst von Schwaben und seine Gemahlin Irmgard aus dem Gaugrafenhause sollen in ihr begraben sein.

Viel erlauchtere Namen aber, einer ganz anderen Todtengruft treten uns nun in dem Münster von Heisbronn entgegen, dem Mausoleum der Hohenzollern. Kein anderes Königsgeschlecht hat eine solche Fürstengruft aufzuweisen, denn die andern haben ihre Ahnen im Tode bald da, bald dorthin verstreut: hier aber ruhen die Zollern durch Jahrhunderte nach und bei einander; das Münster von Kloster Heilsbronn ist in dieser Beziehung vielleicht mit Einem nur noch zu vergleichen — mit dem Kaiserdom von Speier. Was dieser für das Kaiserthum der Vergangenheit, ist jenes für die Träger der neuen Kaiserkrone: die stille Ahnengruft, das ehrwürdige Mausoleum.

Darum war auch Preußens Königen diese Todtenhalle in ihren Stammlanden nie gleichgiltig geblieben. Die Restaurationswut des vorigen Jahrhunderts hatte viel auch an Kloster Heilsbronn und namentlich an seinem Münster gesündigt; die weitläufigen Bauten des reichen Cisterzienserklosters waren theils abgebrochen und verwüstet worden; ein herrliches romanisches Portal hatte man zu einer Brauhausthüre gemacht und in der Kirche zumal hatte man keine Ahnung mehr von dem Prachtbau der Vergangenheit. Mit einer ausgesuchten Fertigkeit war das Ursprüngliche verballhornisirt, hohe Zwischenwände waren eingezogen und trennten Schiff und Chor, die alten prächtigen Fenster waren des Schmucks und Styls beraubt, Glasmalereien, Altäre, Bilder von unschätzbarem Wert nach allen Himmelsgegenden verschleudert.

Da beschloß König Friedrich Wilhelm IV, der für die Geschichte seines Hauses in frommer Pietät Lebende und Schaffende, die Grabstätte seiner Ahnen würdig zu erneuern. Gern hätte man von Preußens Seite allein die Restauration übernommen; man dachte, die Kirche als „Mausoleum“ zu aquiriren, und wollte der evangelischen Ortsgemeinde für ihre gottesdienstlichen Zwecke eine neue bauen. Aber Abel war damals der allmächtige, bigotte Minister Bayerns, dem schon der Gedanke nur, an einem bayerischen Orte am Ende ein preußisches Patronat entstehen zu sehen, als ein Gräuel erschien. Auf der andern Seite konnte man aber den Wünschen des königlichen Schwagers nicht vor den Kopf stoßen und so kam man auf den diplomatischen Ausweg, daß Bayern die Kosten der Renovation zu tragen sich zuvorkommend und freiwillig erbot. König Ludwig I fuhr selbst (1845) nach Kloster Heilsbronn, besichtigte unter der Führung des längst genau mit ihr und ihrer Bedeutung bekannten Grafen Stillfried die Kirche und rief, von ihrer Schönheit, trotz aller baulichen Verunstaltung, entzückt: „Ich will den Hohenzollern ein Mausoleum bauen.“

Man hielt Wort; allein sehr langsam ging die Arbeit vorwärts; erst 1866 war sie ganz vollendet und konnte gerade am Schluß des „deutschen Krieges“ — ein eigenes Zusammentreffen — am 14. Oktober des gedachten Jahres das ehrwürdige Gotteshaus seiner hohen Bestimmung wiedergegeben, als Mausoleum und als Kirche feierlich eingeweiht werden. Es war ein ergreifender Augenblick, als der festliche Zug, von den Vertretern der beiden, wieder im Frieden geeinten Majestäten von Preußen und Bayern geleitet, durch das prächtige Rundbogenportal einzog, die ganze große Kirche zum erstenmal in ihrer ganzen Ausdehnung vor den Eintretenden lag, die Klänge der Orgel voll und majestätisch an den hohen Wölb-

ungen des Chors sich brachen; es war eine eigenthümliche Summe von Gedanken, Empfindungen und Betrachtungen, die da an der Hand der sieben Jahrhunderte sich mir aufdrängten, welche zwischen diesem 14. Oktober 1866 und jenem Tage lagen, da Otto der Heilige von Bamberg dieser Kirche Grundstein gelegt hatte.

Denn auf diesen tapfern Schirmherrn und Missionär der christlichen Kirche führen das Cisterzienserkloster von Heilsbronn und seine Kirche ihren Ursprung zurück. Allein nicht, wie sonst wol bei Kirchengründungen geschehen, ein noch ganz jungfräuliches Stück Erde suchte sich der Bischof bei seiner Stiftung aus.

Grund und Boden war dort schon bewohnt, Eigenthum von fünf Grafengeschlechtern, die dort ein „praedium", ein lehenfreies Grundstück, und auf diesem ein „castrum", ein Wohnhaus, besaßen, von denen beides Otto kaufte, um auf den neuerworbenen Besitz bei „Halesprunne" sein Kloster zu gründen. Aber eines bedingten sich die Verkäufer aus: die Begräbnißstätte in der Klosterkirche und das Genuß-, Gebrauchs- und Wohnungsrecht im castrum „zu Gunsten Späterer." Wer waren aber nun diese „Späteren" und weß Namens war das Grafengeschlecht, das jenes Familienhaus und Familiengrab sich erhalten wollte? Die genaueste genealogische Prüfung führt uns auf den Namen Abenberg, ein uraltes erlauchtes Geschlecht, aus dessen Verheirathung und Verschwägerung mit den Zollern, denen die damaligen Burggrafen von Nürnberg angehörten, ein abenbergisch-zollerischer Stamm erwuchs, aus dem die Kurfürsten von Brandenburg und die Könige von Preußen hervorgegangen sind.

Im Jahre 1853 war man mit der Restauration so weit vorgeschritten, daß man an eine genauere Durchsuchung des ganzen Bodens der Kirche gehen konnte, um sich möglichste Klarheit über alle die zu schaffen, die hier zur Ruhe gebracht worden waren und nun aus ihr wieder aufgestört wurden. Die interessantesten Funde, bei denen Schreiber dieses vielfach Augenzeuge war, wurden da gethan. Der merkwürdigste war wol der, als man beim Aufsuchen der Grabstätte des 1497 gestorbenen Burggrafen Friedrich III von Nürnberg in der Tiefe von 10 Fuß auf 4 Gerippe stieß, welche nicht in Särgen, sondern in der bloßen Erde nebeneinander lagen. Eines derselben war mit viereckigen Steinchen umlegt, der Schädel sammt der aus den Steinchen gebildeten Umfassung auf die Seite geneigt. Einige Fuß nördlich davon fand sich eine mit der nördlichen Mauer des jetzigen Chors parallel laufende Grundmauer, tiefer liegend, als der Mauergrund des jetzigen Chors und von Morgen gegen Abend laufend; ob aber nur bis an das Ende des Chors oder weiter hinaus ins Freie, wurde zu untersuchen versäumt. Eine nur um einige Schritte fortgesetzte Aufgrabung würde darüber Aufschluß gegeben haben, ob außer den 4 Skeletten noch andere auf gleichem Niveau in einer gemeinschaftlichen Grabkapelle hier beisammen liegen. Auf diesen 4 Gerippen lagen noch mehrere, jedoch in Särgen, in vier Schichten regelmäßig aufeinander gelegt. Die Särge, sämmtlich von Holz, waren vermodert, nur an den sehr verrosteten Nägeln und Klammern fanden sich Reste von Holz. Diese letztern Gerippe waren augenscheinlich später bestattet, als jene erstgenannten. Es waren die Reste von Männern, Frauen und Kindern; eines der letztern ruhte in der Mutter Arme. An einem Frauenschädel war noch der sorgfältig geflochtene blonde Haarzopf erhalten. Im Ganzen wurden an dieser Stelle 41 Gerippe aufgefunden, die ausgegraben, dann aber insgesammt wieder, jedes in einem neuen schmalen Sarge, an ihrem Fundorte niedergelegt und so wieder zur Todtenruhe versenkt wurden.

Offenbar war hier eine sehr ansehnliche Familien-Grabstätte erschlossen, welche in hohe Vorzeit hinaufreicht und jedenfalls schon vorhanden war, als die Kirche gegründet wurde, so daß sie von dieser oder wenigstens von ihrem 1285 angefügten Choranbau eingeschlossen worden ist. Kein Zweifel konnte obwalten, daß man die Urgruft, erst der Grafen von Abenberg, dann der Burggrafen von Nürnberg gefunden hatte, welche die Letzteren noch bis ins 15. Jahrhundert in sich aufnahm. Burggraf Friedrich III, gestorben 1297, der so viel zur Erhebung Rudolf's von Habsburg auf den Kaiserthron beigetragen; Friedrich IV, der Sieger von Mühldorf, 1322; Johann II liegen dort begraben. Albrecht der Schöne, der Mann der „weißen Frau", gestorben 1365, schließt die Reihe der in jener uralten Gruft Versammelten. Eine neue ward gebaut, im Schiff der Kirche, für den Burggrafen Friedrich V, gestorben 1391. Sie blieb dann die Hauptgruft, in die nach seinem Vater zuerst sein Sohn Friedrich, der erste Kurfürst von Brandenburg, der direkte Ahne also des preußischen Königshauses, begraben wurde.

Nächst dem stehen dort zwei Monumente, der Kurfürstin Anna von Sachsen und dem Markgrafen Joachim Ernst errichtet. Als man im gedachten Jahre 1853 auch diese drei Grüfte untersuchte, fand man die Gebeine von 21 bis 22 Leichen, wirr durcheinander geworfen, und so viele Leichen burggräf-

licher, kurfürstlicher und markgräflicher Personen sind von der Zeit des Burggrafen Friedrich V an bis zu Joachim Ernst, dem letzten der dort bestatteten Markgrafen, zu Heilsbronn begraben worden. Man hat den Fürstenstaub allein gesammelt und, in zwei Steinsärgen verschlossen, nun in einem neu erbauten Gewölbe unter jener schon genannten Hauptgruft wieder zur Ruhe gebracht.

Aber nicht nur die Fürsten waren es, die hier ihre Todtenstätte fanden, auch ihre Vasallen, die Edlen des Landes, viele berühmte Geschlechter, suchten ihre Beruhigung darin, in der geweihten Erde des Heilsbronner Münsters begraben zu sein. Fast nur auf Grabsteinen wandelt darum in ihm der Fuß, auf vielen lassen die Inschriften sich nicht mehr erkennen; auf andern ist deutlich Wappen und Helmzier noch zu sehen; von den meisten aber wissen wir, wen sie decken: die Herren von Dornberg, Heideck, die Grafen von Oettingen, Nassau und Hohenlohe finden wir unter denen, die neben den Hohenzollern schlummern.

Werfen wir noch einen Blick auf die Todtenhalle selbst. Daß sie dieses in so ausgedehnter Weise ist, sichert der Heilsbronner Kirche den einen Theil ihrer Bedeutung, den andern hat sie in ihrer erbaulichen Eigenthümlichkeit. Sie ist kein Ganzes, aus einem vollendeten Guß, kein rein byzantinischer oder gothischer Bau, sondern eins nach, oder bei dem andern. Ursprünglich als Basilika im Rundbogenstyl des 12. Jahrhunderts angelegt, ist sie je nach Bedürfniß erweitert worden und hat so die folgenden Baustyle aufgenommen. An der Basilika hohes Langschiff lehnen sich zwei niedrige Seitenschiffe; auf der westlichen Seite stieß die Eingangshalle, auf der östlichen das Querschiff von der Höhe des Langschiffes an; dieses setzte sich mit seinen beiden Seitenschiffen bis zum Chor fort, wo alle drei mit Altarnischen schlossen. Der erste An- und Ausbau war 1203—1280 die Erweiterung des Chors, im schönsten Spitzbogenstyl, der nun von drei hohen Spitzbogenfenstern erleuchtet, mit einem Oktogon abschließt. Ihm mußte jene vor Gründung der Kirche schon gestandene abenbergische Kapelle mit ihrer uralten Gruft weichen, so daß der Hochaltar nun auf die Grundmauern derselben zu stehen kam. Später, im 15. Jahrhundert, kam's zu einer weitern Ausdehnung der Kirche, indem das südliche Seitenschiff um die doppelte Breite erweitert wurde, so daß dieses nun mit seinen palmenartig aufstrebenden Säulen, seinen prächtigen spitzbogigen Fenstern und seinem luftigen Gewölbe das Bild der reinsten Gothik ist, während das schmalere, nördliche den romanischen Charakter des Hauptbaues hat und gleich diesem die flache Holzdecke trägt. Eines hohen Thurmes entbehrt das Münster als Cisterzienserkirche völlig, nur über dem Chor der alten Basilika erhebt sich der im 15. Jahrhundert erbaute, zierliche Glockenthurm, zu dessen sicheren Fundirung neben dem rundbogigen Abschluß des alten Chors ein kräftiger, im Spitzbogen überwölbter Pfeilerbau eingefügt wurde, der das merkwürdige Nebeneinander der beiden Baustyle doppelt charakteristisch erscheinen läßt.

Der Haupteingang der Kirche, wahrscheinlich erst seit 1603, in welchem Jahr das prachtvolle Begräbniß des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg stattfand, liegt auf der Westseite des Gebäudes. Durch das nun gothisirte Portal tritt man zuerst in die „Ritterkapelle", eine Art Vorhalle, einen Bau der gothischen Zeit, aber augenscheinlich auf dem Fundament einer byzantinischen Eingangshalle errichtet. Sechs Fenster, drei nach Süden, drei nach Westen, erhellen sie; nach Norden fehlen sie gänzlich, da auf dieser Seite die alte Klostervogtei, später die Bibliothek der Heilsbronner Fürstenschule, anstieß. Burg- und markgräfliche Gräber sind in der Ritterkapelle nicht vorhanden, dagegen die zweier, dem hohenzollerischen Hause durch Einheirathung verwandten Dynastengeschlechter, der Oettingen und Hohenlohe, sowie der Herren von Festenberg und Reichenau. In zwei gleichen Reihen sind die alten Grabsteine, etwas über dem Boden erhaben, niedergestellt; von den Wänden blicken, wie vormals, die Helme, Fahnen, Todtenschilder markgräflicher und burggräflicher Vasallen und Lehensleute nieder. — Früher grenzte die Ritterkapelle ohne sonderliche Mauertrennung an das Langschiff an; jetzt tritt man durch einen großen, im Halbkreis geführten Schwibbogen in die „gemein Kirche", wie eine alte Handschrift sagt, d. i. in das Mittelschiff der Basilika ein. Sechs Arkaden, von mächtigen Säulen gebildet, öffnen dieses Langschiff gegen die Seitenschiffe, von denen wir das südliche schon als das im 15. Jahrhundert im reinsten Spitzbogenstyl erweiterte, das nördliche aber als das in seiner ursprünglichen byzantinischen Form belassene bezeichnet haben. Prachtvolle Altäre schmückten einst diesen Raum; über und an den Säulen waren die Todtenschilder der Burggrafen und die Gedächtnißtafeln der Kurfürsten und Markgrafen aufgehängt. Von runder Form, waren die Todtenschilder ursprünglich auf die Wand gemalt, bis man es 1702 vorzog, sie auf Holz zu übertragen und über die übertünchten Originale zu hängen.

So hängen sie nun noch dort, mit den Gedächtnißtafeln ihrer 30 an der Zahl. Ernste, denkwürdige Geschichtstafeln mit den berühmten Namen, den alterthümlichen Umschriften, den bunten Zierden in Wappen und Helmschmuck, schauen sie herab auf die drei großen Sarkophage, die mitten im Langschiff stehen.

Der erste umschließt, wie schon erwähnt, die Gebeine der Kurfürstin Anna von Sachsen, der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Albrecht Achilles, gestorben 1512. Wie auf ihm das lebensgroße Steinbildniß jener Fürstin liegt, so zeigt der zweite, aus schwarzem und weißem Marmor gefertigte Sarkophag die in Bronze gegossene Figur des Markgrafen Joachim Ernst, des dritten Sohnes des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, der 1625 starb. Eine frische, starke Quelle sprudelt in der Gruft unter ihm, während in der unter dem dritten Monument, dem des Kurfürsten Friedrich V, jene beiden Särge stehen, welche die Asche aller jener Ahnen und Stammverwandten des preußischen Hauses bergen, die, seitdem Friedrich V zuerst hier begraben worden ist, ihm in Tod und Grab nachgefolgt sind. Acht sieben Fuß hohe Standbilder umstehen die auf diesem Sarkophage in Lebensgröße ruhende Statue Friedrichs V.

Ein mit Zinnen gekrönter Lettner schließt diese eigentliche brandenburgische Todtenhalle von dem Raum ab, der, nun mit dem Querschiff zusammenstoßend, ehedem der Chor der Mönche war und nun zum Gottesdienst der Gemeinde dient. Hier war im vorigen Jahrhundert der störende Einbau gemacht worden, der den vollen Durchblick vom Portal bis zum Hauptchor hinderte. Nun ist dieser wieder hergestellt und von überraschend schöner Wirkung. Die an der Seite stehende Kanzel ist neu, aber mit alten Figuren geschmückt; der kleinere Altartisch dient für den gewöhnlichen Gottesdienst, während der uralte und mit einem neuen, höchst geschmackvollen Aufsatz gezierte Hochaltar mit seinen kostbaren — Dürer'schen? — Gemälden im Ostende des sogenannten neuen Chors steht, jener auch schon erwähnten, zu Ende des 13. Jahrhunderts vorgenommenen Erweiterung, die mit ihren Ornamenten, Säulenknäufen und Gliederungen deutlich den Stempel des Uebergangsstyls an sich trägt, indem jene entschieden der Gothik angehören, aber sich doch nicht völlig von den Traditionen byzantinischer Form losgerungen haben. Fünf Altäre standen einst in diesem Chor; noch schmückt ihn ein prachtvolles Sakramentshäuschen, aus Stein gehauen, ähnlich dem berühmten in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg von Adam Krafft's Meisterhand, der auch dieses gearbeitet haben soll. Von den Glasgemälden, die einst die hohen Fenster füllten, ist nur eins, hoch oben im mittleren Chorfenster, aber gerade eines der merkwürdigsten geblieben: das Kreuz, unter dem Burggraf Friedrich III mit seiner Gemahlin kniet. Sonst fehlt's der Kirche nicht an Schmuck. Sind auch die meisten Altäre verschwunden, so sind doch viele mit wertvollen Bildern und Skulpturen geblieben und der Gemälde viele hängen an den Wänden. Es sind wahre Kleinodien altdeutscher Malerei darunter.

Die Münsterkirche ist groß, lang, aber zu schmal, um auf einmal einen überwältigenden Eindruck zu machen; sobald man aber länger in ihr weilt, ihren Einzelnheiten nachgeht und vor Allem ihre große, geschichtliche Bedeutung auf sich wirken läßt, dann wird man bald zur Ueberzeugung kommen, daß sie eine der merk- und denkwürdigsten in Deutschland ist. Noch liegt eine Reihe von fast nicht minder interessanten Bauten um sie herum; hart an ihr die Heideckerkapelle, die, noch älter als das Münster, den Bauverständigen besonders fesselt; das auch oben schon genannte prachtvolle romanische Portal einer anderen uralten Kapelle; die Reste der Klostergebäude und der einst hochberühmten Fürstenschule und vor einem Jahr noch das später zur Pfarrwohnung gewordene „castrum" oder „Burggrafenhaus", das Gast- und Fremdenhaus des Klosters, in dem Deutschlands Kaiser und die Burggrafen oftmals längere und kürzere Zeit geweilt, und das nun, weil es gar zu alt und morsch geworden, einem Neubau hat weichen müssen. Man sieht, das kleine Kloster Heilsbronn bietet viel des Beachtenswerten, weit über den engern Kreis einer Lokalgeschichte hinaus Interessanten.

Seine Geschichte ist die eines Mönchstaates, wie es wenige seines Gleichen in Deutschland hatte. Die Cistercienser Herren von Heilsbronn verstanden trefflich, neben der ihnen vom Stiftungsbriefe Otto's des Heiligen gesetzten Aufgabe „Gott zu dienen", auch an einen andern Satz dieses Briefes, welcher „Bann und Verdammniß über die ausspricht, welche sich an dem, was das Kloster durch Schankungen und Bewilligungen von Päpsten, Königen u. s. w. erhalten würde, vergreifen sollten", sich zu halten und nach und nach ihren Besitz soweit, bis in ferne Gegenden hinein auszudehnen und zu vergrößern, daß wenig andere Klöster sich gleichen Reichthums rühmen konnten. Die Aebte, stets gelehrte, diplomatisch gewandte, streitbare Männer, sorgten immer für einen regierungstüchtigen Nachwuchs, indem sie ihre talent-

vollsten Mönche auf Universitäten, mit Vorliebe nach Paris, schickten; die Kaiser von den Hohenstaufen an, waren mit Freuden Schirmherren des Klosters, die nur ab und zu die Ausübung dieses Patronates Andern übertrugen und ein Privilegium, eine Dotation nach der andern steigerte jenes Ansehen und Macht. Die Säcularisation setzte 1555 auch hier „lachende Erben", die Ansbacher Markgrafen, ein, die für die Verwaltung der reichen Klostergüter und Gefälle ein eigenes Amt bestellten. Markgraf Friedrich errichtete in Heilsbronn, in ihr die alte Klosterschule reorganisirend, 1581 die bald großes Ansehen erlangende Fürstenschule, deren Scholarch den Abtstitel fortführte, und die 1736 nach Ansbach übertragen wurde.

Heilsbronn ist von schönen, ausgedehnten Waldungen umgeben, die mehr von der Staatsstraße, aber auch theilweise von der Bahn durchschnitten werden. Von der folgenden Station Wicklesgreut aus kann man in wenig Zeit nach Neuendettelsau gelangen, wo die von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Pfarrer Löhe gegründeten und mit hingebender Sorgfalt geleiteten Diakonissen- und Missionsanstalten eine hervorragende Stellung auf dem reichbebauten Arbeitsfelde der innern Mission in der deutschen evangelischen Kirche einnehmen. Auf hohem Damm tritt vor der Station Sachsen, einen freien Blick in das grüne Thal der Rezat erschließend, in dessen Hintergrunde auf einer Insel des Flusses die Thürme von Lichtenau sichtbar sind, die Bahn aus dem Walde heraus, um alsbald uns in der mittelfränkischen Hauptstadt Halt machen zu lassen.

Ansbach.

Ein altes Sprüchlein sagt:

„O Onolzbach, o Onolzbach,
Fängst an mit „O!" hörst auf mit „Ach"!"

Aber Niemand möge aus diesem einen unliebsamen Schluß ziehen, als ob an der also besungenen Stadt gar nichts Anziehendes zu finden wäre, als ob sie weder für die Vergangenheit noch für die Gegenwart etwas zu bedeuten hätte. Jener klagende Vers hat einen historischen Ursprung aus der traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges her, als Markgraf Joachim Ernst in den besten Mannesjahren zu seinen Vätern versammelt worden und seine Wittwe beim Anrücken der Kaiserlichen mit ihrer Tochter nach Kitzingen geflüchtet war, und diese Flucht sofort zum Vorwand genommen wurde, das ganze Fürstenthum unter kaiserliche Sequestration zu legen. Wenn auch diese Episode nur ein Jahr dauerte und der junge Markgraf, jubelnd von den Bürgern seiner Hauptstadt begrüßt, zurückkehren durfte, so war das doch ein so schweres Joch gewesen, daß sich die Erinnerung daran eben in jenem Sprüchlein erhielt.

Schon sein Alter macht Ansbach ehrwürdig. Kaiser Ludwig der Fromme weiß von einem „locus in quandam silva, qui dicitur Oneltesbach." Am „Waldbach" lagen des spätern Ansbach erste Siedelungen. Der heilige Gumprecht, auch Gumbertus geheißen, baute hier Kirchlein und Kloster auf, welch' letzteres sich im Laufe der Zeit in ein weltlich Kollegiatstift und in eine hochberühmte Stiftsschule verwandelte, von deren Schülern der edle Minnesinger Wolfram von Eschenbach keiner der geringsten war. Im Jahre 1331 kauften die Burggrafen von Nürnberg die Stadt um die gewichtige Summe von 23,000 Pfund Heller, und als durch die sogenannte „Friedericianische Disposition" das Burggrafenthum in das Land „ober- und unterhalb des Gebirgs" geschieden wurde, ward Ansbach die Hauptstadt „des nydern Landes zu Franken". Solch einer kleinen Fürstenstadt Geschichte ist nicht die einer alten freien Stadt des deutschen Reiches zu vergleichen. Von deren Kämpfen, freiheitlicher, selbstbewußter Entwickelung u. dgl. weiß sie nichts. Wie der Hof, so das Leben der Stadt. Der Fürst und sein Leben und Treiben ist die Sonne, die ihren Abglanz huldvoll auf das Bürgerthum wirft, das sich von jenem sogar die Regelung der intimsten Beziehungen des privaten und häuslichen Lebens diktiren läßt. „Wessen man sich bei Kindstaufen, Gevatterschaften, Heyrathsberedungen zu verhalten hat," wird von Serenissimo befohlen; daß der Verlobungsring bei vermöglichen Leuten nicht mehr als höchstens fünf Gulden kosten dürfe, sonderlich aber ohne Diamanten und Edelgestein sein müsse, wird „bei Verlust und Abnahme" geboten; nur die Beamten und Hofbediensteten dürfen in „Kutschen" fahren, die Bürger dagegen nur in die Portechaisen und in diese nur bei Regenwetter steigen, und — der Bürgermeister und hohe Rat nimmt in der fürstlichen Rangordnung erst die 62. Stelle hinter den Kammerdienern und Leibschneidern ein. Da aber kein Gemeinwesen ohne irgend welche Bewegung sein kann, wenn es auch nicht immer gerade in „Politik" machen muß, so schaffte sich der ansbacher Thatendurst, da ihm das staatliche Gebiet verschlossen war, auf dem kirchlichen Luft. Schon die Hussitenlehre spukte, hier unter einem gewissen Friedrich Müller, dann trieb hundert Jahre später der schalkhäuser Pfarrer Hans Hechtlein Anabaptismus wofür er mit der Tortur belegt, jedoch „nur ganz

gering und leicht aufgezogen" wurde, und fast gleichzeitig schrieb Markgraf Georg, den die Reformationsgeschichte etwas euphemistisch den „Frommen" nennt, den ersten Religionsconvent nach Ansbach aus, der das Fundament der Vorbereitung der Reformation in den ansbach-bayreuthischen Landen geworden ist. Der Bauernkrieg hatte Ansbach nichts an, obwol es mitten in seinem Feuerheerde lag; dafür schlugen ihm der dreißigjährige und der pfälzische Erbfolgekrieg desto tiefere Wunden. Und doch konnten auch diese Kriegsunruhen nicht verhindern, daß gerade im 16. und 17. Jahrhundert das Schulwesen in hohem Flor stand. Das ansbacher Gymnasium, daß sich heute noch den besten Bayerns zuzählen darf, verdankt seinen guten Ruf schon der alten Zeit.

Die Gestalt des jetzigen Ansbach ist ihm namentlich durch seine beiden letzten Markgrafen, Karl Friedrich Wilhelm und Alexander, gegeben worden. Namentlich die „Baugnaden" des Ersteren, außerordentliche Unterstützungen der Privatbaulust durch unentgeltliche Landüberlassung, Vorschüsse u. dgl. zauberten aus dem zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch ziemlich ärmlichen Städtchen wirklich eine stattliche Fürstenstadt hervor. Die Baumeister Gabrielli, Retti und Zocha führten vor Allem das Residenzschloß auf, das heute noch im heitern, wirkungsvollen Style der italienischen Spätrenaissance uns imponirend entgegentritt. Auch dieses Schloß hat seine Mysterien. Zu der Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts hat Ansbach reichlich beigetragen. Die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth läßt in den ihren genug Streiflichter auf den Hof ihres fürstlichen Schwagers fallen. Auch dieser, Markgraf Karl Friedrich Wilhelm, hatte bekanntlich eine Schwester des großen Friedrich zur Gemalin; aber ihr eheliches Glück war noch getrübter, als das ihrer berühmten Schwester. Eine ganz verfehlte Erziehung hatte aus dem Markgrafen, der alles Zeug zu einem guten und weisen Regenten gehabt hätte, eine harte, grausame, tyrannische Natur gemacht. Die schrecklichen und blutigen Exekutionen, die er, oft um unbedeutende Jagdfrevel willen, verhängen ließ oder in seiner jäh aufwallenden Zorneshitze auf der Stelle selbst ausführte, hatten ihm die Herzen seiner Unterthanen entfremdet, so daß darunter auch die Anerkennung dessen, was er trotzdem für Stadt und Land gethan, leiden mußte. Verhängnißvoll wurde für ihm seine österreichische Politik im siebenjährigen Kriege, in welchem er, der brandenburgische Fürst, seinem Schwager die Spitze zubieten sich getraute. Da rückte der preußische General von Meyern rasch auf Ansbach heran. Die Höflinge, welche Alles nur nach ihrer Vorzimmeransicht betrachteten, konnten nicht glauben, daß dies etwas Besonderes auf sich habe, und gedachten, dem Herrn General die Ehre einer Einladung zur fürstlichen Tafel und der Veranstaltung einer großen Jagd zu erweisen. Wie aber dieser so unhöflich war, die Einladung mit der Bemerkung abzulehnen, sein gegenwärtiges Geschäft sei auch schon eine Jagd, machte sich der markgräfliche Hof mit seinem Silberzeug und seinen Paradesoldaten, den „Garden", auf die Flucht, bis das kleine Häuflein der gefürchteten Feinde wieder aus den fürstlichen Grenzen abgezogen war. König Friedrich aber ließ damals jene Medaillen schlagen, die die Anno 1866 so eigenthümlich erfüllte weissagende Inschrift trägt:

„Nürnberg — und Frankfurt — will ich's denken —
Bayreuth — und Ansbach will ich's schenken —
Bamberg — und Würzburg — will ich's weisen, —
Daß ich bin der — König in Preußen."

Der Sohn und Nachfolger Karl Friedrich Wilhelm's, Markgraf Alexander, war der Gemahl einer koburgischen Prinzessin. Als er mit ihr Hochzeit hielt, sangen die Koburger:

„Ja, vergnügter Alexander,
Unser Herze liebt Dich schon,
Du wirst unser Anverwandter,
Nein, auch unser liebster Sohn.
. . . Wie wird uns're Lust sich mehren,
Wenn wir nun von Zeit zu Zeit
Die vergnügte Nachricht hören:
Karoline lebt erfreut!"

wogegen die Antistrophe der Ansbacher lautete:

„O wie froh sind mit einander
Wir mit diesem Alexander!"

Aber dieses vergnügte Zusammenleben fand doch sein Ende, indem Alexander sein Land an Preußen abtrat und sich mit seiner „Lady Craven" nach England zurückzog. Hatte er schon dem Fürstenthum durch Straßenanlagen, Hebung der Viehzucht, Einführung des Kartoffelbaues u. s. w. viel Gutes erwiesen, so blühte jenes nun namentlich unter der segensreichen Verwaltung Hardenberg's zu großem Wolstand auf und die dankbare Erinnerung an die „Preußenzeit" ist nie aus dem ansbacher Land gewichen. Am 24. Februar 1806 nahm Marschall Bernadotte kraft des Traktats von Schönbronn das Markgrafenthum für Bayern in Besitz. Seine Hauptstadt ward zur Provinzialstadt.

Ueber das Leben und Treiben einer solchen hat es Ansbach nicht mehr hinausgebracht. Trotzdem, daß es Regierungssitz ist, Garnison hat, auch des Handels und Wandels in verschiedenen Beziehungen nicht entbehrt, ist es still, sehr still. Wenn einer

der französischen Emigranten, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier ein so lustiges Leben führten, daß selbst die fröhlichsten Zeiten des markgräflichen Hofes davor in Schatten traten, wiederkehren würde, er würde sich nicht mehr auskennen. Die Stadt hat ein gut bürgerlich Gewand angezogen. Aber vielen ihrer Bauten, ihren meist breiten, luftigen Straßen, vor Allem dem schon genannten Schlosse und der zu demselben führenden Promenade, wie auch dem vor ihm liegenden großen Platze, auf dem nun das Monument Platen's sich erhebt, sieht man's unverändert heut noch an, daß die Entstehungszeit von alldem eine reichere und glänzendere als die heutige gewesen. In der Nähe des Schlosses tritt man in den Hofgarten. Seine Alleen sind wahre Baumsäulengänge, fast, wie solche, im Spitz- oder Rundbogen ihre grünen Pfeiler windend. Vor der großen Orangerie zieht sich im Sommer eine stattliche Reihe grüner Bäume mit jenen goldenen Früchten, die Mignon's Sehnsucht weckten, hin; im Winter bilden sie den Hintergrund des vor ihnen liegenden Saales, in welchem die heutigen Ansbacher noch ihre Konzerte halten und ihre Feste feiern, wie die zu Markgrafen Zeiten es gethan. Folgt man der Hauptallee des Hofgartens, so mündet diese auf eine weite, liebliche Aussicht, deren Abschluß das friedlich gelegene Dörfchen Eyb ist. Dort hinaus zu floh am 14. Dezember 1833 jener geheimnißvolle Mörder, der hier in einem Bosket des Hofgartens dem räthselhaften Findling Kaspar Hauser die Todeswunde versetzt hatte.

„Hic occultus occulto occisus est" steht auf dem Monument, welches jene Stelle bezeichnet, und: „Aenigma sui temporis, ignota nativitas, occulta mors" auf dem Denkmal, das sein Grab schmückt. Die Geschichte des plötzlichen Erscheinens und heute noch unaufgeklärten Sterbens Kaspar Hauser's ist unserer Generation fast aus dem Gedächtnisse entschwunden. Neuerdings hat sie eine Schrift des Sohnes des Mannes, bei welchem Hauser in Ansbach gewohnt, wieder aufgefrischt, ohne aber nach unserer Meinung die Lösung dieses „Menschenräthsels" viel zu fördern; denn den Beweis, daß Hauser wirklich ein „Betrüger" gewesen, hat sie trotz des aufgebrachten Materials nicht geliefert, da dem allerdings scheinbar gewichtigen Zeugniß des letzteren heut noch eben so gewichtiges Gegenzeugniß entgegengestellt werden kann.

Unter den drei Kirchen Ansbachs ist die „Stiftskirche des heil. Gumbertus" die baulich und geschichtlich bedeutendste; in ihrer schönen Georgensritterkapelle, welche dem von Kurfürst Friedrich V 1443 gestifteten Schwanenorden als Conventskapelle angewiesen worden war, birgt sie 12 Grabdenkmäler von Rittern und Frauen dieses Ordens. Die Johanniskirche, 1406 erbaut, diente als Fürstengruft; den Katholiken baute König Ludwig I ihr Gotteshaus.

Haben wir schon oben gesehen, daß die Markgrafen der Kunst ein freundliches Asyl in ihrer Stadt und an ihrem Hofe boten, indem Johann Friedrich (1679) das erste Kunstkabinet gründete, unter Karl Wilhelm Friedrich die schon genannten Meister, unter seinem Nachfolger die Architekten Steingruber, Bruckner und Mayer bauten und lehrten, die Maler Naumann und Schwabeda malten und eine treffliche Kammermusik sich bildete, so hat sich Ansbach mit noch bedeutenderen Namen in die deutsche Literaturgeschichte eingeschrieben.

Sind's doch nicht weniger als drei Dichter, denen es die Vaterstadt ist. Zwei von ihnen sind freilich unserer Zeit längst fremd und unverständlich geworden, aber für die ihre sind die Lieder und Trauerspiele Cronegk's und die „Theodicee" des Johann Peter Uz, des „Weisen, des Dichters und Menschenfreundes", wie ihn die Inschrift seines Denkmals im Hofgarten nennt, Meisterwerke gewesen.

Der Dritte aber in jenem Kleeblatte steht in ehernem Bilde, wie schon gesagt, auf dem schönsten Platz seiner Vaterstadt, aber sein Grab liegt, während die beiden Anderen friedlich im heimischen Kirchhof gebettet sind, unter den Cypressen des fernen Südens, der ihm die zweite Heimat geworden, während doch das warme Dichterherz unentwegt für die alte schlug.

„In demselben Jahr, als Uz wegstarb, und zwar in erfreulichem Weinmond,
Ward dort überdieß noch ein zweiter Poet höchst würdiger Eltern geboren;
Doch löst er dem Uz sein Schuhband kaum, und war ein geringer Ersatz bloß!"

singt in liebenswürdiger Bescheidenheit Graf August von Platen-Hallermünde von seiner Aufnahme unter die Bürger der guten Stadt Onolzbach. Ein altes Relief, einen zur Sonne schwebenden Adler mit der Inschrift: „Phoebo auspice surgit" darstellend, zierte bedeutungsvoll schon sein väterliches Haus. So braucht Ansbach auch in dieser Beziehung nicht neidisch auf die Schwesterstadt Bayreuth zu blicken: wenn sich diese des Dichters des „Titan" und der „Levana" freut, so weiß jenes mit gerechtem Stolz, daß der der „Polenlieder" und der „Ghaselen" ihm gehört.

Und so glauben wir den Nachweis geliefert zu haben, daß dem zu Anfang geschriebenen alten Sprüchlein nicht so unbedingt geglaubt werden darf,

sondern daß zwischen seinem O! und Ach! für die alte Markgrafenstadt gar viel Rühmliches und Anerkennenswertes in der Mitte liegt!

Die Lage der Kreishauptstadt kann sich zwar nicht völlig mit der ihrer oberfränkischen Schwester messen, aber auch sie hat viel Freundliches, namentlich von einzelnen Höhepunkten, wie dem Drechselsgarten, zu einem harmonischen Bild sich Zusammenstellendes. Die nahe an die Stadt herantretenden und zu stundenweiten, genußreichen Spaziergängen veranlassenden Waldungen geben ihr sogar einen ganz besonderen Reiz.

Ansbach ist jetzt ein Knotenpunkt verschiedener Bahnen; die, mit der wir von Nürnberg gekommen sind, führt in westlicher Richtung an die württembergische Grenze nach Crailsheim; südwärts weist die Linie Gunzenhausen — Treuchtlingen, die sich nach Norden gen Würzburg zu fortsetzt. In vielen heut zum Gerichtsbezirk Ansbach gehörenden Orten saßen einst, mitunter reichbegüterte Adelsgeschlechter, so ist Eyb am untern Lauf des Rezat der uralte Stammsitz derer von Eyb, flußaufwärts Schalkhausen der Burgfried der Herren von Schalchusen, der Ahnen der Dynasten von Dornberg, während Lehrberg Eigenthum der schon Anfang des 16. Jahrhunderts ausgestorbenen Birkenfelse von Lerpur war, deren Schloß noch heut als Ruine unweit des genannten Dorfes steht. Auf der Hochebene zwischen Rezat und Zenn liegen die Dörfer Flachslanden und Virnsberg, auch ihre ersten Besitzer, die Boose von Flachslanden und die Virnberger sind erloschen. Den Vestenberger standen an der Bibert, Mettlach und Haslach, die Orte Großlach, das alte Hasela, Vestenberg, Bruckberg und Rügland zu. In letzterem sind ihnen heut die Freiherrn von Crailsheim gefolgt.

An der Crailsheimer Bahn liegt in dem von sanften Höhen geleiteten obern Altmühlthal das Städtchen Leutershausen. Es ist unentschieden, ob sein Name von den durch Kaiser Karl hieher verpflanzten Sachsen (Lotharshausen) oder einer daselbst bestehenden uralten Gerichtsstätte („Läuterding") abzuleiten ist. Schon zu Kaiser Otto des III Zeiten soll eine Villa regia an seiner Stelle gestanden sein. Unter ansbachischer Regierung ward Leutershausen dem Oberamte Colmberg einverleibt, wo auch das Vogtamt war und der Galgen stund. Das abseit gelegene, durch keine Landstraße in den Verkehr gezogene Städtchen, das man sogar das „markgräfliche Bethlehem" nannte, schaute mit schielen Augen auf diese Vorzüge, sonderlich auf den Galgen, mit dem das Recht auch zur Abhaltung von Viehmärkten verbunden war, dessen es selber entbehren mußte. Kurz entschlossen stahlen darum einmal die Leutershäuser bei Nacht und Nebel den Colmberger Galgen, ohne aber darum das ersehnte Marktrecht zuweg zu bringen, das ihnen noch bis zum Jahre 1787 vorenthalten blieb. Auch im Bauernkrieg spielte Leutershausen seine Rolle; seine Haufen waren es namentlich, die Kloster Sulz ausplünderten und den Fässern im Keller den Boden ausstießen, so daß man, wie die Chronik meldet, „bis zu den halben Knien im Wein wadete." Dafür ließ aber auch der Blutrichter Markgraf Casimir am 4. Juni 1525 vier Bauern nebst dem Pfarrer mit dem Schwerte hinrichten, sieben andern die Finger abhauen und die Stadt durch seine Söldner plündern. Auch im dreißigjährigen Krieg litt letztere ihr Theil und als die Türkenkriege in Sicht waren, mußte sie nicht nur die Türkensteuer zahlen, sondern auch ihren „Ausschuß" zu Pferd und zu Fuß rüsten und bereit halten, der von einem eigenen ansbachischen Kapitän (1663) einexercirt wurde, ohne daß aber je einer der tapfern Mannen einen Türken sah.

Ueber den schon genannten Colmberg ragt ein hohes Bergschloß empor. Der alte Name des Ortes „Cholbenberg" berechtigt zu der Vermutung, daß dort die Stelle des Kampf- oder Kolbengerichtes gewesen, wo der gerichtliche Zweikampf der Parteien stattfand. Auch der Markt Obernzenn hat zwei Schlösser, die der Familie von Seckendorf gehören, in deren einem einst (18. Mai 1748) die Schloßherrin den jungen Markgrafen Alexander auf seiner ersten Reise, als „Calypso" den „Telemach", festlich bewirtete. Weiter abwärts der Altmühl schließt sich an den Gerichtsbezirk Lautershausen der von Herrieden an. Schon Karl der Große soll an der Stelle, wo uns zwischen den sachte ansteigenden Höhengeländen des Flusses die Doppelthürme der alten Stiftskirche sichtbar werden, eine Kapelle erbaut haben. Gewiß ist, daß die Gründung des Klosters zu Herrieden (Hasariet) durch den frommen Einsiedler Devehar in die letzten Jahrzehnte des 8. Jahrhunderts fällt. Im Frühjahr 1316 spielte dort ein Stück „Attentat". Kaiser Ludwig der Bayer übernachtete, vom Rheine nach seinem Lande zurückkehrend, in Herrieden. Krafft von Hohenlohe, ein Parteigänger Oesterreichs, ersah sich die Gelegenheit für günstig, diesem sich gefällig zu erzeigen und ließ die Schlafstätte des Kaisers in Brand stecken. Dieser aber entkam glücklich der Gefahr, um aber am

10. März jenes Jahres schon wieder vor dem gastfreundlichen Städtlein mit Heeresmacht zu erscheinen und es sammt der Burg Wartberg zu zerstören. Nur die Kirche und die Wohnungen der Kanoniker blieben von dem Brandgericht ausgenommen; die Stadt und Feste wurden mit allen Rechten und Einkünften dem Bischof von Eichstädt vom Kaiser überwiesen. 1633 nahmen die Schweden Herrieden ein; das Blutbad des Samstags vor dem weißen Sonntag, an welchem 300 in das, 1390 neuerbaute, feste Schloß geflüchtete Bürger niedergemacht wurden, hält heute noch ein kirchlicher Jahrestag in der Erinnerung lebendig.

Gleichfalls an der Altmühl liegt in flacher, eintöniger Umgebung das Städtchen Ornbau, ein unansehnlicher Ort, und doch vielleicht einst das von Egilwart als prächtiges Schloß beschriebene „Altimoin", mit welchem St. Gumbert das Bisthum Würzburg bereicherte, die „Alknemönis" des Ptolemäus. Nahe der Wieseth finden wir Dorf und Schloß Ahrberg, der Schenken von Ahrberg, des Eichstädter Hochstifts Erbschenken, Eigen, und jenes Flüßchen etwas weiter aufwärts Bechhofen einen ehemals auch Ansbachischen Flecken mit einem Markgrafenschloß.

An Schlösserreichthum hat's den Herren des Onotzbacher Landes nicht gefehlt, fast in allen größern Städtchen desselben treffen wir ein solches; aber fast durchgängig machen sie alle auf keinen besonderen Schmuck in Styl und Ausstattung, ja, mit Ausnahme der Residenz in der Hauptstadt selbst, auch nur auf ansehnliche Größe Anspruch und die Markgrafschaft „unterhalb des Gebürgs" stand in dieser Beziehung weit hinter der kunstgeschmückteren oberländischen Schwester zurück. Dazu schien's auch den Fürsten um die Wahl einer schönen Umgebung gar nicht sonderlich zu thun sein oder sie wollten, auch hier die erkünstelte Schöpfung Ludwigs XIV, Versailles, nachahmend, zeigen, was sie mit dem Frohndienst ihrer Unterthanen und der Verschleuderung ihrer Landesmittel auch aus einem sterilen Fleck Erde zu schaffen vermochten —; und so ist wirklich um das Lustschloß Triesdorf, nun der zweiten Station auf der Ansbach—Gunzenhauser Bahn, herum ein Park hervorgezaubert worden, der mit der ihn in weiterm Umkreis umgebenden Gegend in einigem Widerspruch steht. Denn an sich gehört die fast tafelgleiche Fläche, auf der Triesdorf auf der Wasserscheide zwischen Altmühl und Rezat liegt, zu den trostlosesten Landschaften unseres Vaterlandes.

Schon die Seckendorfer hatten dort 1454 ein neues Schloß gebaut, das sie sammt dem Park an die Markgrafen. Georg Friedrich 1600 verkauften. Dieser und seine Nachfolger suchten immer mehr zu vergrößern und neuen Schmuck hinzuzuthun, so entstanden 1654 der Thiergarten mit dem Wildhaus, 1674 der Lustgarten und 1683 ein neues Schloß. Namentlich unter Karl Friedrich Wilhelm und seinem Sohne Alexander strahlte in den Prunksälen des letzteren der ganze verschwenderische, mit der Größe und den Einkünften des Landes in grellstem Widerstreit stehende Luxus eines fürstlichen Hofhaltes jener Zeit wieder. Triesdorf war eben auch das Ansbachische Klein-Versailles oder Trianon mit seinem allmächtigen Herrn, seinen schmeichlerischen und doch intriguirenden Cavalieren, seinen galanten Damen und der unter unerschwinglichem Steuerdruck seufzenden Landschaft. Auch hier jagte die Meute durch den Forst und über die wogenden Felder des Landmanns hin und manch unschuldig Opfer fiel der wahnsinnigen Jagdleidenschaft des Markgrafen, auch hier theilten andere Frauen anstatt der rechtmäßigen Gemahlin Herz und Herrschaft des Regenten und auch hier ist nun all das dahin, keine Spur mehr von der Herrlichkeit alter Zeiten: Triesdorf ist eine nüchterne und doch der Gegenwart mehr, als jenes Hofleben nützende Ackerbauschule geworden.

Wie in nächster Nähe von Triesdorf der Markt Weidenbach, so liegt unfern auf der linken Seite der Bahn das Städtchen Merkendorf mit seiner 1478 auf dem ehemaligen Mönchhofe erbauten Pfarrkirche und nahe diesem wieder, im wies- und mühlenreichen Thälchen des Eschenbaches, das mit seinen Befestigungen alterthümlich anzuschauende Eschenbach. Nicht als einstige reiche Commende des Deutschordens, nicht wegen seiner Kämpfe mit den Schweden nimmt das Städtchen unser Interesse in Anspruch, sondern als Geburts- (um 1175) und Grabort des größten epischen Dichters des Mittelalters, jenes Wolfram, der sich nach seinem dort beheimateten Geschlecht und nach der Vaterstadt von Eschenbach genannt. Im 15. Jahrhundert machte Püttrich von Reicherzhausen, ein bayrischer Ritter, eine Wallfahrt nach Eschenbach, um Wolfram's Grab aufzufinden. Nach langem vergeblichen Suchen gelangte er endlich zum Ziele und sagt davon:

„begraben und besarckht
Ist sein gebein, das edel,
In Eschenbach, dem Mart,
in unser Frawen Münster hat er sedl."

Nur auf unser Eschenbach, das allein eine der Mutter Gottes geweihte Kirche hat, trifft diese Beschreibung zu, und mit allem Grund erhebt sich darum auch dort in Form eines prächtigen Brunnens das Denkmal, das 1861 dem Sänger des „Parcifal“ errichtet worden.

Wir sehen, welch centrale Stellung Nürnberg für unsere Wanderung durch Mittelfranken einnimmt, denn schon wieder machen wir es zu einem neuen Ausgangspunkt, indem wir nun der großen, den Nord- und Südrand unseres Vaterlandes direkt verbindenden Eisenbahnlinie

Nürnberg—Treuchtlingen

als unserm weitern Wegweiser folgen.

Die erste Station ist Schwabach, das in seiner aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Pfarrkirche vorzügliche Altargemälde von Wohlgemut und ein prächtiges Sacramentshäuschen von Adam Krafft birgt und der Industrie mit seinen weltversorgenden Nähnadelfabriken, den bayerischen Bildungsanstalten mit einem Schullehrerseminare dient. Bei der folgenden Station Roth, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens in die Rednitz tritt die Bahn wieder in ein berühmtes Hopfengebiet, das erste der Erde, das Gegenbild der Rebengefilde am Rhein und Main, auch hier nach gewöhnlicher Meinung weniger poetisch, aber doch, namentlich da, wo die hochaufschießenden Pflanzen an Drähten gezogen werden, fast wie ein Bild aus der lombardischen Ebene anzuschauen. Das Geheimniß des fränkischen, seinem „bayerischen“ Namensbruder vollebenbürtigen Bieres duftet durch die Atmosphäre. Von Georgensgmünd, wo die fränkische Rezat zur Rednitz kommt, schweift, die erstere aufwärts, westlich eine Vicinalbahn zum Hauptproduktions- und Stapelplatz dieses Gebietes, nach dem Städtchen Spalt ab, dessen Stiftskirchethurmpaar in den es umgebenden Hopfenwäldern kaum sichtbar wird. „Spalter Gut“ ist das Schibolet des Hopfenhandels, der aus diesen Gegenden fast die Hälfte der ganzen bayerischen Produktion bezieht. Aber auch in der deutschen Biographie hat Spalt seinen Platz: Spalatin und Agricola sind dort geboren. Zunächst der Stadt hart an der Rezat, beim sogenannten Nagelhofe, stand das Schloß Landskron, dessen Ruine die Spalter zum Bau ihres Brückenthores verwenden durften. Ein Stündchen oberhalb Spalt's ist das Dorf Wernfels mit dem ehemaligen Schloße der Rindsmaule, und noch weiter flußaufwärts das Städtchen Windsbach, einst der Abenberge Eigenthum. Unfern davon liegt der Stammort dieses mächtigen, mit dem Alter ihres Stammbaumes mit den Hohenzollern streitenden Grafengeschlechtes selbst, Abenberg, in dem Burggraf Konrad III anno 1300 ein, später nach Spalt verlegtes Chorherrnstift gründete. Das Städtchen lehnt sich an das Gehänge des Berges, auf welchem die Abenberge selbst die nach ihnen genannte Burg erbauten. Auf einem Hügel, dicht unterhalb jener, steht das ehemalige Augustiner-Chorfrauenkloster Marienberg, 1491 gegründet, oftmals zerstört, immer wieder neu erstanden und 1803 der Säcularisation verfallen. — Der von Norden mit der Bahn Gekommene mag sich heimatlicher Täuschung hingeben. Die Gegend hat, nachdem wir das große Hopfenland verlassen, wirklich Aehnlichkeit mit der Mark, sie wird ganz Plattheit, Kiefern, Sand und Prosa. Die Zinnen eines Schlosses blicken traurig über Föhrenspitzen von einem niedrigen Hügel herüber: es ist Sandsee, eine Besitzung des Fürsten Wrede. Selten ward ein passenderer Name gewählt. Erst jenseits Pleinfeld, bei Ellingen, wird das Ansehen der Fluren wieder freundlicher, dankbarer gegen die bebauende Menschenhand.

Ellingen war früher eine der Residenzen des Deutschmeisterthums und eines „Land-Kammerthums“ der Ballei Franken, dessen weitschichtiges, schönes, in französischem Styl gehaltenes Schloß nun auch Eigenthum der fürstlichen Familie Wrede ist. Ueberall über den Thoren desselben, wie über denen der Stadt, zeigt sich noch das reiche, prunkvoll in Sandstein oder Marmor gehauene Wappen des deutschen Ordens, der in Franken allein achtzehn Comthureien besaß.

Die Eisenbahn erreicht die ehemalige freie Reichsstadt Weißenburg, zum Unterschied von Weißenburg im Elsaß, „Weißenburg im Nordgau“ oder am „Sand“ genannt. Eine silberne Burg im roten Felde mit zwei gezinnten Thürmen und einem schwarzen Thore, darüber ein kleines goldenes Schild mit dem kaiserlichen Doppeladler, ist sein Wappen. Der Ursprung der Stadt hüllt sich, wie die sämmtlichen, Franken angehörigen alten Reichsstädte es lieben, in mythisches Dunkel. Karl der Große soll bei Weißenburg Pathe gestanden sein. Zur Zeit, als er seinen großen Gedanken Altmühl und Rezat, d. h. Donau und Main, zu verbinden, ausführen und die „fossa Carolina“ den Kanal, ausheben ließ, baute er sich ein Schloß am Fuß der Vilisburg (alte Burg, Wilzburg), deren zerstörtes Römercastell er schon 792 zu einer Benediktinerabtei umgewandelt.

Das nannte er die „weiße Burg“, im Gegenhalt zu der „roten Burg“, die er im Tauberthal sich hatte aufrichten lassen. Daselbst weilte der Kaiser oft und gerne, um Augenzeuge des Fortschreitens seines Werkes zu sein, und aus den Ansiedelungen um die Burg herum entstund mit der Zeit die Stadt Weißenburg. Das vormalige „Reichspflegerhaus“ soll die alte Kaiserpfalz gewesen sein. Da aber, wo die fossa Carolina ausgeschlagen wurde, gründeten die Werkleute eine Siedelung, davon das Dörflein Graben an der Altmühl seinen Namen hat.

Urkundlich wird Weißenburg zum erstenmal am 20. Mai 1029 erwähnt: Herzog Ernst von Schwaben tritt es nebst Zubehör an seinen Stiefvater Kaiser Konrad II gegen das Herzogthum Bayern ab. Hiedurch wurde Weißenburg eine königliche Stadt. Auch die Zeit, wann es Reichsstadt geworden, läßt sich nicht genau nachweisen, doch ist gewiß, daß es während des Interregnums (1256 bis 1273) bereits Reichsfreiheit besaß. Im Jahre 1368 ertheilte Kaiser Karl XV Weißenburg die Freiheit, mit anderen Städten in ein Bündniß zu treten, sowie es auch 1376 die Erlaubniß erhielt, seine Vorstadt in die Ringmauer einzuschließen und sich dadurch um die Hälfte zu vergrößern. Kaiser Maximilian I und sein Nachfolger waren der Reichsstadt nicht minder zugethan und verliehen ihr immer neue Privilegien. Die Ratseinigung vom Jahre 1372 legte Regierung und Verwaltung in die Hände von 39 Ratsmitgliedern, wovon 13 den innern, 26 den äußern Rat bildeten, welche Zahl erst 1454 durch eine kaiserliche Hofcommission auf 8 und beziehungsweise 16 beschränkt wurde. Ein schmuckes Rathaus, von 1470—1476 erbaut, bildete der Reichsstadt Zier und den Schauplatz der Thätigkeit ihrer Ratsherren, die nicht immer ersprießlich für das gemeine Wohl gewesen sein mag. Denn der schlechte Haushalt und die allgemeine Gährung des demokratischen Elements im 14. und 15. Jahrhundert brachte auch in Weißenburg einen Aufstand zuwege. Bürgermeister Rosenstiel wurde 1480 in kurzer Prozedur „wegen Peenates“ am Kreuzstock eines Rathausfensters aufgehängt und im folgenden Jahre der gesammte Rat eingesetzt. Vier benachbarte Reichsstädte mußten auf Befehl des Kaisers wieder Frieden schaffen.

Weißenburg gehört zu den Reichsstädten, welche die Reformation am frühesten einführten. Denn bereits 1524 überließ der letzte dasige Abt, Veit Gebsattel, sein Kloster an Markgraf Georg von Brandenburg, worauf bereits im Jahre 1527 in Stadt und Gebiet die evangelische Lehre gepredigt wurde. 1531 trat Weißenburg auch dem schmalkaldischen Bunde bei, mußte aber auch, wie andere Städte, die Folgen dieses Schrittes tragen. Am schlimmsten erging es der Stadt im 30jährigen Krieg, indem es zum öftern abwechselnd die Beute der Schweden und Kaiserlichen ward. Zuletzt, 1647, beschossen sie Kaiserliche und Bayern mit glühenden Kugeln, die Stadt mußte ihre Glocken mit 3000 Thalern auslösen, alles vorhandene Getreide nach Würzburg abführen sehen und außerdem noch eine schwere Plünderung sich gefallen lassen. Kaum hatte sie sich von diesen Drangsalen etwas wieder erholt, so machte im Jahre 1688 der französische General Tengnier einen Einfall in die Gegend und legte Stadt und Land eine schwere Contribution auf. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war Weißenburg nahe daran, nebst einigen andern Reichsstädten seine Freiheit zu verlieren, welchem Unglück es nur durch seine guten Befestigungswerke, starken Garnisonen von Kreistruppen, vornemlich aber durch Eugen's und Malborough's Sieg bei Hochstädt und am Schellenberg (1704) noch diesmal entging. Allein, obschon die Stadt auch im österreichischen und bayrischen Erbfolgekrieg ihre Selbstständigkeit, freilich mit manchem Opfer, rettete, so wurde sie doch durch die mit den französischen Kriegen herbeigeführte Säcularisation und Mediatisirung ebenfalls in den allgemeinen Strudel hinabgerissen, indem sie durch den Reichsdeputationsrezeß zunächst an Bayern, dann an Ansbach, 1806 aber wieder an Bayern fiel.

Das kleine, nur eine Quadratmeile im Umfang haltende Gebiet Weißenburgs lag einst noch innerhalb des „limes rhaeticus“ der „agri decumates“, des römischen Zehentlandes, zu dessen Schutz der „Hadrianswall“ gezogen war. Bis dorthin reichten die festen Standquartiere, welche Marcus Aurelius der dritten italiischen Legion anwies. Eine große Zahl restiger Denkmäler in und um Weißenburg bekundet älteste römische Colonisation. Römergräben und Spuren des Römerwalles finden sich im Stadtwalde, der vielleicht einer nachklingenden Mahnung an die gestürzten Altäre der alten heidnischen Gottheiten seine euphemistische Bezeichnung „Paradies“ im Volksmunde verdankt; die „alte Burg“ wird als ehemaliges Römerkastell bezeichnet; der Willibaldsbrunnen, der der Taufbrunnen des Eichstädter Bischofs gewesen sein soll, heißt auch der Römer- oder Rimleinsbrunnen, und eine römische Ara bildet den christlichen Altarstein hinter dem Hochaltare der Andreaskirche der Stadt.

Weißenburg zeigt in seinem Innern nicht gerade viel Interessantes. An der Andreaskirche hat sich das strenggothische Südportal mit der Jahrzahl 1327 erhalten. In industrieller Beziehung thut sich in Weißenburg namentlich die Silber- und Goldrahtzieherei und Tressenfabrikation des Hauses Tröltsch hervor. Auch eines mit sehr schönen Baulichkeiten ausgestatteten Mineralbades erfreut es sich.

Oestlich der Stadt liegt auf der Hochplatte eines steilen Vorsprungs des Weißenburger Waldes die längst außer Aktivität gesetzte Wülzburg, ein unschöner, moderner, flacher Festungsbau. Aber nicht von Anfang war sie das, vielmehr hatte hier Karl der Große jenes Benediktinerkloster gegründet, dessen wir oben gedacht und das durch päpstliche Indulgenzen und kaiserliche Privilegien im Laufe der Jahrhunderte zu großem Ansehen erwuchs, bis es auch von der Säcularisation (1537) getroffen und die Lage des Stiftes 1583 die Veranlassung zu seiner Umwandlung zur Festung wurde. Zur Markgrafenzeit war sie die fränkische „Bastille". In 15 Minuten hat der Zug den Bahnhof von Treuchtlingen erreicht. Für unsere Schilderungen ist er die Marke eines neuen Abschnittes; wir überschreiben ihn

die Altmühlalp.

Sie ist dieselbe, die wir Eingangs in unserer allgemeinen topischen Uebersicht als Eichstätteralp bezeichnet haben. Mit obiger, den Touristen geläufigern Benennung fassen wir Berg- und Flußland zusammen. Von Westen nach Osten geben wir ihr eine Länge von über 20, von Süden nach Norden eine Breite von 6—9 Stunden. Unbedingt stehen die hier uns entgegentretenden Landschaftsbilder unter allen mittelfränkischen obenan. Den Grundton gibt die Altmühl an, die, ein friedlicher, langsam dahinziehender und fischreicher Fluß, die „Alp" der Länge nach durchschlängelt und zahlreiche Flüßchen, Bäche und Quellen während ihres Laufes mit sich vereinigt. Alle diese Gewässer winden sich durch tiefeingeschnittene Thäler, deren Hänge mit wenigen Ausnahmen, mit frisch grünenden Buchen- und Nadelwaldungen sich schmücken. Aber auch groteske Felsenbildungen begleiten sie; freundliche Städtchen und Dörfer, Höfe und Mühlen bergen sich in ihrem Schooße, während auf den Höhen eine Menge alter Ritterburgen, einige noch aufrecht stehend, andere zu malerischen Ruinen verfallen, für die Romantik der Gegend sorgen. Die Geschichte hat ihren Theil an der Altmühlalp in den hochinteressanten Ueberresten der einstigen Römerherrschaft, die sich, an hundert Stellen sichtbar, über sie verbreiten. Nirgends als hier ist das „Vallum Hadrianum", die „Teufelsmauer" oder der „Pfahlrain", die alte Grenzscheide zwischen dem Römerreich und dem Lande der Germanen, die von Pförring an der Donau nach Gunzenhausen zog, um einerseits an den Neckar, nordwärts aber an den Main bei Miltenberg sich anzulehnen, in so bedeutenden Ueberresten zu sehen. In einer Länge von mehr als 15 Stunden durchschneidet die „Pfahlhecke" die Altmühlalp: einst ein hochgelegener Wall, aus Pfählen von Erde gebildet, in bestimmten Zwischenräumen mit Thürmen ausgerüstet, auf befestigte Lager sich stützend und durch Straßen mit Hauptplätzen verbunden, den Kaiser Hadrian, der Mann des Friedens, 279 p. C. errichtet, um die eroberten Theile Deutschlands zu sichern und die tributpflichtigen Stämme und Colonien zu schützen. Die Aufdämmungen jener allenthalben noch durchstreichenden Römerstraßen, die Verschanzungen, Castelle und Lager, die mächtigen, der Zeit trotzenden Thürme, die von den Bergen schauen, und die vielen Spuren der ehemaligen römischen Pflanzstätten, wie die reichen Funde an Meilen-, Votivsteinen, ja Götterbildern, verleihen diesem Landstriche eine eigenthümliche historische Weihe. Er war der Schauplatz jener hartnäckigen Kämpfe, welche hier deutsche Völkerschaften gegen die Weltbezwinger Jahrhunderte lang mit ungeschwächtem Mut bestanden, bis sie endlich die Bollwerke ihres Reiches brachen und in das Herz Italiens eindrangen. Die vielen hunderte von Grabhügeln, welche inner- und außerhalb des Hadrianwalles noch heute unzählige Leichen deutscher und römischer Krieger bedecken, geben das ruhmvollste Zeugniß von der unbeugsamen Kraft unserer Altvordern. In den großen und finstern Waldungen der Altmühlalp stieß das Römer- und Germanenthum, wie kaum anderswo, am erbittertsten auf einander und die Spuren dieses gewaltigen Ringens haben diesem Boden einen klassischen Stempel eingedrückt.

Durch die Völkerwanderung wurde die römische Kultur vertilgt, und erst vom 8. Jahrhundert an verbreitete sich durch den Einfluß des Christenthums neue Gesittung über diese Thäler und Hochebenen. Von da an erscheint ein zahlreicher Adel, der aber neben dem aufblühenden Hochstift Eichstädt und den mächtigen Grafen von Hirschberg keine besondere Bedeutung gewinnen konnte. Die wilden Raubzüge der Ungarn scheinen das wälderreiche und damals wohl noch kulturärmere Bergland gemieden zu haben. Dagegen war es im späteren Mittelalter mit Ritter-

burgen bedeckt und das Faustrecht waltete mit allen seinen Schrecknissen. Allein im Verlaufe der Zeit verschwand der ganze Adel aus dieser Gegend, da die haushälterischen Bischöfe Eichstädts alle seine Besitzungen allmälig an sich brachten. Ihre Hauptstadt war eine achtbare Stätte des Gewerbfleißes und wissenschaftlicher Bildung, und wenn auch diese Blüte durch schwere Drangsale vernichtet wurde, so ist doch die alte Bischofsstadt noch immer der Hauptort der Altmühlalp.

Auch der poetische Duft der Sage ist in diesen Thälern und auf diesen Hochebenen noch nicht so abgestäubt, wie anderswo, jedenfalls erklingt der Sagen- und Märchenton, wenn er angeschlagen wird, hier noch am lautesten in ganz Mittelfranken. Hier sind die zerfallenen Burgen noch immer bewohnt, dort Jagshofen von der Schlüsseljungfrau, die sich um ihrer Freiheit willen selbst den Tod gab und noch immer der Erlösung harrt, hier die Burgruine Altmannstein, von der unglücklichen Ritterstochter, die zur Beförderung ihrer Befreiung bei Tag und Nacht an der Zerstörung der Burg arbeitet. Zu heiligen Zeiten auf die Altenburg bei Wellheim zu gehen, wagt Niemand aus der Umgegend: der schlimme Silfingerl treibt dort noch immer seinen Spuck. Ueber die Teufelsmauer hin braust im Sturmgeheul die wilde Jagd. Wenn man im Gehölze den Gockelhahn sieht, suche man ihn nicht zu haschen, er gehört zu den Unholden der Teufelsmauer und führt in die Irre. Freilich, das Landvolk weiß es ja, wandern diese gespenstigen Wesen noch immer herum, und nur jene kleinen Männlein und Fräulein, die „Wichteln" und „Furtfräulein", kommen nicht mehr in die Furtmühle des Anlauterthales, weil die gutmeinende Müllerin sie mit Kleidern hatte beschenken wollen. Dagegen wird uns viel Schönes erzählt von dem Burgfräulein zu Prunn, von dem Hirtenjungen auf dem Teufelsstein und der armen Nixe, sowie von den drei Brüdern, die wir in der Stromschlucht von Weltenburg als steinerne Gestalten erblicken. —

Zwischen den Thälern der Altmühlalp und der Hochebene über diesen besteht ein ähnliches Verhältniß, wie wir es in der fränkischen Schweiz gesehen: wie mit einem Schlag scheint auf der letztern der romantische Zauber jener versunken, man ahnt nichts von den wechselnden malerischen, einfach lieblichen und dann wieder wild grotesken Bildern, zwischen denen man dort wandelt. Aber eins hat das Plateau der Altmühlalp vor der sterilen, traurigen Hochfläche jenes Theils des Frankenjura voraus: seine oft über weite Strecken ausgedehnte Waldungen, in deren Schatten es sich gut gehen läßt. Und tritt man aus ihnen wieder heraus, so sind es oft prächtige Fernsichten, die überraschen und erfreuen. Gegen Süden das weiterschlossene Donauthal mit seinen zahlreichen Ortschaften und dem fernen Hintergrund der Alpenkette, im Norden die Ebene von Neumarkt und die Bergkegel der Nürnberger Schweiz, sowie im Nordwesten und Westen die eigenthümlich gestalteten Buchten des waldigen Hügellandes von Ellingen und Gunzenhausen sammt dem hohen Hesselberge in weiter Perspektive.

In geognostischer Beziehung erschließt auch in der Altmühlalp der Jura seine reichen Schätze; in den Schieferbrüchen von Solnhofen werden sie uns zu Tage treten. Wir sind auf unserer, von Treuchtlingen in südlicher Richtung fortzusetzenden Eisenbahnfahrt ganz nahe bei ihnen, vorerst aber hat die vorangehende erste Station, das lieblich gelegene Pappenheim, Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit.

Zwischen steil anstrebenden Höhen, dem Paterich (Mons patricius) bei Treuchtlingen und dem Nagel- und Goldberge zwischen Graben und Schambach haben sich die Fluten der Altmühl eine Straße in die alte „Pappenheimer Mark" gebahnt, welche diese von Nordwest nach Südost in zwei Hälften scheidet. Fast deren Mitte nimmt der vom Flusse in einem großen Halbkreis umzogene „Schloßberg" ein, über dessen aus Jurakalk geschichteten Felsen die Burg des uralten Dynastengeschlechtes der Calatine thront. Schon von weitem fällt deren Hauptbestandtheil auf, einer jener alten gigantischen aus Stein gegossenen Quaderthürme, Monopyrgia, genannt, mit denen die Römer in abgemessenen Zwischenräumen die Grenzen ihres Reichs besetzten. An ihn wurde jene Burg angebaut, deren älteste Theile durch ihre rein byzantinische Form deutlich zu erkennen geben, daß dies zu einer Zeit geschah, wo die Kunst von dem alternden Osten nach dem jugendlich aufstrebenden Westen sich wandte. Sachkundige finden eine auffallende Aehnlichkeit mit der unter gleichen Verhältnissen von Karl dem Großen errichteten Kaiserpfalz Salzburg bei Neustadt an der Saale. Alte, noch erhaltene Bilder zeigen uns die Burg der „Erbmarschälle" des Reichs als ein festes, mit Gräben und Wällen, Mauern und Thürmen wohl verwahrtes Schloß. Jener geschichtlich bedeutendste Mann war des dreißigjährigen Krieges heldenmütigster Reitergeneral, der mit seinem großen Gegner Gustav Adolph an Einem Tag auf dem Feld bei Lützen fiel; schwedische Kugeln haben seinen Tod an seiner Burg gerächt: seitdem liegt sie in Trümmern.

Um diese und von ihnen herab laufen wohl gepflegte, weit ausgedehnte Anlagen und umfassen, im Thale von der Altmühl begrenzt, das zu Füßen jener sich offen ausbreitende Städtchen, bis sie sich an der Brücke an das neue Schloß anschließen, das im Jahre 1819 nach den Plänen Klenze's aufgeführt worden ist. Nächst diesem sind drei kirchliche Gebäude Pappenheims bauliche Sehenswürdigkeiten, die Augustiner Klosterkirche aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts mit eichen geschnitzten, schön verzierten Chorstühlen und der Hauptfamiliengruft des gräflichen Geschlechts; sowie die, ebenfalls solche Gräber enthaltende „Pfarr"- und die St. Gallenkirche mit ihrem alterthümlichen Satteldach. Einst hatte die Stadt Asylrecht. Noch besitzt das Rathaus einen Schild, der das Beil und die abgehauene Hand zeigt mit der Unterschrift: „Kayserliche Freyung bei abgehauener Hand." Die ganze Thalmulde Pappenheims ist von einem hohen Kranze waldbewachsener Berge eingefaßt. So ist der Vordergrund unseres Stadt- und Burgbildes der Fuß eines solchen, der, um die Hälfte höher, als das alte Schloß, diesem nach der ganzen Breite jenes gegenübersteht und dem alte Weinbauversuche an seinem nach Süden gekehrten Abhang den Namen „Weinberg" gegeben haben. Westlich zur rechten Seite schließt sich ihm ein anderer, gleich hoher an, dessen südliche Spitze uns über der vom Kirchhof umfriedeten St. Gallenkirche ersichtlich und dessen Seitenwand von der Strömung, welche einst das Altmühlthal ausgehöhlt hat, so ausgewaschen ist, daß die groteskesten Felspartien allenthalben ganz nackt zu Tage gehen. Dichtes Laubholz füllt die Spalten und den Scheitel derselben aus und der Rücken des Berges trägt hinter einem weiten, wildreichen Wald die Domäne Bergershof und die Dörfer Osterdorf und Geislohe.

Zwischen den beiden erstern sieht man die alte Römerstraße noch vollkommen gut erhalten. Sie ist allenthalben 18 bis 20 Fuß breit und als erhabener Damm an vielen Stellen an 5—6' über dem Boden erhöht erkennbar. Ihr zur Seite stand ehedem ein Gedenkstein, den brave Söhne ihrer „geliebtesten achtzigjährigen Mutter Vespasiana" noch bei deren Lebzeiten errichteten und der nun friedlich neben christlichen Grabsteinen an der Kirche zu Osterhofen eingemauert ist.

Auf der entgegengesetzten Seite, südlich der Stadt, ziehen sich die Höhen der Altenbürg hin, gleichfalls vom Fuße bis zum Scheitel mit Eichen, Buchen und Fichten bewachsen. Sie führt ihren Namen von den Ruinen des Schlosses Sagshofen, die sich in weiter Ausdehnung über das Plateau erstrecken. Noch weiter südlich liegt das gräfliche Gut Altheimersberg, von dessen Schloßthurm aus man bei günstiger Luft die bayrischen und tyroler Alpen in breitem Bogen von Süd nach Ost ausgespannt erblicken kann. Durch die Gartenanlagen läuft die zweite römische Hochstraße in der Richtung nach Augsburg hin, welche wiederum eine via diversoria nach Pappenheim entsendet, die mit zwei anderen, von Dietfurt und Uebermetzhofen kommenden, zusammentrifft. Nehmen wir noch die gerade hier überreich, oft in Gruppen von 50—100 zu findenden Grabhügel und die namentlich zwischen Mittelmarter (vielleicht die alte Colonia Mediomatricorum) und Rotenstein vielfach vorhandenen Gebäuderuinen dazu, sowie, daß in der beschränkten Thalenge das Neue gleich unmittelbar auf das Alte gestellt ist, so scheinen uns hier ringsum die Wurzeln der Vergangenheit gleichsam nur neue Zweige in die Gegenwart hereingetrieben zu haben und alte und neue Gebilde, das Sonst und Jetzt in wundersamer Form vereint.

Nicht nur des Flusses und des Thales mannigfache Windungen, sowie die immer mehr pittoresker sich darstellenden Felsengebilde fesseln bei der Weiterfahrt unsere Aufmerksamkeit; auch die Häuser, die wir von der Bahn aus erschauen, tragen anderes, fremdartiges, südliches Gepräge; es erscheinen ganze Dörfer, so gleich Solnhofen, die Aehnlichkeit mit spanischen oder portugiesischen haben. Das macht die eigenthümliche Bedachung mit den weißen Schieferplatten, die hier allenthalben, meist flach den Häusern und Hütten aufliegen. Wir sind in deren Fundgebiet.

Auf Stunden weit erstrecken sich hier die Brüche jenes Marmorschiefers, dem Senefelder's große Erfindung eine universelle Bedeutung gegeben, indem er allein noch immer das einzig taugliche Material für die Litographie ist. Aber auch die Naturwissenschaft geht in jenen gern zu Gast; die Solnhofer Versteinerungen gehören zu den merkwürdigsten des Erdballs. Sie sind höchst eigenthümlicher Art und meist verschieden von denen des gewöhnlichen Jurakalkes und Dolomits, die unter, neben und auf dem Marmorschiefer vorkommen. Während man diese in allen gleichen Gebirgsformationen Europas wiederfindet, hat man jene mehrentheils und in solcher Art wenigstens, anderswo noch nicht gesehen und der Reichthum so origineller Fossilien, wie er hier zu Tage tritt, läßt auf eine auffallende Isolirtheit dieser jedenfalls zur obersten Juragruppe gehörenden Gebilde, so daß dieselben als der eigenthümliche Niederschlag

eines vereinzelten großen Salzwasserbeckens zu betrachten sind, schließen. Man findet die Versteinerungen von den untersten, auf gewöhnlichem Jurakalk aufliegenden bis zu den höchsten Schichten, welche ihrerseits wieder mit brocklichtem Kalksteine, bald 2 bis 3, bald 30 bis 40 Fuß hoch überdeckt sind. Und auch diese Decke wieder bietet einen höchst sonderbaren Anblick. Die hintere Wand des großen Solnhofer Bruchs, so weit sie bis zu den brauchbaren Flinsen hinab blosgelegt ist, zeigt ein fast wellenartiges Profil, gleich als ob die Stürme, welche die Oberfläche des großen Binnenmeeres aufgewühlt hatten, ihre Wirkung auch auf die obersten Schichten des Kalkschlammes im Grunde erstreckt hätten, nachdem das Wasser allgemach verlaufen und so der Raum zwischen diesem und jener immer kleiner geworden war. Ursprünglich jedoch und während einer großen Anzahl von Jahren muß umgekehrt die Wasserbedeckung sehr hoch und jede Einwirkung der bezeichneten Art ganz und gar ausgeschlossen gewesen sein, da der Kalk, womit die Flüssigkeit geschwängert war, augenscheinlich nur bei vollkommener Ruhe und fern von jeder heftigeren Störung in so reichem Maaße sich niederschlagen und so regelmäßig schichten konnte. Und auf die successiven Oberflächen dieses Niederschlages sanken dann auch ohne Zweifel die Thiere und Pflanzen herab, die in, um und über dem See dereinst zu Hause waren, und nun tief unter den erstarrten Ueberresten ihrer ehemaligen Wohnstätte begraben sind. Sie wurden von dem schlammigen Kalke umgeben und durchdrungen und mit ihrer der Verwesung trotzenden Hülle im Laufe unbekannter Jahrhunderte zu Stein. Von allen Thierklassen, nur von der der Säugethiere nicht, finden sich hier Ueberreste, ähnlich zwar manche, doch nirgends — mit Ausnahme der Insekten allein — den verwandten Klassen der Jetztzeit gleich. Der bedeutendste Fund der allerjüngsten Zeit war jener merkwürdige Archaeopteryx, das „hapax legomenon“ aller Petrefakten, halb Fisch, halb Vogel, der, schon in Gefahr, an das Ausland verloren zu gehen, noch für die Hauptstadt des deutschen Reichs gerettet worden ist.

Krümmungsreich, oftmals den zwischen saftig grünen Wiesen sich hinschlängelnden Fluß überschreitend, wie durch lange Tunnels hindurchbrechend, führt die Bahn von Solnhofen nach Dollnstein weiter, das mit seinem alten, einem wunderlich geformten Felskegel angebauten Schlosse eine hohe, thurmbesetzte Mauer umgibt. Zwei Seitenthäler könnten uns hier zu einer kleinen Abschweifung verführen: das eine nach dem Markte Mörnsheim mit seinen Burgruinen auf der Höhe des anliegenden Berges; das andere an manchen Stellen an Breite dem der Altmühl gleichende, das sich, mannigfach gewunden, bis Steppach an der Donau erstreckt. In ihm geht sich's, wie in einer Felsengalerie der bizarrsten, fantastischen Formung. Sage und Geschichte wissen hier mancherlei zu erzählen: von der belebten Straße, die einst, als Dollnstein eine große Handelsstadt war, deren Kaufmannsweiber, wie Wolfram von Eschenbach im Parsifal berichtet, vor lauter Uebermut an Fastnacht in Harnisch und voller Rüstung mit einander kämpften, durch dies jetzt so stille Thal gezogen; von der „Thorleite“, deren Namen an den alten heidnischen Donnergott erinnert; von der alten „Wielandsburg“, aus deren Quadersteinen sich der Bauer der unten liegenden „Wielandshöfe“ Haus und Scheune gebaut, und auf der in einer Felsenhöhle die eitle Tochter des letzten Ritters jenes Geschlechts verwunschen sitzt und sich unablässig, wie sie einst als Hauptbeschäftigung gethan, die langen, goldig glänzenden Haare strählen muß; und von der Burg, die auch auf dem einzelnen mächtigen Dolomitfelsen gestanden, der mitten im Dorf Konstein sich erhebt, den wohl die Wasser einst von der Berglehne abrissen und da unten im Thal liegen ließen. Den Glanzpunkt dieser Thalwanderung erblickt man aber, wenn man um eine scharfe Ecke biegt und auf einmal die Burg Wellheim auf spitzem Felsengrat, wie in der Luft vor sich schweben sieht. Sie erinnert an das Schlößchen Lichtenstein in Schwaben; ähnlich diesem ruht sie auf einem, von einem mit prächtigem Buchenwald besetzten Berg vorspringenden eisengrauen, theilweise wie polirt aussehenden Dolomitfelsen, der noch das Merkwürdige hat, daß er ein natürliches Thor bildet, durch das, von unten gesehen, der blaue Himmel hineinscheint, und welcher nur durch einen Graben von jenem rückwärts liegenden Berg abgesprengt zu werden brauchte, um unnah- und uneinnehmbar zu sein. Schon die Römer scheinen das erkannt zu haben, indem sie einen jener ihrer gewaltigen Thürme auf die Felsnadel stellten, an der pygmäenhaft die nun ganz zerfallene spätere Burg der Grafen von Hirschberg sich anmistete. Klettert man zu den Ruinen hinan, so wird man durch eine zwar beschränkte, aber liebliche Aussicht belohnt: überall der schönste, fast bis zur Thalsohle herabziehende Wald, dem nur schmale Ackerstreifen abgerungen sind, frischgrünende Wiesen, durch die die Schutter ein schmales glitzerndes Silberband

zieht, und unten an den Berg traulich die Häuser von Wellheim angeschmiegt. Dazu tiefe Stille: nur leise klingen die Glocken der weidenden Heerde herauf oder aus der Luft tönt der Schrei des Bussard, der des warmen Sonnenscheins sich freuend, seine weiten Kreise zieht.

Wir nähern uns der zweiten und südlichsten bischöflichen Residenz in Franken

Eichstätt.

Daß es seinen Namen von den zu Alters dort gestandenen ungeheuren Eichen erhalten haben soll, können wir wohl glauben, indem wir heute noch von der Felsenterrasse, in die der Bahnhof gleichsam hineingesprengt ist, in einen prächtigen Eichengrund hinabsehen. Aber nur in diesen; von der Stadt selbst, die als Station auf jener ausgerufen wird, gewahren wir nichts, denn die technischen Bedenken der Ingenieure führten den Schienenweg in fast anderthalbstündiger Entfernung von ihr vorüber und diese Isolirung ist nicht eine der geringsten Unbilden, die die einstige Residenz, früher eines Fürstbisthums und später eines Herzogthums, von der Ungunst der Zeiten hat sich gefallen lassen müssen.

Kam man früher auf der alten Poststraße durch die hohle Gasse des „tiefen Thals" von Weißenburg her gen Eichstätt, so kam man sich in ihrer wildromantischen Umrahmung von Felsen und Laubwald wie auf einem Berg in den Appeninen vor, und wirklich, wird man von dort her allmälig der Stadt unten im Thal der Altmühl mit ihren Forts, den hohen, an den Bergen hinlaufenden Mauern ihren weißen flachen Dächern und italienischen Kirchthürmen gewahr, so begünstigt das alles die Täuschung, daß man sich jenseits der Alpen befinden möge.

Mit einem Gefühle von Neugier und Fremdsein treten wir in die Stadt ein, deren äußerer Anblick so ausländisch erscheint. Auch das Innere entspricht vielfach diesem Eindrucke, indem der Katholizismus, der uns seit Bamberg und auch, wollen wir uns an die unterfränkische Grenze versetzen, seit Würzburg zurückgetreten erschien, hier wieder vorherrscht und zwar in einer Form, die an Italien und Rom erinnert. Das kolossale Standbild des heil. Willibald, über der großen Fontaine des Marktplatzes, die langen schweigsamen Paläste in den Umgebungen des Doms — kleine Vatikane —; die prächtige in Goldschimmer glänzende Madonnasäule vor der Residenz; Mauern, die sich weit hinstrecken und hinter denen es still und klösterlich athmet — ein Lyceum, ein Priesterseminar, ein hochberühmter Wallfahrtsort, ein italischer Himmel — aber nur soweit er in die Thalschlucht von Eichstätt herabschaut, ringsum ist er wieder deutsch — alles dies bringt die Stimmung hervor, die wir angedeutet.

Als der heilige Willibald von Bonifazius die Gegend um Eichstätt im Jahre 740 zu seinem Wirkungskreis angewiesen erhielt, fand er nur eitel Wüstenei vor. Blos ein Kirchlein zu Ehren der Mutter Gottes stand dort, wo der neue Bischof bald mit seinen angelsächsischen Gefährten ein größeres Gotteshaus und dazu ein Kloster nach der Regel des heil. Benediktus baute. So war bischöflich Eichstätts Anfang und bischöflich auch seine weitere Geschichte, die freilich auch von mancherlei Fehden mit der um ihre Selbstständigkeit eifernden Bürgerschaft durchzogen war. In den Bauernkrieg vorübergehend durch die Machinationen des kecken Tuchmachers Henle verflochten, von der Reformation bedrängt, die innerhalb weniger Jahre zwölf Klöster des Bisthums an sich zog, hielt doch dessen Hauptstadt ihren ursprünglichen Charakter fest, der sich auch nicht verwischte, als sie die Residenz des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, des Stiefsohns Napoleon's I, der das Fürstenthum Eichstätt von seinem Schwiegervater König Maximilian I. von Bayern erhielt, wurde. Aber auch diese Zeit, da sich in dem schönen Residenzschlosse eine Fülle von Erinnerungen an den Meteorglanz des ersten Kaiserreichs, namentlich in prächtigen Bildern des ersten Consuls und seiner Josephine, wie deren Kinder, der schönen Mutter des letzten kaiserlichen Napoleoniden, und ihres ritterlichen Bruders, zusammenhäufte, ist nun vorüber, indem am 21. April 1855 das Leuchtenbergische Fideicommiß aufgelöst und Stadt und Landschaft unter die unmittelbare Landeshoheit der bayerischen Krone gestellt wurde.

Die Kirchen Eichstätt's überwiegen seine Profanbauten. Die bischöfliche Kathedrale, der Dom, ist mit ihren zwei Thürmen in ihrem verschiedenartigen Bau — 1468 entstanden der gothische Ostchor und der Sakristei-Kapellenanbau im Norden; zu Ende des 18. Jahrhunderts klebte der Zopfstyl die bunte Façade an — Zeuge der verschiedenen Zeiten und Fürsten, denen sie ihre Vollendung verdankt. Das Innere der Kirche, in dem 14 von Quadern aufgeführte Säulen das Gewölbe tragen, erscheint nicht arm an mancherlei Kunstwerk. Unter mehreren Grabmälern aus Erz und Marmor heben sich be-

sonders zwei Epitaphien der Fürstbischöfe Marquard II und Johann Konrad in Lebensgröße hervor, sowie die schöne mamorne Statue des heil. Willibald, die vor dem Chore steht, in welchem jenes sterbliche Ueberreste ruhen. Als eine der ältesten, in Franken überhaupt zu findenden Steinarbeiten zeichnet sich die treffliche Bildsäule der Madonna mit dem Christkinde aus, welche Bischof Siboto für den Dom im Jahre 1297 fertigen ließ; auch die ein hundert Jahre später gemeißelten drei Statuen der Patrone am Nordportal sind wohl zu beachten. Das Chorfenster zeigt Glasmalereien aus dem Leben Mariä, wozu, nach einem Monogramm zu schließen, Hans Holbein den Carton gemacht zu haben scheint. Der reiche Hochaltar, wie auch andere Altäre sind mit guten, wenn auch nicht gerade von Meistern ersten Rangs herrührenden Bildern geschmückt.

Nächst dem heil. Willibald ist es die heil. Walburga, welche in dem Eichstätter Kirchen- und Heiligencalendarium die oberste Stelle einnimmt. Im Jahre 870 waren die Gebeine der frommen Heidenbekehrerin, die zu Heidenheim wirkte, von dort nach Eichstätt in die nach ihr genannte Walburgiskirche übertragen worden. Aus dem Steine, auf dem sie ruhen, quillt seit dem Jahre 1040 das in seiner wunderbaren Wirkung für allerlei Gebreste des Leibes und der Seele heute noch vom gläubigen Volke andächtig verehrte und sehnsüchtig begehrte „Walburgisöl." Einmal aber blieb es aus, als im Jahre 1237 Adel und Bürgerschaft sich zusammenthaten, den Bischof sammt seinem Domkapitel aus der Stadt jagten, des Interdikts spotteten, die Domsakristei aufsprengten und plünderten, sowie sonstige Exzesse trieben. Da ließ die Heilige ihren Zorn in dem plötzlichen Versiegen des heiligen Bornes merken und erst dann träufte dieser wieder, als das ob dieses Strafwunders erschrockene Volk bußfertig und reumütig, den Bischof an der Spitze, mit bloßen Füßen zur Gruft Walburga's wallfahrtete. Wer sich genau im Leben der „Oelspenderin" orientiren will, dem geben die die Wände der Kirche bedeckenden Freskogemälde Gelegenheit dazu.

Die Schutzengel-, ehemalige Jesuitenkirche, zeigt neurömischen Styl und hat in ihrem schönen, weiten, der Säulen entbehrenden Gewölbe etwas Freies und Eindrucksvolles. Die beiden übrigen katholischen Kirchen, als die der Kapuziner und zum heil. Geist, enthalten einige gelungene Altarblätter. Seit geraumer Zeit schon hat sich die Bischofsstadt auch eine protestantische Gemeinde gefallen lassen müssen.

Die hohe Burg Willibald's, mit ihren weitläufigen Mauern, sechsseitigen Thürmen und Zinnen selbst einer Stadt gleichend, lockt unwiderstehlich auf ihre Höhe. Sie ist die Hohensalzburg Eichstätts. Gleich dieser sollte sie den bischöflichen Landesfürsten gegenüber einem zu Uebergriffen geneigten Domkapitel und einer nach Selbstständigkeit ringenden Bürgerschaft für unruhige Zeiten eine sichere Zuflucht sein. Daß der Bau der Willibaldsburg in dieser Absicht unternommen und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr vervollständigt wurde, kündet ungescheut eine Reihe von Inschriften auf den Schanzwerken. Jetzt sind diese meist verfallen. Noch 1796 aber waren sie mit Invaliden besetzt, deren Kommandant, der tapfere Kreislieutnant Krach, dem ihn zur Uebergabe auffordernden General Desaix mit tausend Schwüren erklärte, daß er sich, wenn ihm nicht freier Abzug bewilligt werden würde, bis auf den letzten Mann zu halten entschlossen sei. Eingeschüchtert gestand Desaix jenen zu und als den Franzosen sich das Burgthor öffnete, fanden sie den Kommandanten im Hofe an der Spitze seiner in Parade aufgestellten Besatzung von — acht Mann. Der Höfe und Hallen der Festung sind viele, und Schwindel erregend ist der Blick aus den Fenstern ihrer morschen Gemächer auf das breite Altmühlthal hinab, welches sich als wiesengrünes Band um den Fuß ihres steilen, jäh zur Tiefe stürzenden Felsberges, der „Waschetten", windet. Drei Abschnitte dieser Windung lassen sich erkennen: das weite Thal von Wasserzell und Rebdorf, welch letzteres einst die Morgengabe Kaiser Barbarossa's an seine Gemahlin Beatrix, dann Augustinerchorstift und zuletzt Strafarbeitsanstalt wurde; die Beugung unter dem Klösterlein Mariastein und darüber weg die schon genannte hohle Gasse „des tiefen Thals", endlich das, in dem Eichstätt selbst sich bettet. Da schlingen sich zweifache Straßenzüge mit ihren Doppelreihen stolzer Pappeln und prangender Fruchtbäume an dem leise murmelnden Flüßchen hin, die Vorstädte selbst erheben sich terrassirt an den untersten Schwellen des Frauenberges, auf dessen höchstem Punkte die Kapelle thront, zu der sich einst, dem Berg so seinen Namen gebend, der fromme Fürstbischof Anton I Knebel von Katzenellenbogen, als er gelähmt auf der nahen Burg saß, zur Andacht herübertragen ließ, und des gegenüber ansteigenden Galgenberges; freundliche Anpflanzungen voll gemütlicher Ruheplätzchen schmiegen sich thalwärts an die schroffen Berggehänge und Dorf an Dorf belebt die Ufer bis Beilngries.

Nicht ist uns aber vergönnt, in behaglicher Ruhe

bis dorthin zu wandern oder in gleicher Breite von allen schönen und romantischen Einzelheiten dieses Weges zu erzählen. Haben wir doch im Allgemeinen den Charakter des Altmühlthales angedeutet: in diesem setzt es sich, aber an eigenthümlich reizenden Landschaftsbildern eher zu- als abnehmend, bis zu seiner mit der Kreisgrenze zusammenfallenden Einmündung in den Ludwigs-Kanal fort. Immerhin aber müssen wir noch einzelne Orte und Punkte sonderlich hervorheben. Da sind es die hohen kolossalen Felsenwände von Arnsberg; das kurze, klippenreiche Schambacher Thal mit seinen einsamen Mühlen; Kipfenberg in der schmalen Thalsohle, von steil anstrebendem Gehänge umschlossen und von den allgemach verfallenden Mauern und Zinnen der altersgrauen Burg auf dem Schloßberge gekrönt, die nicht ungenannt bleiben dürfen.

Zwei Nebenflüßchen vereinen sich bei Kinding dem weitern Lauf der Altmühl, die Anlauter und die von Greding herkommende hintere Schwarzach, während bei Beilngries sich die Sulz zu jener findet. „Beil im Gries" wird von Volksmund und Sage der Name des letztgenannten Städtchens interpretirt. Ob das erstere mit dem alten Gotte „Biel", dessen heilige Eiche auf dem „Griese" stand, identisch, wird schwer zu erörtern sein; letzteres ist leichter zu erklären: die Grundlage des Ortes ist ein Gemisch von rotem Sand und zerbröckeltem Sandstein, wie es sich am Arz- und Sichelberg, dem Ausgangsthore der Sulz, sonst aber im Altmühlthal nicht mehr vorfindet und, von der Sulz angeschüttet, „Gries" genannt wird. 1485 hatte der Ort durch Fürstbischof Wilhelm von Reichenau Stadtrecht erhalten, in Folge dessen er sich mit Mauern, Thürmen und Wassergräben umgab, hinter denen sich seine Bürger tapfer gegen die Schweden wehrten. Jetzt sieht Beilngries, da jene Schutzwerke größtentheils abgebrochen sind, weniger kriegerisch mehr aus, nur das über ihm thronende, auf Grund der Stammburg der nach ihm genannten Grafen erbaute stattliche Schloß Hirschberg gibt ihm noch ein ritterlich Ansehen. Es beherrscht die Gegend mit ihren fruchtbaren vier Thälern, im üppigen Wiesengrund das Städtchen, gegen Süden die waldigen Paulushofer-Höhen, an die sich die Straße nach Ingolstadt in mäßiger Steigung zieht, mit dem niedlichen, an dem Saume der Altmühl liegenden Dörfchen Hirschanhausen, gegen Osten den Arztberg, zu dessen Füßen ein einsam Kirchlein ruht, dann das Kottingwörter- und Ottmaringer Thal, aus welchem auf dem alten Flußbett der Sulz der Ludwigskanal hervortritt, und nach Norden endlich das blumenreiche Thal, dem die Sulz von Berching und Plankstetten herab ihr schlängelndes Rinnsal angewiesen hat.

Am Fuße der Wachthänge und des Prälatensteins nehmen die ansehnlichen Gebäude der ehemaligen oben genannten Benediktinerabtei Plankstetten schier die Mitte des Sulzgrundes ein, während Berching eine Stunde thalaufwärts an diesem Flüßchen liegt. Die Wiesen der Thalsohle reichen bis an den Fuß des zwölfthürmigen Stadtmäuerleins, welches die Hauptquartiere hermetisch umschließt und über dessen Ring hinaus die Bürger keine Herdstätten errichteten, weil ein Privilegium Kaiser Heinrichs VII (1309) ihnen gestattete, ihr eigenes Gericht innerhalb ihrer Stadtmauern haben zu dürfen. Dagegen ist am linken Flußufer ein offenes Vorstädtchen, das, durch ein Kloster mit der innern Stadt vermittelt, sich ältern Ursprungs, als diese berühmt und das „Barigin" sein will, das Heinrich II zur Dotation seines neuerrichteten Bisthums Bamberg bestimmte. Bauern- und dreißigjähriger Krieg ließen auch Berching nicht außer Spiel.

Die ganze Gegend, die wir von Eichstätt bis hierher durchgangen, gehört dermalen noch zur mittelfränkischen Eisenbahnwüste; der Schienenweg, der sie aus ihrer Isolirung zu befreien hätte, müßte über Kipfenberg, Greding, Thalmäßing, Hilpoltstein bei Roth seine Anknüpfung an die Süd-Nordbahn finden. Eine Handelsstraße suchte hier der Ludwigs-Donau-Mainkanal zu werden. Noch nicht vierzig Jahre erst, daß man bei seiner Eröffnung die pomphaftesten Festlichkeiten beging und von der, mitten durchs Bayerland ziehenden Weltverkehrsader die großartigsten Träume träumte, und doch spricht man vom Kanal schon wie von einem Toten und wenn wir ihm nicht hier bei Berching und unserm Rückweg nach Beilngries noch einmal begegnet wären, hätten auch wir am Ende ihn nicht mehr genannt. Man hat eben sehr schnell gelebt von 1845 bis 1880!

Jenseits der Sulz erhebt sich als Gegengebirge des Kindinger Berges, dessen Ostrand jenes Schloß Hirschberg trägt, aus dem Beilngrieser Thalkessel der Kifenhüller Berg mit prächtiger Bergebene, einem Schlachtfelde aus dem spanischen Successionskriege. Er zählt schon zum Plateau des Nordgaus, wie wir hier an der Grenze des mittelfränkischen Altmühlgebietes überhaupt stehen. Der weite, flache Dietfurter Kessel, in welchem sieben Thalmündungen sich begegnen, gehört schon einem andern Kreise an. Ueber Riedenburg hinab wechselt das Alt-

mühlthal bis Kehlheim ziemlich regelmäßig in flachen Weitungen und klippigen Engungen ab, immer reich an fesselnder Scenerie; besonders die hohen Bergwände von Eckersberg, die schroffen Felsschlösser von Riedenburg, Brunn, Randeck und Neu-Eßing bieten solche in großer Fülle, bis im Prachtbau der Befreiungshalle auf dem Michelsberg bei Kelheim die ganze Altmühlalp ihren glänzenden Abschluß findet.

Südlich würde uns die Eisenbahn von Eichstätt aus in kurzer Frist aus den Schönheiten der Altmühlalp heraus und an die oberbayrische Grenze bringen; wir aber wollen im Bergland bleiben und von jener unmittelbar auf den orographisch sich an sie anschließenden

Hahnenkamm und **Heßelberg**

übergehen. Nahe dort, wo die Altmühl beide Bergzüge scheidet, ist der Marktflecken Berolzheim hingebaut, die bedeutendste der drei Stationen (Wettelsheim, Berolzheim, Windsfeld), die an der von Treuchtlingen in nördlicher Richtung nach Ansbach-Würzburg führenden Bahn zwischen jenem und Gunzenhausen liegen. Schon im 12. Jahrhundert saß ein adeliges Geschlecht gleichen Namens in Berolzheim, welches aber 1332 den Ort an den Ritter Erkinger Frick verkauften, von denen er an die Herren von Vestenberg überging. 1670 wurde er markgräflich, wie überhaupt wir uns hier wieder im Mittelpunkt des alten Burg- und Markgrafenthums befinden.

Gunzenhausen war eine seiner vier Hauptstädte. Aber schon im 8. Jahrhundert soll der heil. Wunibald das „praedium Gunzenhausen" dem Kloster zu Ellwangen geschenkt und ein Jahrhundert später auch hier ein Klösterlein, an das vielleicht noch jetzt der Name einer Gasse „Hospet" mahnt, gestanden haben. Als älteste Besitzer des Ortes werden die Grafen von Truhendingen, Oettingen und Seckendorf aufgeführt. Einem des letztern Geschlechts, Berthold, schreibt man die Stiftung des Spitals zum heil. Geist zu. Er war zu eines Köhlers schöner Wittwe, die er auf einem Waidmannsgang gefunden, in heißer Lieb entbrannt und nahe daran, sie als sein ehelich Gemahl auf seinen nächst der Stadt belegenen Burgstall heimzuführen. Eines Abends ging sie den Waldweg entlang, dem Geliebten zu begegnen, geriet aber vom rechten Pfade und ward im Gebüsch vom Pfeil Seckendorf's, der ein Wild zu belauschen meinte, durchbohrt. Jenes Spital, sowie das vom verzweifelnden Mörder am Wege nach Wald errichtete „steinerne Kreuz an der Altmühl", war die Sühne seiner That.

Die Reformation fand in Gunzenhausen schnellen Eingang. Luther selbst hielt sich einmal dort auf und noch wird das Haus bezeichnet, in dem er übernachtete. 1633 verfiel der Bürger Wohlstand unter dem Druck einer starken schwedischen Besatzung unter dem Obrist Ambrosio; seit dieser Zeit soll die Stadt nie mehr ihren früheren Umfang erreicht haben. Namentlich Markgraf Karl Wilhelm Friedrich hielt gern in Gunzenhausen Hof, die fürstliche Residenz ist jetzt Oberamtsgerichtsgebäude geworden, wie das ehemalige „Gesandtenhaus" zum Rathaus umgewandelt ist. Die hübsche Stadtkirche soll seit 1448 stehen.

Die Stadt, am linken Altmühlufer in einer feuchten Niederung, am sogen. „Sand" gelegen, ist der gewerbliche und Verkehrs-Mittelpunkt des obern Altmühlthales. Hier kann man an Markt- und Sonntagen auch noch etwas Costumestudien über die Bauerntracht dieser Gegenden, des protestantischen Juragebietes und seines Vorlandes machen. In der Mannskleidung herrscht im Ganzen ziemliche Uebereinstimmung: eine schwarzsammtne Weste mit Beinknöpfen; dunkler, langschößiger Barchentrock, dessen Taille nahe den Schulterblättern sitzt, mit stehendem Kragen und schweren halbkugelförmigen Metallknöpfen; anschließende, über den weißen Strümpfen gebundene Kniehosen und geschmeidige Wadenstiefel bilden den Kirchenstaat. Werktags tritt der „Janker" oder „Schalk" an die Stelle des Rockes. Nur im Hut, dem „Dreimaster" und seinen verschiedenen Spielarten, dem „Finkenstecher", dem „Zaunschlüpfer" und dem „Wolkenz'reißer" oder „Siebenmorgenhut", zeigt sich eine, je nach den einzelnen Ortschaften ängstlich festgehaltene Scheidung der sonst einheitlichen Tracht. Der Frauen Kopfschmuck ist die gold- und perlengestickte „Bödleshaube", von deren Rande breite, schwarze Seitenbänder bis zur Hüfte niederflattern. Am Hahnenkamm und Heßelberg tritt an Festtagen die, aber immer mehr schon verschwindende, „Florhaube", ein einem offenen Draht-Sonnenschirm von mindestens zwei Fuß im Durchmesser nicht unähnliches Original-Trachtenstück, auf. Tragen dazu Frauen und Mädchen beim Kirchgange den bis zur halben Höhe herab in enge Falten genähten schwarzen Merinorock und über diesem das weiß linnene Brusttuch, so verleiht ihnen das ein beim bayrischen Landvolk sonst ungewöhnliches ernstes, fast quäckerhaftes

Gepräge, das wenigstens die äußere Erscheinung des sonst lebenslustigen und geweckten Bauerncharakters jener Gegend etwas abdämpft.

Gunzenhausen ist Knotenpunkt für die Bahnlinien Treuchtlingen-Würzburg; Pleinfeld-Nürnberg und Nördlingen-Augsburg. Auf letzterer erscheinen nur noch Kronheim und Wassertrüdingen als dem mittelfränkischen Gebiete noch angehörende Stationen. Letztgenanntes gewerbthätiges, aus den an das alte Stammschloß der Grafen von Truhendingen, dessen Trümmer sich noch bei dem benachbarten Pfarrdorfe Altentrüdingen am Mühlbache finden, einst sich anschließenden Siedelungen entstandene Städtchen liegt schon westlich des Hahnenkamms.

Die Namensabstammung dieses, zwischen der westlichen Rohrach und der Treuchtlinger Bucht gegen Nordwesten langvorgezogen und keilförmig zugespitzt zu den fränkischen Ebenen hinaustretenden, Promontoriums des Frankenjura wird verschieden gedeutet. Einige leiten das Wort von „Hunnenkamp", der Hunnen Lager, her; Anderen dünkt die Erklärung: „Heunenkamm", Riesenwall, besser. Volk und landesübliche Geographie bleiben, ohne viel zu grübeln, bei dem, wie wir schon erwähnt, selbst in dem Wahrzeichen seiner Kirchthürme viel einfacher und verständlicher erklärten Hahnenkamm.

Unser Bergzug selbst nun besteht aus zwei niedrigen, waldbestandenen Hügelketten, welche durch ein zweites, zur Altmühl hin ausmündendes Rohrachthal in Form einer Längenspalte von Nordwest gegen Südost auseinandergehalten werden. Im Nordwestende dieser Thalung, d. h. am Ursprunge des Rohrachflüßchens bei Degersheim, dringen beide Hügelketten in einander und gestalten die langvorgezogene Spitze des Spielberges, mit welcher der Zug abbricht, nachdem er zuvor noch eine kleine Bergpartie, die gelbe Bürg, nordwärts gen Sammenheim entsendet hat. In einer Entfernung von vier Stunden von der Nordwestspitze des Hahnenkamms tritt plötzlich noch eine isolirte Gruppe von Juragebilden, der Hesselberg, auf.

Den höchsten Theil des Hahnenkamms bezeichnet ungefähr das Dorf Auernheim zwischen Treuchtlingen und Heidenheim, das zwar an der Südseite des dortigen Bayersberges, aber dennoch so hoch liegt, daß dessen Vegetationsverhältnisse, dem Namen des „fränkischen Sibiriens" Rechnung tragend, in dem Vegetationscyklus gegen das nahe Altmühlthal regelmäßig ein Verspäten von 4 Wochen veranlassen. Die Dorfkirche aber erhebt sich auf dem höchsten Punkte des Hahnenkamms, von wo eine prächtige Aussicht zu genießen ist, die sogar bei bevorstehendem Witterungswechsel die fernen Kalkalpen hier und da herüberblicken läßt.

Die gelbe Bürg ist der Nordrand des Gebirges, drei viertel Stunden nördlich von Heidenheim, in dem der heil. Willibald 748 eine Benediktinerabtei gestiftet, und bietet ähnlich reizende Fernschau, wie der Spielberg, der mit seinem fürstlich Oettingen'schen Schlosse als letzte Vorkuppe des Hahnenkamms gegen Gnotzheim hinabfällt.

Vom Zusammenfluß der Salzach und Wörnitz ostwärts gedehnt, wie das Thal des letzteren Flusses bis Wassertrüdingen, erhebt sich der völlig vereinzelte, mit seinen 91 m, den höchsten Punkt Mittelfrankens bildende Hesselberg. An dessen Westende liegen Wittelshofen, am Ostfuße Lentorsheim und Schwaningen, bis zum Uebergang Ansbachs an Preußen der Sitz unglücklicher (Christiane Charlotte) oder verwittweter Markgräfinnen; nördlich von des Berges Mitte Ehingen, südwärts um dessen Sohle Gerolfingen und Röckingen. Auch hier ist des Namens Deutung schwankend, ob man ihn mythologisch auf den Kriegsgott Heeß, Hessus, Hesset rückleiten oder sich prosaischer mit den an des Bergeshängen zahlreich vorhandenen Haselnußstauden begnügen will. Man unterscheidet den östlichen (kleineren) und westlichen (großen) Hesselberg. Heißt jener gewöhnlich „Schlößleinsbuck", woranf heutzutage wenige, von Laubholzschlägen überwachsene Spuren von Wall und Graben der Hesselburg, des Stammhauses der Leutersheime, sichtbar sind, so scheidet man den großen Hesselberg wieder in den Röckinger-, welcher der angenehmste, in den Gerolfinger-, welcher der höchste, und in den Ehingerberg, welcher der niedrigste, langgedehnteste und deshalb am bequemsten ersteigbare ist, übrigens nur als Vorhöhe des zweiten betrachtet werden kann. Auf dem Scheitel des Röckinger Berges weitet sich die viele Tagwerke überspannende „Osterwiese", auf der auch die Geister heidnischen Opferdienstes spuken und seit dem Jahre 1804, zur Erinnerung an einen Besuch des damaligen Landesherrn, Königs Friedrich Wilhelm III von Preußen alljährlich nach Pfingsten, „in der lieblichen Zeit", die acht Tage lang dauernde, Reisende aus Nah und Fern herbeiziehende, berühmte Hesselberger Messe gehalten wird.

Auf dem Gerolfinger Berge befindet sich ein Stein, an dem Gustav Adolf im Frühjahre 1632 geruht und sein Auge an dem unvergleichlichen Panorama, das hier sich aufthut, geweidet hat.

Gegen Abend winden die zwei befruchtenden Flüßchen Wörnitz und Sulz ihr Silberband durch die grünen Auen einer reichen Anzahl stattlicher Ortschaften, ihrer dreihundert sollen's sein, die man vom Berg erschauen kann. Endlich treten an dessen Fuß die Flüsse zusammen und drüber hinweg wächst höher und höher, amphitheatralisch Kette um Kette empor, bis der ferne „hohe Asberg" im Schwabenland den Gesichtskreis schließt. Südlich formen Wies- und Ackerland, von der Wörnitz durchschlängelt, mit dem dunkeln Hintergrund des Oettinger Forstes ein zwar enge zusammengestelltes, aber ungemein liebreizendes Bild, über dem hie und da in weiter Ferne in duftiger Bläue die Alpencontouren schweben. Im Osten und Nordosten dagegen stellen sich eine Reihe näherer und entlegenerer alter Burgen wie Vorwerke um den Hesselberg aus. Da erheben sich am Hahnenkamm die uralte Stammburg der Truhendingen: Hohentrüdingen, weiterhin ihr Schloß Spielberg, dann die Burgen ihrer ritterlichen Mannen: Hesselburg, Eibburg, Reichenau und Asberg; draußen im Lande werden noch die Wülzburg, die Nürnberger Feste, die Altenburg bei Bamberg sichtbar und zu guten Aussichtszeiten erscheinen manchmal auch der Neustädter Kulm und das Fichtelgebirge am Horizonte.

Der Volksmund schreibt dem Hesselberge noch heutigen Tags einen unergründlichen Metallreichthum zu, der nur angegangen zu werden brauche; die nüchterne Geologie aber hat niemals darauf gehört. Dafür aber entwinden sich eine große Anzahl frischer, starker Quellen der Tiefe des Berges, der in seiner Höhe den Umwohnern als untrüglicher Wetterprophet gilt. „Der Berg hat seine Kappe auf" und „die Donau ist hell" sind ihre Sprüche, denn beides: die Umhüllung des Hesselberges, wie die Aufhellung des südlichen Firmamentes, zeigt dieselbe Erscheinung, nämlich länger anhaltenden Regen an.

Weniger eigentlich orographisch, als eben nur nachbarlich, finden wir vom Hesselberg zur Süd- und Westgrenze unserer Provinz uns wendend, den Uebergang zu

Franken-Höhe und -Ebene.

Der alte Merian erzählt von der Landschaft an der Wörnitz herum „die von einigen teils Virngrundium, Viragrund und Virngrund, von anderen Fichtengrund, Fruchtengrund genannt, weil vor Zeiten ein großer Tannenwald bei sieben Meilen Wegs darum gestanden, den man den Virngrund geheißen haben solle. Und wird von ihnen die Breite dieses Ländleins, von Dinkelsbühl bis an den Wald, der Forst genannt, und die Länge von dem Schloß bei Baldern bis an das Schloß Tannenberg bei Obersontheim gerechnet." Nach dieser Bestimmung des alten Topographen erreichten wir in jenem Virngrunde beinahe denjenigen Punkt der Frankenhöhe, wo sie als „Oestheimer Steig" und „Anhöhe von Schillingsfürst" zwischen den Quellen der Tauber und Wörnitz hindurchtritt und, nachdem sie bis hieher den Rand des Wörnitzthales begleitete, fortan den Ostrand des Tauberthales einschließt. Von Schillingsfürst an wendet sich der Rücken etwas ostwärts und rückt dann, „Brunst an der obern Altmühl" genannt, als Wachsenberg, Norden- und Entseerberg an der Rothenburger Ebene ostwärts vorbei, gegen Norden zur „hohen Leite", einem weitausschauenden trigonometrischen Signalpunkte. Von diesem streicht er im Burgbernheimer Walde zur „hohen (Bergler) Steig" und sofort über den Petersberg und Hoheneck längs der Aisch östlich den Regnitzgegenden zu, wo wir ihn zu verlassen haben werden.

Für jetzt bleibeu wir noch in den breiten, flachen Wiesgründen der Wörnitz und Sulzach, deren beider schönste Weitungen zur Erbauung der Städte Dinkelsbühl und Feuchtwangen benutzt sind.

Auch

Dinkelsbühl,

die dritte „Reichsstadt", die wir in Mittelfranken betreten, stand einst auf der Höhe staatlicher Eigenmacht und Selbstständigkeit, ist aber nun auch längst von dieser herabgestiegen und ein stilles Provinzstädtchen geworden. Und doch hat sie noch viel Lebenskraft und Lebensberechtigung in sich. Noch blüht das Gewerbe in ihr, noch haben ihre Wollenfabrikate im In- und Ausland denselben guten Klang, wie vor fünfhundert Jahren, da Ludwig der Bayer das Privilegium ertheilte, daß die zu Dinkelsbühl gemachten und gemessenen grauen Tücher nirgends nachgemessen werden dürften, und gewiß kann die Stadt den guten Klang ihrer Gegenwart und Vergangenheit auch der Zukunft überliefern, nachdem sie, in allerneuster Zeit freilich erst, auch in das bayrische Schienennetz eingezogen ist, welches leider gerade gegen die Verkehrsbedürfnisse solcher Städte, wie Rotenburg, Dinkelsbühl und anderer, die dem Lande sehr viel zugebracht haben, sich lange sehr spröde verhalten hat.

Im roten Felde drei goldene Kornähren auf drei silbernen Hügeln — das ist das Wappen von Dinkelsbühl, ein „redendes Wappen", wie es die Heraldik nennt, denn aus ihm läßt sich in diesem Falle schließen, daß die Stadt es aus dem hier häufig gebauten und gut geratenden Dinkel und ihrer Lage auf drei Hügeln, „Büheln", abgeleitet hat. Mit dem „Dinkel" läßt sich auch ganz gut der „Dinkelbauer" in Verbindung bringen, welcher in längst verschollenen Tagen alldort einen anständigen Bauernhof besessen, später an denselben eine Kapelle und dann gar ein Kloster, das nachherige Karmeliterkloster, angebaut haben soll und so, da sich an seine Siedelung immer mehr andere anschlossen, der Romulus Dinkelsbühls geworden ist, ein Bauer der Gründer einer freien Reichsstadt.

Einen etwas höheren Flug nimmt eine andere Gründungssage, welche so ziemlich gleich zu Anfang die nun bescheiden die Ostmauern bespülende Wörnitz mitten durch die Stadt fließen und diese in zwei gleich große und häuserreiche Quartiere theilen läßt. Wenn wir uns nun die eine dieser mächtigen Stadthälften wegdenken, dann stehen wir ganz sicher auf historischem Gebiet. Zuerst wird die Stadt erwähnt, als Kaiser Heinrich VII den Beamten von Dinkelsbühl, Rotenburg, Nördlingen und Donauwörth verbot, den Abt des Klosters Ahausen oder einen seiner Geistlichen in einer burgerlichen oder peinlichen Sache vor ein weltliches Gericht zu laden. Jedes Jahr, welches seitdem von Dinkelsbühl weiterhin Erwähnung thut, bezeichnet fast immer eine neue Phase in seiner immer mehr zunehmenden Entwickelung, bis wir es 1351 von den immer eifersüchtige Händel mit ihm suchenden und es oft als Pfand in Besitz nehmenden Grafen von Oettingen mit 7200 Pfund Heller für alle Zeiten losgekauft und dann zur freien Reichsstadt erhoben sehen. Immer neue kaiserliche Privilegien bestätigen die reichsunmittelbaren Rechte der Stadt, gewähren ihr Befreiung von Reichssteuern und -Schatzung und schenken ihr zwei offene und nicht unbedeutende Messen.

Aber, wie es nach außen treu an die Kämpfe, Bündnisse und Fehden der anderen Reichsstädte sich anschließt, so macht Dinkelsbühl auch deren innere Geschichte normal oder abnorm durch, wie es eben kommt, und hat namentlich 1387 eine stattliche Revolution durchzukämpfen, indem die Bürger nach dem Beispiel Augsburgs den bisher rein aristokratischen Rat nötigen, zwölf Personen aus den sechs Zünften und einen Bürgermeister zu den dreißig Patriziern hinzuzunehmen. Die bedeutendsten Streitigkeiten, die oft recht fühlbar die Kraft nach außen und innen lähmten, hat Dinkelsbühl auf confessionellem Gebiet ausgefochten, nachdem es schon 1532 der Reformation zugefallen war. Die einzelnen Wandlungen der daran sich knüpfenden langjährigen, erst 1690 durch den sogenannten öttingischen Rezeß ausgeglichenen Conflikte aufzuweisen, ist hier nicht der Ort. In den Kriegsläuften hat Dinkelsbühl immer schwer gelitten; sonderlich war 1632, da es die Schweden besetzt hielten, und 1634, als es Piccolomini nach harter Beschießung einnahm, die Not groß. Das Gedächtniß dieser Zeit wird heute noch in einem hochinteressanten Jahrestag, der „Kinderzeche", festgehalten. In altschwedischer und altdeutscher Tracht, zu Roß und zu Fuß, mit Trommeln und Pfeifen, ziehen die Kinder aus, altvererbte Weisen singend und Sprüche sagend und so in hoher Freude den Preis damaliger Errettung feiernd.

Auch die Kriege der neueren Zeit zogen den Stadtsäckel in Mitleidenschaft und so war es kein Wunder, daß das Jahr 1749 eine Schuldenlast von 800,000 Gulden aufwies, wie die Stadt 1619—1650 schon eine von 1'653,000 berechnet hatte. Demnach konnte es auch für Dinkelsbühl kein allzuherber Schmerz sein, als es durch den Reichsdeputationsrezeß seine Unmittelbarkeit verlor, zuerst an Kurbayern, dann an Preußen und endlich durch Frankreich wieder an Bayern kam. Unter der neuen Regierung erstarkte es zusehends und die Gegenwart darf mit viel mehr Recht sich der Sage jener einstigen Größe erinnern, als vielleicht je die unruhige, streitsüchtige ältere Zeit der „freien Reichsstadt" dazu befugt war.

Der äußere Anblick der Stadt ist durchaus ein freundlicher, wenn auch weniger gut gebaute Häuser neben ansehnlichen und stattlichen Gebäuden nicht fehlen. Besonders charakteristische, in Form und Gepräge an das Mittelalter lebendig erinnernde, wie deren Rotenburg so viele hat, finden wir hier weniger. Aber in Einem Gebäude rivalisirt Dinkelsbühl kühnlich mit der berühmteren Nachbarstadt, in seiner prächtigen, dem heil. Georg gewidmeten Kirche, welche sich getrost der köstlichen Jacobskirche zu Rotenburg an die Seite stellen kann. Während diese einschiffig ist, hat die Kathedrale von Dinkelsbühl drei gleich hohe Schiffe mit Rundpfeilern, auf denen ein complizirtes Netzrippengewölbe aufsitzt mit abgehackten Stäben, wie sich solches auch in Nördlingen und bei St. Ulrich in Augsburg findet. Kolossale Fenster und Streben zeichnen den hochgestreckten Bau aus. Dreiunddreißig Jahre lang

haben die Meister Elser aus Alzey und sein Sohn an ihm gearbeitet; ihre Namen sind in der Kirche auf einer Tafel, die von der glücklichen Vollendung ihres Werkes redet, angeschrieben. Bildwerke von Bedeutung finden sich nicht, dagegen der mit Gold und Geschmeide reich bedeckte Körper des heil. Aurelius, der unter einem Altar ruht. Die Kirche ist wieder dem katholischen Kultus zurückgegeben, wie sie vor der Reformation diesem eigen war; der Thurm aber, als städtisches Eigenthum, wahrt die volle Parität: unter ihm öffnet sich das Portal des katholischen Domes, aber von seinem Kranze wird am Reformationsfeste das „Eine feste Burg ist unser Gott" herabgeblasen.

Aber ein noch schöneres Zeichen friedvoller Einigung steht auf dem Platze vor der Kirche, ein Monument, zu dem Katholik wie Protestant in gleicher Pietät und dankbarer Erinnerung aufschauen: das des Domherrn Christoph von Schmids, des Erzählers der „Ostereier". Nicht leicht sieht man ein lieblicheres Erzbild, nicht leicht anmutigere Gestalten, als die beiden Kinder, welche sich an das Knie des ehrwürdigen, heiter blickenden Greises anschmiegen und lächelnd zu ihm aufschauen, während seine Hand segnend auf dem lockigen Haupte des Knaben ruht.

Von dort wandern wir gleich zur Stadt hinaus, an der neuen protestantischen Hauptkirche vorüber, die man aber nach Betrachtung des reinen Styls der katholischen schwer für einen gelungenen Neubau anerkennen kann. Draußen vor dem Thor und beim Gang durch freundliche Anlagen um die Stadt herum bietet sich manch hübscher Blick: dort auf eine, wenn auch nicht auffällig schöne, aber in der Mischung von fruchtbarem Acker- und waldigen Hügelland auch nicht unangenehme Gegend, hier auf die noch mit Mauern, Thürmen und Zinnen wolverwahrte Stadt. An ihrer Flußseite, wo auch noch kleine Seen der Wörnitz sich zugesellen, oder wo im alten Stadtgraben eine parkähnliche Anlage gegründet ist, hat sie sogar ganz romantische Stellen. Und bist du nun müde geworden oder gar nachdenklich und ernst, weil du die großen und kleinen Geschicke, das Steigen und Fallen, das Blühen und Welken sothaner Reichsstadt sinnend bewegst, oder kommt's am Ende wie tiefe Melancholie über dich, worin du auf dem Dinkelsbühler Friedhof zu guter Letzt die Bestätigung findest, nicht nur, daß alles eitel ist, sondern daß man von unserer argen Welt wirklich nichts mehr Gutes erwarten kann, indem du dort schwarz auf weiß, d. h. auf einem Leichenstein die Inschrift liesest: „Hier liegt die Tugend selbst begraben" — dann rate ich dir, niederzusteigen in den alten Stadtgraben, wo die deutungsvolle Inschrift: „Eingang zum Schatten" dich den reellen Genüssen der Gegenwart tröstend wieder zuführen wird.

Wir nehmen die zur Zeit in Angriff genommene Eisenbahn von Dinkelsbühl nach Feuchtwangen als schon vollendet an. In diesem Fall müssen wir als Zwischenstation Schopfloch, ein wohlhabend sich ansehendes Pfarrdorf erwähnen. Was der Zillerthaler für Tyrol, das ist der Schopflocher für Mittelfranken: der Hausirer per excellence. Drei Viertheile des Jahres ist die halbe Bevölkerung des Dorfes auf Wanderschaft. Auch die Weiber nehmen Theil an den ambulanten verschiedenartigsten Handelsgeschäften, derweilen dann auch die Männer daheim für die Cultur des „Gütels" und die Zucht der Kinder sorgen. Der Schopflocher ist besser als sein Ruf: er lebt sparsam auf seinen Kreuz- und Querfahrten und weiß für die spätere Ruhe in der Heimat etwas zurückzulegen.

In einer freundlichen Thalmulde der Sulzach liegt, unregelmäßig und winkelig gebaut, Feuchtwangen, dessen Name mit dieser seiner Lage in Einklang steht. Auch hier finden wir den großen Frankenkaiser als Fundator. Auf dem nordwärts der Stadt belegenen Pienzenberg soll sein Jagdschloß gestanden sein. In den Wildnissen des Sulzbachgrundes dem Waidwerk nachgehend, überfiel Karl körperliches Gebreste; ein Trunk aus einer am Wege sprudelnden Quelle scheuchte das Fieber. Deß zum Danke ward vom Kaiser an jenem „Taubenbrünulein", das noch heute im Dekanatshause quillt, das Stift „Fruhelinwane" zu Ehren der heil. Jungfrau gelobt und gegründet, aus dem dann unser Feuchtwangen sich herausgebildet. Es galt als das unruhigste und wenigst gut beleumundete in ganz Schwaben, und Kloster und Stadt lagen sich fortwährend in den Haaren. Als darum 1525 die Odenwälder Bauern verheerend durch das Hohenlohische Land zogen und das Gerücht nach Feuchtwangen drang, daß Schloß Schillingsfürst und Kloster Sulz in Flammen stehe, hielten es die Chorherren für geraten, der erregten Stimmung der Bürger mißtrauend, sich aus dem Staube zu machen. Der einzige, der zurückgeblieben, der Vicarius Georg Vogtherr, hielt sich dadurch, daß er selbst als Reformator auftrat und, dazwischen aber noch einmal von Markgraf Casimir verbannt, dann aber wieder zurückgerufen, die Stadt der neuen Lehre zuführte. Der

dreißigjährige Krieg ließ in Feuchtwangen fast mehr noch, als in anderen Städten Frankens, rauchende Trümmer und eine Verwüstung zurück, nach der es ein Jahrhundert brauchte, ehe wieder bessere Zustände eintreten konnten. Am 4. März 1806 verleibte das letzte preußische Hofrescript, „daß nach eingetretenen Umständen die Abtretung der Provinz Ansbach an die Krone Bayern unvermeidlich geworden sei, wenn größere Uebel sowohl für den Staat als für die Provinzen insbesonders verhütet werden sollten", auch Feuchtwangen dem neuen Königreiche der Wittelsbacher ein.

Die von Dinkelsbühl nach Feuchtwangen führende und schon jetzt bis Dombühl an der Ansbach—Crailsheimer Linie reichende Eisenbahn wird in Bälde nach Rothenburg a/T. ausgebaut und dann mit Hinzunahme des Bindegliedes Steinach—Windsheim die fränkische Gürtelbahn vollendet sein. Ein Hauptrichtpunkt der Strecke Dombühl—Rothenburg wird das hochragende Schloß Schillingsfürst sein, das wir nun schon mehrmals als die weithin schauende Warte der mittelfränkischen Terrasse genannt haben.

Es ist fürstlich Hohenlohisches Eigenthum. Mit dem Zunehmen des Ländererwerbs der Zollern'schen Burggrafen von Nürnberg verlor das ältere Geschlecht der Grafen von Hohenlohe immer mehr Fuß in Franken. Die Hauptbesitzungen derselben concentrirten sich in Schwaben und nur ein kleiner Strich an den Quellen der Wörnitz, von dem Gebiet der freien Stadt Rothenburg und dem Fürstenthum Ansbach umschlossen, blieb den Grafen von ihren ostfränkischen Gütern: als deren Mittelpunkt das Bergschloß Schillingsfürst, das sie im Jahre 1321 von denen von Velden käuflich erworben hatten. Die Linie Hohenlohe hatte sich 1340 in zwei Aeste gespalten: Hohenlohe und Speckbach. Erstere erlosch 1412. Graf Georg von Hohenlohe-Speckbach und seine Söhne waren Gründer der beiden neueren Hauptlinien, Neuenstein und Waldenburg, von denen Waldenburg wiederum in zwei Nebenlinien: Bartenstein und Schillingsfürst sich verzweigte. An letztere fiel der fränkische Gebietstheil mit dem Schlosse Schillingsfürst, welches diesem Zweige der seit 1744 in den Reichsfürstenstand erhobenen Grafen den Namen gab.

Im Bauernkrieg ward das Schloß, trotzdem daß die Grafen Albrecht und Georg vom „hellen, lichten Haufen" die feierliche Versicherung, unbehelligt zu bleiben, erhalten hatten, weil man eine Besetzung jenes durch die Bündischen fürchtete, am 18. Mai 1525 zerstört und ausgebrannt. Der dreißigjährige Krieg legte es 1632 zum zweitenmale in Asche. Die, nach dem in Merians „Topographia" erhaltenen Bilde, mit ihren von zwölf Thürmen geschützten Umfassungsmauern stattlich anzusehende Burg war nicht hinreichend genug besetzt, um sich der kaiserlichen Brandfackeln erwehren zu können. Alle Wiederherstellungsversuche waren nur provisorisch, bis endlich Graf Philipp Ernst, der erste seines Hauses, der den Fürstenhut trug, den schönen Neubau, mit zwei Seitenflügeln gegen Mittag und Mitternacht gerichtet, im Jahre 1750 zur Vollendung brachte, welcher jetzt die Thäler der Tauber und Wörnitz, die Wasserscheide der Nordsee und des Bosporus, beherrscht.

Eine Brücke vermittelt von dem ehemaligen Vorhofe, nun einer freundlichen Gartenanlage, die Verbindung des Schlosses mit dem auf dem Bergrücken sich hinziehenden Orte Schillingsfürst. Unter jenem zeigt sich das ehemalige Franziskanerkloster, das, als die Hohenlohe 1667 den evangelischen Glauben wieder verließen, erbaut worden war, mit seinen schlanken Thurm. Noch weiter abwärts aber am Fuß des Schloßbergs, an der Wörnitzquelle, liegt der Markt Frankenstein mit einer protestantischen Kirche, dessen Wirtshaus einst kaiserliche Freiung war, und in dem die Sage den Frankenkönig Pharamund geboren sein läßt, der von hier aus mit seinen Franken die im Altmühl- und Wörnitzthale verschanzten Römer über den Main getrieben haben soll.

Oestlich von Frankenstein gehören die Dörfer Schwand, Eckartsweiler, Weißenkirchberg u. a. zu jener Gegend, die wir schon oben unter ihrem eigentümlichen Namen der „Brunst" erwähnt haben. Ihre Bewohner unterscheiden sich — ein großer, hübscher Schlag Leute — merklich von ihren Nachbarn, indem sie ihre Herkunft aus südlicherem Berglande verraten. Sie sind nemlich größtentheils Nachkömmlinge jener Salzburger Emigranten, die, von des Erzbischofs Firmians Fanatismus aus der alten Heimat vertrieben, in Franken so vielfach und so auch hier eine neue fanden. Auch in Gebahren und religiöser Sitte sind die Bauern im „Ländl," wie der Strich auch heißt, noch der Weise ihrer Vorvordern treu geblieben.

Gerade in entgegengesetzter Richtung der „Brunst," im Westen von Schillingsfürst, sammelt sich „bei dem Dorfe Wertingen„ (Wettringen), wie die alten Geographien sagen, „hinter Rottenburg," in einem jetzt trocken gelegten Teich, dem Tauber-

see, die Tauber, „nit ein geringer Fluß“ nach des biedern Merian's, ein interessanter und mit landschaftlichen Reizen reich ausgestatteter, auch nach unserer und anderer Leute Meinung. Wir sind mit ihr in ein neues geognostisches Gebiet, das des Muschelkalks, getreten. Bayern partizipirt an dessen, sich bis an die Werra und anderseits bis an den Steilrand der Rheinebene bei Wisloch erstreckendem Plateau nur an der obern Tauber, um den mittlern Main und längs der fränkischen Saale herab. Dieses Plateau nun charakterisirt sich als eine zwar angebaute, aber doch kahle Ebene, die sich nur wenig in flachen Wölbungen hie und da wechselsweise erhebt und senkt. Diese flachen Wölbungen des Bodens sind die bis an die Oberfläche sichtbar werdenden Spuren einer diesen Kalkschichten eigenthümlichen Krümmung, gemäß welcher sie in weit aushaltenden flachen Bogen sich aneinanderlegen und da, wo die Enden solcher in einander greifen, allezeit sehr scharf gerissene, tiefe Schluchten, vom althochdeutschen „Chlingen“, d. h. Schlucht, Thal, „Klingen“ genannt, bilden, deren Studium der Rothenburger z. B. wahrhaft vor der Thüre betreiben kann, da ja sogar eines seiner Stadtthore „Klingenthor“ heißt. Diese Klingen geben auch den romantischen Flußthälern, die in diesem Kalkplateau, ähnlich wie beim Jura, aber mit schmalerer Sohle und nicht sowol felsigen, als von zusammenbrechenden Gesteinsschichten oft trümmerartig anzusehenden Hängen, tief eingeschnitten sind, ein wild pittoreskes Gepräge. Dessenungeachtet hat die Sorgfalt für die Kultur des Bodens die Rollstücke an jenen Hängen höher hinauf so schön zu sammeln und als umhegende Mäuerchen aufzuschichten verstanden und Obstgärten und den Schmuck der Reben zu einer so anmutigen Staffage der sonst kahlen Bruchflächen zu machen gewußt, daß eine neue und eigenthümliche Zierde, die der Weinberge, hier plötzlich in die Landschaft eintritt. An der Tauber sehen wir die ersten Reben Frankens.

„Das Tauberthal ist höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege“, sagt Riehl. Auf einer Strecke von 27 Stunden fließt die Tauber an 9 Städten, wohl auf jede Stunde an einer Ortschaft vorüber. Das Thal ist die natürlichste Verbindung zwischen der mehrerwähnten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe und dem Untermain, offen, von mäßigem Gefäll nnd hat nur eine, leicht abzuschneidende größere Curve: man hält es für unmöglich, daß ein solches Thal nicht seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben sollte, und doch war nie und ist dem nicht so. Der mittelalterige Heerweg von Augsburg nach Würzburg berührte, die Erfüllung eines Versprechens Kaiser Ludwigs des Bayern, die Tauber nur bei Rothenburg; die alte Straße vom Neckar zum Main zielte von Heilbronn gleichfalls auf Würzburg und überschritt den Fluß bei Mergentheim, die Linie Heidelberg-Würzburg kreuzt ihn bei Königshofen und Landa und die Thalbahn selbst, Weikersheim-Wertheim, hat nur lokale Bedeutung, und so führten in der That „die großen Straßen von Alters her das Thal zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt nicht durch das Thal“.

Und doch hat das einsame Thalkind, die Tauber, nicht immer so stille Tage gelebt: damals, als auf den Zinnen Rothenburgs noch das Banner des Reiches flatterte; als das Kreuz des tapfern Ritterordens von der nordischen Marienburg in die Marienstadt des Südens, nach Mergentheim, herübergepflanzt wurde, als drunten auf der Ebene bei Königshofen der heiße Streit der Bauernschlacht tobte, — da hat es andere gesehen.

Inmitten eines regsamen Volkes und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Zu oberst das einer annektirten Reichsstadt (Rothenburg); dann eine ausgestorbenen Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säcularisirtes Hochstift bei Röttingen; ein mediatisirtes Fürstenthum Hohenlohe bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherrn) bei Mergentheim; ein weiland geistliches Kurfürstenthum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine auch nicht mehr politisch selbstständige Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses! „Die liebliche Gegend“ — citiren wir noch einmal Riehl — „hat einen kleinen, die Geschichte des Tauberthales einen großen Wurf. Ein Gang durch dasselbe ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durch das alte Reich“.

Aber wir können nicht weit diesen Gang gehen; nur eine kurze Strecke noch bleibt die Tauber auf bayrischem Boden und zudem ist's Zeit, von ihr zu der Stadt hinaufzuschauen, deren Name ihr den höchsten Glanz verleiht, deren Fuß sie demütig umschlingt, zu

Rothenburg ob der Tauber.

Du magst der Länder viele durchwandert, der reichen und stolzen Städte viele geschaut haben,

kommst Du hierher, so wirst Du sagen müssen: diese Stadt ist nur einmal da, nur sich selber gleich. Da liegt sie vor Dir im wohlgetroffenen Bilde, hoch auf dem Bergesrand, ihr zu Füßen das liebliche Thal, das die Tauber durchrinnt, und Du hast, heftet sich Dein Auge auf sie, ein Recht zu fragen, wo Du die Stelle finden könntest, von der aus, so Dein Wanderglück Dich selbst nach Rothenburg führt, Du in Wirklichkeit schauen möchtest, was Du hier im Bilde siehst. So lassen wir für einen Augenblick, wozu es uns freilich gleich ziehen möchte, die Einzelwanderung durch Straßen und Gassen und gehen, vielleicht kaum eingetreten, durch das Klingenthor, das nördliche der fast kastellartig dastehenden, ungebrochenen Thore der alten Reichsstadt, gleich wieder zu dieser hinaus und durch die „Klinge", eine enge, waldige, steile Schlucht, in das Thal hinab. Eine Brücke geht da über die Tauber, zur Seite weiter flußabwärts liegt das freundliche Dorf Dettwang, gerade dem Ausgang der Klinge gegenüber aber öffnet sich ein Seitenthal, das Vorbachthal, in das wir nun eintreten. Es trägt einen anderen Charakter, als das Hauptthal: es ist wilder, enger, so zu sagen hochgebirglicher. Links von Nadelholz, rechts von Laubwald beschattet, liegt es still und abgeschlossen, nur das Zwitschern der Vögel, das Murmeln des über das Steingerölle hinfließenden Baches und ab und zu ein von der Stadt her tönendes Glockenläuten unterbricht die Einsamkeit. Hier, dieses Thälchen aufwärts gehend, magst Du Deine rothenburger Bilderschau beginnen, so nämlich, daß Du nach 50—60 Schritten immer wieder stille stehst und Dein Auge rückwärts wendest. Da tritt Dir ein wechselndes Bild nach dem andern in die Perspektive: zuerst siehst Du, von dem Rahmen einer Tanne und einer Eiche umspannt, einen Thurm der Klingenbastei, dann beim Weitergehen kommt das Thorhaus mit dem Glockenthürmchen dazu und später rückt die ganze malerische Bastei und endlich auch noch die Jakobskirche mit ihren Doppelthürmen vor. So wechselt und wandelt sich die Rückschau bis dahin, wo das Thal in dem unter Obstbäumen versteckten Dörfchen Vorbach endet und der Weg links durch den Wald auf die Hochebene hinauf führt. Nur ein paar Schritte braucht man auf dieser zu thun und das überraschendste, großartigste Bild, das Du lange gesehen, stellt sich Dir entgegen, in weitgeschwungenem Halbkreise, den Thalrand mit seinen Mauern krönend, beschützt von der Unzahl von Thürmen, liegt Rothenburg Dir gegenüber, ein Stadtbild, für dessen einzigartige Lage Du', wenn Du weitgewandert bist, nur Einen Vergleich haben kannst: — die heilige Stadt, das königliche Jerusalem. Der rothenburger Pilgrim, der, heimkehrend vom gelobten Lande, jenes Waldgärtchen an der Straße den „Oelberg", und jenen herzförmigen Acker, unfern der großen Doppelbrücke, den „Blutacker" taufte, hat nichts Uebertriebenes gethan, als er beim Wiederanblick seiner Vaterstadt, also an die Umgebungen der Stadt Davids dachte.

Alles liegt hier vor uns, die ganze Ausdehnung der Stadt, von deren Breite, wie man sie von hier aus sieht, man, in jener selbst wandelnd, keine Ahnung hat. Tief sieht man in die alte Patrizierstraße, die „Herrengasse", hinein, bis vor auf den Markt. Abends namentlich hat dieser Blick etwas Wunderschönes; dann glüht die untergehende Sonne in den Fenstern der Kirchen und alten hohen Giebelhäuser und die waldigen Höhen, welche, rechts der Stadt, nach Süden sich hinziehen, verschwimmen im blauen Fernduft.

So nahe uns hier die Stadt erscheinen mag, so ist sie es doch noch nicht in Wirklichkeit; so schroff und tief, wie drüben, fällt hüben das Plateau zum Thale ab und dies muß erst durchschritten werden, ehe man zu jener aufsteigen kann. Fast eine eben so tiefe Kluft, als sie hier Rothenburg von der es umgebenden Landschaft scheidet, möchten wir sagen, trennt seine stille, weltentrückte Gegenwart von seiner großen, lebensvollen Vergangenheit. Keine der ehemaligen freien Reichsstädte ist unter dem Sturze des alten deutschen Reichs so tief zusammengebrochen, als Rothenburg. Die Stadt, die einstmals ein Gebiet von 6 Quadratmeilen und 6000 Stadteinwohner und 18000 Landunterthanen hatte, die es mit dem übermütigen Adel so gut wie mit Kaiser und Reich aufnahm, ist nichts mehr als eine, wenn auch immerhin noch reiche, doch isolirte Provinzialstadt. Aus allem Zusammenhang mit der früheren Zeit sie losreißend, hat die Ungunst der neueren Verhältnisse wenig an ihr zu achten und zu schonen gewußt. Bei den großen Annexionen, aus denen sich die Rheinbundskönigreiche herausbildeten, konnte sich zwar Bayern, dem Rothenburg zugetheilt wurde, trefflich an seinen unendlich reichen Stiftungen und anderen Säkularisationen bereichern, aber um der gefallenen Stadt nur irgendwie Leben und Verkehr zuzuwenden, hat es niemals etwas gethan.

So sind die Zeiten denn längst vorbei, da Friedrich der Reiche, des dritten Konrads Sohn und des Rothbarts Neffe, der „Dux de Rothinburch" oder

„das Kind von Rothenburg“, wie er auch genannt wird, auf der Burg allhier glänzenden Hof hielt und von hier aus mit dem Ohm gen Italien zog, um als der Erste auf dem Hochaltar der erstürmten Peterskirche — 1166 — sein Banner aufzupflanzen; da die Kaiser und Könige des deutschen Reiches — Friedrich III, Maximilian I, Karl V, Ferdinand, Matthias — durch die Thore der Stadt einzogen, um einmal oder öfter, länger oder kürzer in ihr zu verweilen, da Senatus populusque Rotenburgensis nicht die Letzten waren beim Raten und Thaten in weltlichen und geistlichen Händeln; da Rothenburg den Ton angab im Städte- und im Bauernkriege, und von ihm aus des letztern verheerende Wogen sich über Franken wälzten — diese Zeiten liegen lange hinter uns. Und doch meinen wir, mitten in ihnen zu wandeln, wenn wir die alte Stadt durchschreiten, denn das Aeußere Rothenburgs ist geblieben, wie es war, wie es vor 300 Jahren und noch früher gewesen; seine Gestalt ist nicht verfallen, man hat ihr kein neues Gewand übergezogen, das alte steht ihr noch so gut wie ehemals. Kein Stein fehlt in seinen Mauern, keine Zinne auf seinen Thürmen, es ist keine verfallene, sondern eine erstarrte Stadt, erstarrt, stille gestanden mitten am Tage, mitten im Leben, wie wirs nur von Einer Stadt, von Pompeji, wissen. Wenn in stiller Sommernacht das Mondlicht voll und glänzend auf den alten Häusern, den schweigenden Plätzen liegt, dann meint man, man müsse an den hellen Fenstern der hochgiebeligen Patrizierwohnungen die alten Herren und Frauen erscheinen sehen, die einst in ihnen ihr Wesen getrieben haben, und manch rosiges Jungfrauengesicht schaut mit herab in die nächtige Stille und wundert sich, daß es drunten so schweigsam geworden ist und nicht mehr Lautenschlag und Mandolinenklang zu ihm emportönt; dann wirds lebendig von allerlei Geheimniß, und wer's versteht, kann dann Mancherlei lesen in dieser schlafenden, träumenden, untergegangenen Welt.

Auf allen Plätzen und Straßen und Gassen, vor allen Kirchen und Häusern, treten die entschwundenen Jahrhunderte an einen heran, unmittelbar, greifbar fast, leibhaftig, wie kaum in einer andern alten Stadt; selbst wie in Nürnberg, Danzig nicht; dort ist viel zu viel modernes Leben mit eingemischt, das nach und nach eingedrungen. Rothenburg ist das deutsche Brügge, nur noch stiller und vergessener als dieses. Gleich durch das prächtige Rathhaus werden wir an jene Perle Flanderns erinnert, einen Stadtpalast, dem an mittelalterlicher Pracht der Römer in Frankfurt weit nachsteht, 1572 haben es die Rothenburger zu bauen angefangen, zur selben Zeit, wo sie den gegen den Markgrafen Albrecht von Kulmbach zu Feld gezogenen Verbündeten 80000 fl. Kriegssteuer zu zahlen hatten, ein Zeichen also, daß die Stadt reich und blühend gewesen, wie nur irgend eine, die den Reichsadler im Schilde führte. Alterthümliche Gebäude der verschiedensten Art umreihen das Rathhaus mit seinem hohen, schlanken Thurme, und den Hauptmarkt, auf dem jenes steht. Dort, wo an seiner Südseite noch die künstlich gehauenen Steinschranken sich zeigen, ward das Blutgericht gehegt, als die Stadt das kaiserliche Landgericht an sich gezogen hatte und vor dem Areopag der Bürgergemeinde selbst die Unterthanen der benachbarten Fürsten die letzte Instanz anrufen mußten; hier am unteren Erker saß einst Kaiser Karl V, um die Huldigung der Bürgerschaft zu empfangen (1546), und dort auf einer dazu aufgeschlagenen Tribüne vor der „Herrentrinkstube“ im Jahre 1742 Friedrich III, als er den König Christian I mit Holstein, Stormarn und Dithmarsen belehnte. In jenem Gebäude war es, wo Tilly, während der Bürgermeister fortgegangen war, um den Scharfrichter für sich und seine Ratskollegen zu holen, den Altbürgermeister Nusch den Rettungstrunk aus dem mächtigen Pokale thun ließ, der heute noch als Erinnerungszeichen in der Familie des Letztern aufbewahrt wird. Es war selten, daß der finstere Feldherr zu einem Scherz gelaunt war, und am wenigsten zu Rothenburg, das ihm hartnäckig widerstanden hatte. Darum hatte er den Rat zum Tode verurtheilt. Als sie ihm aber den Ehrentrunk anboten, dieweil sie auf den Henker warteten, kams doch mit jener seltsamen Scherzlust über ihn, und der, „der niemals einen Rausch gehabt“, verhieß Freiheit und Leben, wenn Einer es unternehmen würde, jenen Humpen auf Einen Zug zu leeren. Jener Ratsherr that es bis zur Nagelprobe, der Scharfrichter ward eilig abbestellt, und das Gäßchen, wo sie ihm begegneten, um den schon mit dem Schwerte Nahenden wieder heimzuschicken, heißt das „Freudengäßlein“ bis auf den heutigen Tag.

Wie belebt und bewegt mag es an solchen Tagen auf Straßen und Plätzen ausgesehen haben, wie verlassen sind sie jetzt! Kein Ratsherr läuft mehr Gefahr, von einem feindlichen Feldherrn zum Uebermaß gezwungen zu werden, oder die Stadt hat nicht mehr die traurige Aussicht, im Bilde die Siegesgalerie eines fremden Fürsten zu schmücken, wie ich sie (auf Grund ihrer Beschießung durch Turenne 1645)

in den Schlachtensälen von Versailles gesehen. Es ist so ganz ruhig und still Alles geworden: es lagern keine Schweden und Pappenheimer mehr vor den Thoren; keine Juden werden mehr vertrieben; keine Wallfahrerschaaren ziehen mehr zu der hochberühmten, von fünf Päpsten mit Ablaß begnadigten „Kapelle zum heiligen Blut"; es kommen am Dienstag nach Bartholomäi nicht mehr die Schäfer aus ganz Franken in die Wolfgangskirche, die hart am Klingenthor liegt, um nach dem Mittagsmahl in das Hospital zum heil. Geist zu ziehen, wo sie dann eine schön geputzte Gans empfingen, die sie auf dem Markte feierlich enthaupteten, um hierauf mit ihren Dirnen um den Herterichsbrunnen den festlichen Tanz aufzuführen. Die alten Patrizierhäuser stehen leer, um wenige tausend Marks sind sie feil; in den alten, weiten Klöstern und Ritterordenshöfen stäubt es Aktenstaub; aus dem großen, schöngeformten Gymnasialgebäude, das einst die ihm zuströmenden Lernbegierigen gar nicht zu fassen vermochte, stürmt die lärmende, deutsche Schuljugend heraus; die alten Brunnen, die noch immer das kunstvolle, im 15. Jahrhundert von einem Mönche angelegte Druckwerk mit dem hochheraufgehobenen Thalwasser speist, rauschen schläfrig; nur Eines ist für das Leben der neueren aus der alten Zeit geblieben, ihr wieder geschenkt in alter, unversehrter Schönheit: die prächtige St. Jakobskirche. Eine durchgreifende Restauration hat aus diesem Prachtbau echter Gothik entfernt, was eine kunstlose Periode verunstaltend hineingepfuscht hatte; ohne durch die unpassenden Emporen mehr gedrückt zu sein, tragen wieder die zwölf schlanken Pfeiler in zwei Reihen das hohe, kühn geschwungene Gewölbe des Schiffes; im Chore glühen wieder die Fenster in dunkler Farbenpracht; Herrleins Kunstwerk, „der Altar der zwölf Boten" zeigt auch wieder die alte Schönheit — hier in dieser Kirche, die an Form und Charakteristik am meisten Aehnlichkeit mit dem magdeburger Dom hat, die an Schönheit und Reinheit gothischer Formen in Bayern nur von den nürnberger Kirchen übertroffen wird, fühlt man sich am ersten und am besten in die Jahrhunderte zurückversetzt, wo eine Stadt, die sich ein solches Münster bauen konnte, eine Stelle ersten Ranges einnehmen mußte.

Nur von Einer Seite her nimmt sich Rothenburg nicht so ganz mittelalterlich aus, das ist gerade von der her, von wo noch zur Zeit die meisten Reisenden ihm nahen. Die Gegend ist da uninteressant, ohne irgend eine Andeutung des prächtigen Thales, in welches die Stadt auf der entgegengesetzten Seite hinabschaut; man sieht zwar auch schon Mauern und Thürme, auch das „Galgen"- und euphemistischer „würzburger" genannte Thor, durch das man eintritt, ist basteiartig, aber solch trotzige Bollwerke, wie die Klingen- und die Spitalbastei sind, finden sich hier noch nicht; dann muß man eine ganz gewöhnliche kleinstädtische Vorstadt durchwandern, die Einen auch nicht gerade besondere Ueberraschungen erwarten läßt, — aber dann steht man auf einmal vor dem „weißen Thurm" mit seinem prächtigen Erker und er ist der eigentliche Durch- und Eingang zu all dem romantischen, versteinerten Zauber, der uns dann auf dem „Markt" und am „Rathaus", am „Herterichsbrunnen" und bei der „Jakobskirche", an der „Schmidgasse" und im „Johanniterhofe" und so fort umfängt.

Durch die einst lebendigste und nun totste Straße Rothenburgs, die „Herrengasse", gehen wir nun noch zur „alten Burg", dem Wiegenplatze der Stadt. Es ist fast noch oder wieder so still in dieser Straße, als um das Jahr 1280 herum, wo man dort noch eine grüne Wiese mit einer frischen Quelle sah. Wandernden Minoritenmönchen gefiel der Ort und sie bauten ein Kloster hier, dessen Kirche, die Franziskanerkirche, heute noch das Bild alter, einfach schöner Baukunst ist. Die Reformation trieb die Mönche heraus, jetzt steht die neue schöne Gewerbschule dort; so wechseln Geschicke und Zeiten, und man kann den einst so belebten Weg vom Markte durch die Herrengasse und am Franziskanerkloster vorbei zur „alten Burg" so ziemlich einsam und unbegegnet gehen.

Das letzte Haus in der Straße zur rechten Hand wollen wir uns noch ansehen, nicht bloß deshalb, weil es, wie so viele andere Häuser Rothenburgs, uns das wohlerhaltene Innere einer alten stattlichen Patrizierwohnung zeigt, sondern weil sich auch ein historisches Interesse daran knüpft. Rothenburg war ein Hauptsitz des Bauernkrieges, von ihm aus ergossen sich, wie schon oben gesagt, seine dräuenden Wogen durch Frankenland; Eberhard Kumpf, der Schultheiß der Stadt, saß im Rathe der Bauern zu Würzburg, und ihre Geschütze thaten das beste gegen den Marienberg. Erst als die Siege des Truchseß von Waldburg einen Heerhaufen der Aufständischen nach dem andern aufgerieben hatten, bekam der Rat der Stadt wieder die Oberhand. Die Stadt unterwarf sich dem schwäbischen Bund, eine schwere Brandschatzung war ihre Strafe — der Hauptführer aber der rothenburger Bewegung, der hier für seine Umtriebe und Flugschriften den besten Boden gefunden

hatte, der Bilderstürmer Karlstadt, wurde aus einem Hinterfenster jenes Hauses, das auf den jäh abfallenden Thalhang hinabgeht, zur eiligen Flucht herabgelassen.

Wir treten nun durch das „Burgthor" in den „Burgplan", die Bauten der alten Zeit haben friedlicheren Gestaltungen Platz gemacht: der Burghof ist eine geschmackvolle Parkanlage geworden. Ein einziges, thurmartiges Gebäude, die Kapelle der ehemaligen Reichsveste, steht noch als Vermittelung mit der Vergangenheit da. Alle andern, der „Pharamundsthurm", die „Neuburg" und der „wüste Thurm" sind schon vorlängst verschwunden oder vor noch nicht allzulanger Zeit abgebrochen worden.

Auf und mit der „alten Burg" begann Rothenburgs Geschichte. Erst viel später nach ihr ist die Stadt entstanden, die sich hinter ihr kreisrundförmig angebaut hat. Wollte ein streitbares Geschlecht an der Tauber sich ansiedeln, so mußte ihm von selbst der vor Allem dazu günstige, in den 200 Fuß tiefer liegenden Thalgrund vorspringende Hügel ins Auge fallen; 350 Schritte lang, 50—60 breit, auf drei Seiten von den steil abfallenden Thalhängen geschützt, brauchte er nur etwas unterbaut, an der Seite, wo seine Fläche mit der Ebene zusammenstößt, durch einen tiefen Graben von dieser abgeschnitten und mit einer Ringmauer umzogen zu werden, und eine Burg war fertig, so fest und geschickt, wie man es nur wünschen konnte. Wer sich dieses Felsennest ausgesucht, wer hier oben sein Wesen getrieben, wie die allmälig entstehende und rasch anwachsende Stadt unter dem Schutze der Burg sich entfaltet hat, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen; wir haben nichts mehr zu thun, als den Leser an den Mauerrand der „alten Burg" zu begleiten, da wo sie tief hinabschaut in das reizende Thal, und noch mit kurzen Worten das Aussichtsbild zu erklären. Schauen wir südwärts, so fesselt zuerst die Stadt mit ihren Mauern und Thürmen unsern Blick, wie sie hart am Thalrand in weitgeschwungenem Halbkreis sich hinzieht. So prosaisch und ominös für das jetzige Leben der guten Stadt der Name dieses Theils von ihr klingt, so historisch ist er doch: er heißt: der „Kappenzipfel". Kaiser Albrecht hat ihn so getauft. Als die Bürger baten, das Hospital zum heiligen Geist in das Gebiet der Stadtmauer ziehen zu dürfen, antwortete der Kaiser endlich nach langem Widerstreben: „Sieht eure Stadt doch so schon aus, wie eine Schlafkappe, so sei dies der Zipfel dran." Dort wo der Zipfel in eine recht solide Thurmquaste ausläuft, führt eine steile Straße zum Thal herab. In diesem macht sich zunächst der schon oben erwähnte herzförmige „Blutacker" bemerkbar, den Straße und Fluß umsäumen; an seinem breiten Ende liegt das reizende gothische Kirchlein von „unserer lieben Frau von Kobelzell", an seiner Spitze eine Mühle, unfern aber ihm zur Seite die prächtige große Doppelbrücke, die hier über die Tauber geht. Sieht man zur heißen Sommerszeit dies Flüßlein so bescheiden und wasserarm dahinfließen, so begreift man fast nicht, wie es einer solch mächtigen Brücke benötigt sei: allein die Tauber kann im Frühjahr, wenn der Schnee von den Bergen schmilzt und die Seitenbächlein gefüllter ihr zurinnen, zum wilden Gewässer anschwellen und dann begreift man schon, warum die Reichsstadt in alter Zeit so wuchtige Pfeiler in sie eingerammt und mit den Doppelbogen sie überbrückt hat. Wiesen, Obstanlagen, Buschwälder, Weingärten laufen im Thal und an den Berghängen bunt durcheinander. Gen Westen steigen letztere wieder schroff empor, von Steinringen und Felswällen eigenthümlich durchzogen; an der höchsten Stelle ragt, gerade gegenüber der „alten Burg" und ganz ähnlich gebildet wie diese, ein massenhafter Felsvorsprung vor, die „Engelsburg", auf drei Seiten steil abfallend, auf der vierten durch einen aufwärts gekrümmten Steinwall von der Ebene abgeschnitten. Dort war eine Opferstätte der Ureinwohner dieser Gegend; noch ist der Punkt bemerkbar, wo die Feuerstelle sich befand, und noch liegen die Granittrümmer des Altars umhergestreut. Zu Füßen der Engelsburg schlängelt sich die Straße im Gefolge des vielfach gewundenen Flusses durch die grünen Wiesen hin. Neben einem kleinen Gärtchen, in dem einfache Blumen blühen, liegt der alte Hof des „Kaiserstuhls", in welchem 1387 der König Wenzeslaw, der egoistische Gönner Rothenburgs, wohnte, und steht etwas weiter unten das seltsam geformte Schlößchen, das sich einst Rothenburgs gewaltigster und bedeutendster Mann, der Bürgermeister Heinrich Toppler, in seinem „Rosenthal" erbaute. Wohl möchte ich hier, wie ich anderwärts gethan, dessen Geschichte erzählen, die allgemein interessant und speziell romantisch genug ist, die anhebt auf den höchsten Höhen staatlicher Machtstellung, die der große Mann einnahm, und in den dunklen Verließen des rothenburger Rathauses endet, in welchen er, der „Marino Falieri" Rothenburgs, als Hochverräther angeklagt, aber seiner Schuld nicht überführt, des Hungertodes starb; aber der mir gegönnte Raum ist längst schon überschritten und so sei nun das Aussichtsbild der „alten Burg" abgeschlossen.

Wir schauen, Fluß und Thal in ihrem Weiterzug nach Norden folgend, den zweiten Kreisabschnitt der Stadt, der in gleicher Ausdehnung, wie der erste, die Höhe krönt, in dem die Jakobskirche, das Rathaus und die Klingenbastei besonders hervortreten. Wieder schmücken freundlich heraufluginde Mühlen den Thalgrund; als neue Gruppe in dem sich nur etwas weiter ausdehnenden Thale erscheinen Pappelalleen, kleine und große Brücken, die Einmündungen des Vorbachthales und der „Klinge" und als Schlußvignette des ganzen Bildes tritt, unter Obstbäumen halb versteckt, das Kirchlein des Reichsdorfes Dettwang und hinter ihm der grüne Plan der alten „Turnierwiese" vor; dann schneiden die Berge in das Thal ein und dieses selbst entzieht sich unsern Blicken.

Es kann nicht anders sein, als daß die alte Reichsstadt auch eine größere Anzahl uralter und geschichtlich beachtenswerter Dorfschaften umgibt, wie Entsee, auf dessen nur noch an überwaldeten Gräben erkennbarem Schlosse die Bannerherrn von Entsee gesessen; Reichartsrode, eine Johanniter-Comthurei; Bettwar, Tauberscheckenbach, Adelshofen und Haart, welche zusammen die „Markgenossenschaft auf der Hard", freie Gemeinden der Landvogtei, gebildet; die „Vogtei" Gebsattel, Windelsbach und Nortenberg, nächst welchen auf dem vorspringenden Hügel, von hoher Buchenwaldung überschattet, noch Mauerreste die Stätte der alten stolzen Feste der „Küchenmeister, magistri coquinae aulae imperialis", von „Nortenberg" bekunden.

Ueber Nortenberg führt der Fußweg von Rothenburg in prächtigem, selbst dem mehr und mehr sich zurückziehenden Edelhirsche noch zum Aufenthalt dienenden Hochwald nach dem „tiefen Thal", der engen schönen Waldschlucht, in welcher, wie in einem Kessel, die Heilquellen des Wildbades Burgbernheim hervortreten. Die Nymphen der Wildbäder haben alle einen etwas melancholischen Charakterzug, sie müssen sämmtlich eine unglückliche Liebesgeschichte durchgemacht haben, ehe sie sich in die Einsamkeit von Wald, Berg und Fels zurückgezogen haben, die sie gewöhnlich umgibt. Dazu waren sie alle anfangs sehr unhold gegen die Menschen, denn nirgends fast finden wir erzählt, daß ein solcher die Ehre ihrer ersten Bekanntschaft gehabt hat, sondern immer war es ein unvernünftiges Thier, das den Weg zu der mit der Welt Zerfallenen zeigte, und dann erst kamen die Menschen mit ihren Nöten und Gebresten, und dann auch mit ihrer Kultur, ihren Moden, ihren Ansprüchen und theuren Preisen und machten aus der einsamen Wald- und Wassernymphe bald eine komplete Weltdame. So ist's wenigstens den meisten Wildbädern, dem im Schwarzwald, in der Gastein u. a. gegangen, aber unserm Burgbernheim doch nicht ganz so. Zwar hat sich auch ein Edelwild um seine Auffindung verdient gemacht, auch einmal sogar ein Kaiser, Karl IV, in ihm gebadet, dann war es auch eine Zeit lang — der sogenannte „Neubau" zeugt noch davon — eine markgräfliche Sommerfrische, aber zur Zeit ist es doch ein stilles, mit der großen Welt wenig zusammenhängendes Bad. Sein Wasser ist noch immer heilsam, wenn auch gerade keine durch seine Kraft überflüssig gewordenen Krücken dort aufgehängt sind; die Koch-, Musquetier-, Augen- und Doktorsbrunnen, wie die einzelnen Quellen heißen, thun noch heut auch ihre Schuldigkeit und Mancher hat dankbar schon von seiner Burgbernheimer Kur gesprochen; aber von weit her kommt doch Niemand zu einer solchen zugereist. In Mittelfranken aber, das balneologisch gegenüber den beiden anderen fränkischen Provinzen am kärglichsten bedacht ist, nimmt unser Wildbad trotzdem die erste Stelle ein. Die prächtige Waldumgebung ist sein Hauptreiz, nur müssen es heiße Sommertage sein, die man hier verbringt; bei der tiefen Lage des Bades sind regnerische unerträglich. Auf großen Comfort macht Bade- und wirtschaftliche Einrichtung keinen Anspruch; die Gebäude, durch einen bedeckten hölzernen Brückengang mit einander zusammenhängend, machen einen alterthümlichen Eindruck, wie ich ihn ähnlich in Pfäffers oder sonst in entlegenen kleinen Gebirgsbädern gehabt.

Fast von überall muß man zu diesen tief herab oder von ihnen hoch hinaufsteigen, am steilsten aber hebt sich der Waldweg zum Teufelshäuschen, einer mit Fachwerk und Dach umgebenen Eiche, von wo eine der schönsten Aussichten ganz Mittelfrankens sich erschließt. Die ganze fränkische Höhe, wie sie in dieser Gegend in der „Hohen Leite", der „Bergler Steig", dem „Petersberg" u. a. in die Ebene herniederschaut, ist reich an Schönheiten, mit ihren malerischen Formen, ihrer parkartigen Bewachsung und vor allen ihren lieblichen Fernsichten. Daß man unter diesen seit lange schon der vom „Teufelshäuschen" einen besonderen Rang eingeräumt, deutet schon der Name dieses Belvedere an, wenn freilich auch der geistreiche Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" meint, daß die Versuchung, auf die jener anspielt, hier minder stark gewirkt haben müsse, indem das von Satanas ver-

führerisch gezeigte Weltreich nur „das Reich von Windsheim“ gewesen sei.

In der That ist es auch die alte mauerumgürtete thurmreiche Reichsstadt, die den Mittelpunkt des Aussichtsbildes einnimmt; wohl an 30 Ortschaften sind mit ihr sichtbar, während auf den entferntern Höhengipfeln Schloß Frankenberg, die Kuppe des Hohenlandsbergs, Kloster Schwarzenberg und Ruine Hoheneck erscheinen, vor allem aber das Auge mit Wolgefallen dem weiten Becken des obern Aischgrundes folgt, der, schön von Höhen umkränzt, mit seinen Feldern und Wiesen an das Ries mahnt und dem nichts als ein großer Fluß zur vollkommenen Schönheit fehlt. Unter dem Beschauer, nur eine halbe Stunde entfernt, liegt an und auf dem Abhange des sogenannten Kapellenberges der uralte, nach der Sage von Marc Antonius gegründete Markt Burgbernheim. Die südlichen Vorberge des Steigerwaldes schließen im Norden den Prospekt und an ihrem Fuße hin winden sich in entgegengesetzter Bahn (zur Tauber und Aisch) Gollach und Ehe.

Vom Wildbad führt ein köstlicher Waldpfad durch den Tiefenbachgrund in einer Stunde zur Bahnstation Steinach, von wo aus die hier auf die Ansbach-Würzburger Hauptlinie einmündende Secundärbahn Rothenburg-Steinach das Aischthal hinab weiter fortgesetzt werden wird. Da wir ihrer zur Zeit noch entbehren, so wandern wir zu Fuß über Illesheim, aus dessen, dem nach dem Bauernkriege erloschenen Geschlechte der Gailinger gehörenden Schlosse einst Ritter Götz von Berlichingen seine Hausfrau geholt hatte, zur ehemals freien Reichsstadt

Windsheim.

Auch in ihr ist's stille geworden. Wenn auch Windsheims Straßen in den Tagen der Reichsfreiheit belebter gewesen sein mögen, als heute, so hat es sich doch, wenn nicht fremde, gerade ihm viel zu schaffen machende Kriegsvölker in der Stadt rumorten, eines großen Menschengedränges nie zu rühmen gehabt, denn ihr Gebiet fing an ihren Thoren an oder hörte an ihnen auf, wie man will, alldieweil sie, außer über die eigenen Einwohner, nur über einen Theil der des Dorfes Illesheim und einige in 25 anderen Orten zerstreute Unterthanen mit Landeshoheit zu gebieten hatte, die sich echt republikanisch vom Ackerbau und der Viehzucht nährten. Was Montesqieu von den Freistaaten sagt: „manchmal reißt das Volk mit 100,000 Armen Alles nieder, und dann schleicht es wieder mit 100,000 Füßen so langsam wie Insekten“, wäre also im „Freistaat“ Windsheim physisch stets unmöglich gewesen, aber doch muß seinen Bewohnern stets viel weniger von schleichender Langsamkeit, als viel mehr von großer, sogar kriegerischer Rührigkeit innegewohnt haben. Weiß Gott, mit wem alles sich die Windsheimer herumgeschlagen haben: mit Hunnen und Bauern, Burggrafen und Bischöfen, Schweden und Franzosen, und fast immer kamen sie ziemlich gut weg bei der Sache, wenn gleich auch manchmal wieder die Kriegsschulden den Kopf eines wolweisen Rates und Bürgerschaft bedenklich warm machten. Wenige unter den ehemaligen Reichsstädten können sich so hohen Alters rühmen, als Windsheim; der heidnische Ursprung von den bösen Wenden spricht sich ja gleich mit seinem Namen aus, und es ist gut, daß es schon im 8. Jahrhundert seine „Martinskirche“ nachweisen und sich damit in den Augen der Christenheit wieder rehabilitiren kann. In der ersten Zeit lag die „villa regia in pago Ranigewo“, die sich hier befand, offen und unbewehrt im fruchtbaren Aischgrunde da, allein ein „Königshof“, dessen Speicher des Königs Einkünfte bargen, brauchte vor allen andern Orten besonderen Schutz, und deßhalb baute schon Heinrich I, der Städtegründer, um Windsheim seine festen Mauern herum, die ihm heute noch ein so stattliches äußeres Ansehen geben. Mit den Mauern kam der Stadt der Sinn zu allerlei mutvollen Unternehmen. Wie friedlich und nachbarlich wallen die Windsheimer heutzutag an schönen Sommertagen nach dem wald- und blumenreichen Burgbernheim; in der Mitte des 13. Jahrhunderts aber, da standen sie ganz anders zu diesem, denn Burgbernheim hatte eine Vogtei und übte über Windsheim Gerichtszwang aus, da zogen die Windsheimer, wie die Rotenburger schon früher gethan, 1269 nach Burgbernheim hinüber, rissen das Hofgericht nieder, raubten die Freiheitsbriefe und emanzipirten sich, wie man's heutzutag heißt. Es war damals ein wenig angenehmes Ding, fremdem Gerichtszwange folgen zu müssen, denn die auswärtigen Gerichte pflogen der allerdings praktischen Gewohnheit, Diejenigen, welche bei ihnen belangt wurden, einfach auf der Straße aufzuheben, und darum trachteten die Windsheimer Bürger schon darnach, sich solchen Mißhelligkeiten weniger aussetzen zu müssen und wo möglich eigene Gerichtsbarkeit zu erhalten. Da führte ihnen das Glück 1295 den Kaiser Adolf zu, der auf einer Reise von Nürnberg sein müdes Haupt

in Windsheim's Mauern zur nächtlichen Ruhe niederlegte, und der Lohn der gastlichen Herberge war das kaiserliche Privilegium, daß Windsheim's Bürger vor keinem auswärtigen Gericht mehr zu erscheinen brauchten, vielmehr den Altar der heil. Themis bei sich selber aufstellen durften. Aber trotz der oben erwähnten kaiserlichen Huld konnte es die Stadt nicht abwehren, daß sie mehrmals verpfändet wurde, bis ihr ein neues Privilegium Kaiser Karl's IV auch darüber Sicherheit verschaffte, vom Reiche nicht mehr veräußert zu werden. Den verschiedenen einzelnen Fehden und Händeln, bei denen Windsheim immer gern und wacker dabei war, wollen wir nicht mehr nachgehen.

Unter den deutschen Städten, die dem Schlag der „Wittenberger Nachtigall" zuerst und mit Freuden lauschten, steht Windsheim obenan: bereits 1521 berief der Rat einen evangelischen Pfarrer aus Nürnberg an die Stelle des bisherigen und schritt rasch auf dem Wege der Kirchenverbesserung vor. Den Mönchen im Augustinerkloster wurde es unheimlich zu Mute; „sie lernten Handwerch und griffen zum ehrlichen Werk", sagt eine alte Nachricht. Die Reformation brachte freilich auch die traurige Episode des Bauernkriegs mit, dessen Lohe gerade um Windsheim herum ziemlich grell und hell aufschlug, und Markgraf Casimir's Blutgerichte blieben auch hier nicht aus. In Speier und Augsburg, an den großen Tagen evangelischen Bekennens, fehlten die Windsheimer Abgesandten nicht. Im dreißigjährigen Krieg hat Windsheim genug der Tage rot anzustreichen gehabt; die Heerhaufen beider streitenden Theile lösten sich vor und in ihm unaufhörlich fast ab, und alle nahmen mit, was die vorhergehenden noch übrig gelassen hatten, so daß man sich wirklich wundern muß, wie die Stadt, ohne völliger Verarmung zu verfallen, das alles aushalten konnte. Freilich war's so weit gekommen, daß nach der Schlacht von Nördlingen, weil es an Vieh gebrach, die Leute sich selber vor den Pflug spannen und die Ernte, mit Zurücklassung des Strohes, in Körben und Tüchern nach Hause tragen mußten. Gustav Adolf weilte zweimal in Windsheim's Mauern. Auch all die Kriege, die Deutschland mit Frankreich führte, zogen Windsheim in Mitleidenschaft; aber auch an die deutsche Fürstengewalt zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat die alte Reichsstadt keine angenehmen Erinnerungen. Sonderlich die Preußen waren ihr nicht hold. Hatten schon die Markgrafen ihr alle möglichen Schädigungen zuzufügen gesucht, so trieb man es nun, als die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an Preußen gekommen waren, von Seiten dieses noch ärger: man entzog der Stadt die bisher über die umliegenden Orte von ihr ausgeübten geistlichen Patronatsrechte und schlug sogar die preußischen Adler an die äußeren Thore Windsheim's an. Mit der reichsstädtischen Herrlichkeit ging's zu Ende. Die letzte Wandlung, die Windsheim durchzumachen hatte, war, daß es von 1806 bis 1810 sogar, ehe es definitiv an Bayern kam, unter französischer Herrschaft stehen mußte. Diese Zeiten der Schmach sind, wie für ganz Deutschland, auch für Windsheim gesühnt: das schöne Denkmal, das es, hart vor seinen Thoren, seinen im großen Krieg gegen Frankreich gefallenen Söhnen errichtet hat, gibt Zeugniß davon.

Auf große bauliche Schönheit macht Windsheim keinen Anspruch; von dem alterthümlichen Reiz anderer Reichsstädte hat es nichts; doch hat es sich an gar vielen Stellen ein sauberes, modernes Gewand angezogen. Das Wahrzeichen jeder Reichsstadt, das Rathaus, ist auch in Windsheim ein schönes, stattliches Gebäude. Was ist nun von Windsheim noch weiter zu sagen? Daß es ehemals auch ein nicht unberühmtes Gymnasium gehabt hat, daß es heutzutag ein nicht unberühmtes Bier braut, daß wir ihm je früher je lieber die ganze Eisenbahn wünschen und bringen möchten. Haben wir etwas zum Ruhme der guten Stadt vergessen, absichtlich ist's nicht geschehen, und trägt Jemand Verlangen, ein besser gezeichnetes Bild Windsheim's zu sehen, so schlage er Gutzkow's „Hohenschwangau" auf: in ihm ist ein Miniaturbild der alten Reichsstadt gezeichnet, vor dem ich gern das meine zurückstelle.

Von Burgbernheim nördlich bis Uffenheim und ostwärts den Aischgrund auskleidend, und sich keilförmig gegen Lenkersheim zuspitzend, finden wir eine auffallende Einsenkung des Landes. Der Muschelkalk hat sich in dieser Spalte aller Ueberdeckung durch Keupersandstein erwehrt, nur die Gypse (die Namen Iphofen, Ippesheim, Ifigau erinnern daran) des Keupers liegen, mächtig entwickelt, zu Tage. Die Wasser der Gollach und Aisch sind kaum kenntlich an ihren Quellen geschieden und zahlreiche Seegründe lassen einen vorzeitigen Busen vermuten, den die Wasser der Muschelkalkplatte hier zwischen den höhern Keuperrücken eintieften, bis später, von Lenkersheim ab, der Aischabfluß sich aufschloß. Jenseits der Aisch steigt gleich zwischen Windsheim und Neustadt das Land neuerdings hügelig auf und diese Hügelformen werden

nordwärts immer bedeutender, bis wir jenseits des Ehegrundes an den Südrand des Steigerwaldes gelangen, der sich bei Scheinfeld mit dem Schwarzenberge über Münchsteinach und dann längs der Aisch hinab bis Lonnerstadt erhebt.

Im Aischthal geht die Bahn für jetzt von Windsheim, die Stationen Ipsheim, über welchem das Bergschloß Hoheneck horstet, und das schon 774 genannte Dottenheim berührend, nach Neustadt a/A., um hier vorläufig in die Nürnberg-Würzburger Linie einzumünden und des künftigen Weiterbaus den Fluß hinab nach Forchheim zu warten.

Wir folgen der Aisch über Diespeck und Dachsbach nach bis zum letzten mittelfränkischen Dorfe Ühlfeld. Des Charakters dieses Thales haben wir oben gedacht. Wiesenreich, wohl bebaut, ist es mit Ortschaften wahrhaft übersät. Viele von ihnen, namentlich Dachsbach und Ühlfeld, haben in ihren Chroniken traurige Erinnerungen an den Städte-, Bauern- und dreißigjährigen Krieg verzeichnet. Nicht minder auch die Hauptstadt des Bezirkes: Neustadt, das sich von seinen vielen Namensgenossen mit dem Zusatz seines Flusses unterscheiden muß.

Riedfeld am linken Aischufer, mit einer kaiserlichen Burg, dem Schnappenstein, wird als Mutterort Neustadts genannt, welche „nova civitas“ aber schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Burggraf Friedrich III eine fürstliche Feste und von seinen Nachfolgern Stadtrecht und manche Privilegien erhielt. So spielte Neustadt stets eine gewisse Rolle in der burg- und markgräflichen Geschichte, auch in den in diese verflochtenen Fehden und Kämpfen. Anno 1460 lag Ludwig von Bayern in seinem Zwist mit dem Markgrafen Albrecht vor der Stadt und suchte durch Hunger deren Uebergabe zu erzwingen. Schon fing dieser an sich einzustellen, als ein mageres Schneiderlein sich in eine Ziegenhaut nähen ließ und in dieser laut mäkernd die Stadtmauern entlang sprang, so daß der Feind getäuscht von einer Stadt, die noch mit so gutem schlachtbaren Vieh verproviantirt sei, abzog. Das steinerne Bild eines Geisbocks unter dem Bogen des Nürnberger Thores verbürgt diese Mär, von der allerdings die prosaische Geschichte nichts wissen will. Oftmals fürstliche Residenz und Wittwensitz, ein gesuchter Sammelplatz des fränkischen Adels, vor allen auch in Handwerk und Gewerbe thätig, sah Neustadt bis zum 16. Jahrhundert gute Zeiten. Dann aber brachten der, hauptsächlich auch durch den Aischgrund seine sengenden Furchen ziehende „Bauernrummel“; die Brandzüge des wilden Markgrafen, welche in dessen Land mit gleichen von seinen Feinden, die ihm Neustadt am 9. Juni 1553 bis auf ein Haus und die Kirche in Asche legten, erwiedert wurden; und endlich der dreißig- und siebenjährige Krieg eine ganze Reihe von Unglücksjahren, deren Ende eigentlich erst mit dem des vorigen Jahrhunderts gleich gerechnet werden kann. In der Gegenwart zählt Neustadt zu den betriebsamsten, gewerbfleißigsten Städten des Kreises.

In nördlicher Richtung zieht von Neustadt die Würzburger Bahn der unterfränkischen Grenze zu. Die sie umgebende Landschaft zeigt manche hübsche Einzelheiten: zur Linken mögen diese in dem wiesengrünen Ehegrunde, in welchem Ullstadt und Sugenheim die Herrschaftssitze der Herren von Frankenstein und Seckendorf sind, gesucht werden; zur Rechten erscheint, von Markt Bibart und Scheinfeld zu erreichen, die giebel- und thürmereiche Schloßburg der Fürsten von Schwarzenberg als jener Mittelpunkt. 1405 brachte sie Erkinger von Seinsheim, des Reiches Bannerherr und Haupt des im Iffigau reich begüterten gleichnamigen Geschlechtes, durch Kauf an sich, um mit dem Erwerb dieses Schlosses den alten Namen aufzugeben und sich von nun nach letzterem und dem gleichfalls erworbenen Hohenlandsberg „Grafen von Schwarzenberg und Hohenlandsberg“ zu heißen. 1747 mit der fürstlichen Würde beliehen, haben die Schwarzenberg in ihren fränkischen Gütern heute noch einen ansehnlichen, jedenfalls den größten adeligen Grundbesitz der Provinz, welcher in der Kanzlei jenes Schlosses seine Verwaltung findet.

In Markt Bibart, nach Langenfeld der zweiten Station der Bahn, verkündet der erste „Juliusthurm“ bereits die Nähe altwürzburgischen Gebietes; auch die confessionellen Grenzen fließen in einander; hinter dem Schlosse Schwarzenberg öffnet sich die Pforte eines Franziskanerklosters und, wenn wir nun die Waldwege hinauf zur äußersten Ostgrenze des Kreises, nach Burghaslach, wandern, sind wir wieder auf protestantischem Boden. Aber auch auf der Scheide von Berg- und Unterland stehen wir wieder, frische Bergluft weht uns an, weniger rauh als auf Spessart und Rhön, aber doch merklich unterschieden von der milden Temperatur des vorliegenden Flachlandes: wir sind im

Steigerwald.

Wald- und Wieswuchs prangen; aber die Kornfelder wogen noch, wenn drunten im Gau längst

der Wind über die Stoppeln weht. Dorf und Gehöfte, Land und Leute schauen uns mit andern Augen an, als in der Niederung. Der Steigerwald ist ein Waldgebirgsland, aber nicht an allen Stellen die „silva stygia“ oder „ardua“, wie es vor Zeiten hieß, d. h. ein festgeschlossener, tiefdunkler Wald, er läßt auch andere Cultur in sich aufkommen, wenn gleich der Haupterwerb seiner betriebsamen und aufgeweckten Bewohner von der Waldindustrie in allen ihren Formen ausgeht.

Auch des Steigerwalds Ausdehnung wird sehr verschieden begrenzt. Wir geben ihm mit Walter die weiteste Erstreckung, welche uns aber schon bedeutend über unsre Kreismarke nach Unterfranken hinüberführt. Seinen Südrand haben wir oben schon, als von Scheinfeld mit dem Schwarzenberg über Münchsteinach nach Lonnerstadt hinabreichend, bezeichnet. Die Westgrenze beginnen wir bei Markt Einersheim mit dem alten Bergschlosse Speckfeld und führen sie eine kurze Strecke nordwestlich bis an den Schwabenberg. Von diesem einwärts über den Schloßberg bei Castell und nördlich an den Zabelstein nahe am Main bildet der Westrand darauf einen flachen, ostwärts gespannten Bogen, als dessen beide Eckpromontorien eben jene beiden Berge sich darstellen. Eine Stunde von Kitzingen, bei Rödelsee, beginnt dieser Steilrand mit dem weit vorspringenden Schwabenberg, der auf seinem Rücken ein Oekonomiegut trägt und über der schönen Aussicht, die sich nordwestlich bis zur Rhön ausweitet, nicht darüber nachdenken läßt, wie er eigentlich zu nennen sei, ob Schwabenberg, oder Schwamm- und Schwanenberg. Von ihm nimmt der Westrand bis an Castell eine genau östliche Richtung an. Der Schloßberg von Castell, dem Wohnsitz der einen Linie dieses Grafengeschlechts, während die zweite nach dem benachbarten Rüdenhausen sich nennt, trägt noch die Ruinen des Stammschlosses beider und steht gleichfalls inmitten einer wunderherrlichen Rundschau über das Maingebiet und Frankenland, aus dem mehr als hundert Ortschaften dem Auge heranzuziehen sind. Plötzlich wendet sich nun der Bergzug nördlich und dringt über den ebenfalls mit Ruinen besetzten Stollberg östlich von Oberschwarzach, Geyersnest und die Hallburg, einen am Eingang des fruchtbaren Prölsdorfer Grundes sich erhebenden gerundeten Berg, gegen den Zabelstein hin. Der Zabelstein selbst erhebt sich südlich von Haßfurt auf der mehrere Stunden langen Fläche des sogenannten Dürrberges. Von dem Letzten der Zabelsteiner kam die Burg auf ihm zu Ende des 13. Jahrhunderts an die Herren von Hohenburg und von diesen an die Fürstbischöfe von Würzburg, deren Sommeraufenthalt und Jagdschloß sie dann ward. Am Mittwoch nach Misericordia Domini 1525 zog der „helle Haufe“ vor das Schloß, dessen er aber erst am Dienstag nach Cantate Herr ward. Von Bischof Julius wieder aufgebaut, ward es durch Brand zu der Ruine, die jetzt noch des Berges Spitze krönt. Die fruchtbarsten Gauen Unterfrankens, die von Gerolzhofen und Hofheim, die Haßberge und Schloß Banz, die Feste Coburg und der Staffelberg sind der glänzenden Fernsicht Richtpunkte.

Mit dem Zabelstein haben wir den nordwestlichsten Winkel des ganzen Steigerwalds erreicht und er eröffnet als Eckpunkt zugleich eine neue schöne Bergreihe, die dem linken Ufer des Mains an 6 Stunden weit ostwärts folgend bis zum Dörfchen Roßstadt fortsetzt und so des Gebirges Nordrand bildet. Aus diesem Höhenzuge merken wir als Einzelnkuppen den Wallberg bei Eltmann und den Ebersberg vor dem Dorfe Zell, am Eingang in den an gutem Kernobst reichen Schlaichacher Grund, beide mit Ruinen, an. Der Ostrand des Steigerwalds führt uns von Roßstadt nach Burghaslach zurück. Das Bergland senkt sich hier unmerklich längs den Ebrachflüssen und tritt sogar an einigen Stellen bis an die Regnitz.

Fast auf jedem nur etwas bedeutenden Gipfel des Steigerwaldes haben wir Burgtrümmer gesehen; sie tragen nicht nur viel zur besonderen landschaftlichen Verschönerung und Verbrämung des Gebirges bei, sondern erklären es auch, warum einer der Kantone der fränkischen Ritterschaft bis zur Auflösung des deutschen Reichs älterer Ordnung seinen Namen vom Steigerwalde trug.

Orographische Grenzen lassen sich nicht mit dem politischen Kreiszirkel abmessen, deswegen mußten wir den Steigerwald als ein Ganzes betrachten, obwohl nur ein sehr geringes Bruchtheil desselben auf Mittelfranken entfällt. Die drei bedeutendsten Orte dieses Stückchens sind das schon genannte Burghaslach an der Haslach, Geiselwinden an der „reichen Ebrach“ und Taschendorf an der Weisach. Allen dreien eignet hohes Alter. Die beiden ersten hatten Slavenkirchen, die auf Anregung Karls des Großen Bischof Wolfger von Würzburg um 825 zur Bekehrung der wendischen Heiden baute, und bei letzterem künden zahlreiche alte Grabhügel von der Vorzeit Geschlechtern.

Wir kehren aus dem Waldgebirge wieder zu seiner Vorstufe, aus der wir zu ihm aufgestiegen, und zur Eisenbahn zurück. Aber nur drei Stationen dieser sind es noch, die wir mittelfränkisch nennen können: Hellmitzheim, Einersheim und Iphofen.

Markt Einersheim, ehemals den Limburg-Speckfeld gehörig, kam durch Verheiratung und Vererbung derselben in den Besitz der nun dort wohnenden Grafen von Rechteren. Mit Iphofen, dem tausendjährigen Alters sich rühmenden „Ipfihov in pago Iphigen", liegt es an der alten, nun verwaisten Heerstraße von Nürnberg nach Frankfurt, auf der einst die Habsburger zur Kaiserkrönung und zuletzt anno 1848 der „Reichsverweser" zur „Paulskirche" zogen.

Ein doppeltes Berggelände, das eine ganz nahe, das andere etwas ferner, erhebt sich zu beiden Seiten von Straße und Bahn: das rechts sind die schon genannten, dem Westrand des Steigerwalds zugehörenden Speckfeld und Schwabenberg, die dessen milde Lage dadurch bezeugen, daß ihre Hänge mit Reben bekleidet sind. Links aber, südwestwärts, tritt zwischen dem Aischgrunde, der Ehe und der Gollach auf der Wasserscheide eine isolirte Berggruppe hervor, die wir weder zum Steigerwald, noch zur Frankenhöhe rechnen können, sondern als Mittelgebirge der Keuperterrasse bezeichnen und als deren West- und Ostmarke der

Frankenberg und **Hohenlandsberg**

zu schildern sind.

Eigentlich wäre ein Dritter zu den zweien noch zu nennen, der, wenn man von Einersheim her südwärts kommt, als Vorwerk gewissermaßen des Frankenbergs erscheinende, aber doch von diesem getrennt liegende Bullnheimer- oder St. Kunigundenberg. Erstern Namen führt der schöne, zur halben Höhe mit Weinbergen, oben mit Wald besetzte, in seiner langgestreckten Form etwas an eine Miniaturausgabe des Marmorsarkophags Karoli Magni, des Untersbergs, erinnernde Rücken von dem ihm nördlich zu Füßen liegenden unterfränkischen Dorfe Bullenheim; den zweiten von der Kaiserin Kunigunda, deren Andenken auch in dieser Gegend lebt, die den Wald des Berges den umliegenden Gemeinden geschenkt und auf seinem westlichen Vorsprung auch die Kapelle gebaut hat, unter deren zerfallendem Gemäuer nun längst die Waldgesträuche wuchern, und von der sich ein malerischer Blick auf einen reichen aus Wies- und Fruchtland, Obstgärten und Rebenfeldern gemischten Vordergrund und auf die Bergferne der Rhön, des Spessarts und des Odenwalds eröffnet. Steigt man zum Gipfel des Berges vollends hinan, so kommen wir an treffliches Material liefernden Sandsteinbrüchen, und an schachtartig tief in den Berg hinein gewölbten Sandgruben vorüber und finden uns endlich auf jenem in einem wohlerhaltenen, offenbar uralten Burg- oder eigentlich Wallring, dem Rest auch hier geübter ursprünglichster und einfachster Befestigungskunst, wie uns solche in Freytag's „Ahnen" anschaulich geschildert wird.

In einer halben Stunde wandern wir an Weinbergen hin vom Bullnheimer zum Frankenberg hinüber. Ein einzeln stehendes Wirtshaus, vor dem ein kleiner See mit einer Insel, ladet unter hohen schattigen Bäumen zu erquicklicher Rast, ehe wir auf parkähnlich gehaltenen Pfaden zum Burgberg aufsteigen. Dieser trägt, nach drei Seiten ziemlich steil zum Thal abfallend, auf seiner westlichen Kante das sogenannte „neue", aber schon dem 14. Jahrhundert entstammende Schloß oder Vorderfrankenberg, während einige hundert Schritte östlich von diesem, aus dichtem Waldversteck, die beiden großen, runden, allein noch übrig gebliebenen Thürme der alten Burg, des „hintern Frankenbergs" herausschauen. Das roh gefügte, massige und gediegene Mauerwerk läßt auf ein festes Schloß schließen, das einst das noch deutlich markirte Hofrund umbaute und es mag dem alten Barbarossa fast Mühe gekostet haben, seinen Trotz zu brechen: denn daß dieser Kaiser schon mit Alt-Frankenberg zu thun gehabt, geht aus einer Urkunde hervor, die er am 10. Juli 1168 zu Würzburg unterschrieben hat und in der er Befehl gibt, daß das „castrum Frankenberg", „das er (jedenfalls als Raubschloß) zerstört", „niemals wieder aufgebaut" werden dürfe.

Geschmackvolle Anlagen verbinden das „alte" mit dem „neuen" Schloß. Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir dieses im Besitz von vier Geschwistern von Heßberg, die in den Jahren 1454 und 55 alle ihre Rechte auf Frankenberg an Hans von Apsberg verkauften. In den vorhandenen Lehensbriefen an die Apsberger erscheinen die Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg als Lehensherrn. Jenen folgten im Besitz 1520 die Hutten, für die nun das Schloß den Mittelpunkt und Hauptsitz der ziemlich umfangreichen reichsunmittelbaren Hutten'schen Herrschaft in Franken wurde.

Der Bauernkrieg ging an Frankenberg schonend vorüber, obwohl er in den angrenzenden Schwarzen-

bergischen Gebieten (Göthe läßt ja seinen „Götz“ in der Herberge zu Schwarzenberg beginnen) in heller Lohe aufschlug, und aller Mutmaßung nach hatte das, wie man es im Heer der Bündischen sogar geradezu aussprach, der Herr von Hutten seiner Parteinahme für die Sache der Bauern zu danken. Schlimmere Zeiten hatte sich das Schloß in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, wo es ein paarmal von französischen Haufen hart bedrängt wurde, zu versehen; von einer wirklichen Einnahme desselben aber lesen wir zu keiner Zeit; die Kanonen und Handbüchsen, die heut noch im Schloßhof aufgestellt sind, scheinen immer ihre Pflicht gethan zu haben.

So ist uns denn in Frankenberg eine Ritterburg im vollen alten Styl erhalten, wie es deren nicht allzuviele mehr gibt. Von stattlichen rundbauchigen Thürmen flankirt, wird es von einem tiefen Ringgraben umschlossen, der den äußern Schloßhof von dem innern scheidet, aus dem fest und stämmig die massiven Mauern aufsteigen und über dem noch immer die Zugbrücke allnächtlich aufgezogen wird. Auch das wuchtige, alte, eisenbeschlagene Thor mit dem kleineren Pförtchen darin, an dem der eiserne Klopfer den Thorwart dem von Waldplateau Eintretenden ruft, gemahnt uns an längst vergangene Tage, während wir uns im Innern des nun im Besitz der Freiherrn von Pöllnitz befindlichen Schlosses dem ganzen Behagen der Gegenwart hingeben können.

Die Berggrenze der Aussicht, die man vom „Wall“, dem unmittelbar auf dem Bergrand liegenden, an hübschen Blumengruppen und Ruheplätzen reichen Schloßgarten, hat, bildet rechts der Kunigunden-, links der Hohenlandsberg, aber in weiter Ferne tauchen noch die Kuppen des Odenwaldes auf. Eine viel vollere Rundschau aber gewinnt man, wenn man — auf dem Wege gehe man nicht an dem wahrhaft poetisch gelegenen, im tiefen Schatten der Waldbäume geborgenen Friedhof vorüber! — eine halbe Stunde östlich in den Wald einbiegt und vom Ufer eines dunklen, von Fichten umdüsterten See's, auf dessen Inselchen ein Steinblock das Grab eines der frühern Burgherrn deckt, zum Scheinberg, dem eigentlichen Hochgipfel des Frankenbergs aufsteigt. Vom Hohenlandsberg zieht hier ein breiter, im weiten Halbkreis geschwungener Waldgürtel bis zu uns herüber; an seiner westlichen Spitze schaut Schloß Frankenberg gebietend zur Ebene, in welcher zunächst der schmucke, zwischen anmutigen Hügeln und Obstgärten geborgene Markt Ippesheim, über diesem hinweg die Bahnstation Herrnbergtheim und eine große Anzahl anderer Ortschaften und Thurmspitzen sichtbar sind, hinaus, während man nach Nord und Nordost zum Thal des Mains, der an mehreren Stellen herüberblinkt, bis abwärts zum Marienberg bei Würzburg, und zum Schwabenberg und den an diesen sich anschließenden Theil des Steigerwalds blickt. Scharf tritt am Horizont der Kreuzberg mit seinen Rhöntrabanten vor; während nach Westen schon badisches und württembergisches Gebiet den Blick abgrenzt, geht dieser nach Süden weit hinauf über den Rücken der Frankenhöhe hin und erkennt unschwer die Thürme der alten Reichsstadt an der Tauber — immer aber ruht er wieder erfrischt und gesättigt auf den schönen dunklen Baumkronen aus, die allenthalben aus der Tiefe aufsteigen.

Ununterbrochen durch den schönsten Buchenwald schreitend, stehen wir nach einer Stunde vor einem finstern, langen, überwölbten Thorweg, dem Eingang zur Burg Hohenlandsberg und zugleich dem einzigen baulichen Rest des einst so stattlichen Schlosses, das unter die größten und stärksten Festen Frankens zählte.

In Hartleder's „Geschichte des deutschen Krieges, 1645“ findet sich ein Bild, „wie Hohenlandsberg an allen Orten, inwendig und außerhalb, damals zu sehen war.“ Stolz thront die Burg auf dem „damals“ wohl waldlosen Bergkegel, von fester Pallisadenwand und starken Ringmauern umgeben. Von drei Thürmen flankirt, erhebt sich in der Mitte des innern Hofes das Hauptschloß, stattliche Nebengebäude befinden sich rings um dasselbe; besonders merkbar macht sich der als „Wachtmeisterlogis“ bezeichnete nördliche Thurm; drohend schauen von den Basteien „die Büchsen“ herab, die Burg wohlverwahrt erweisend. Das ist Alles längst verschwunden: „Thurm und Haus“, „Hauptmanns- und Fähndrichswohnung“, „Roßmühle und Brunnen“ — man hält es nicht für möglich, daß von solch einem festen Schloß so wenig Spuren mehr vorhanden sein sollen. Was man jetzt noch davon sieht, ist nur das massive, trotzig gemauerte Grundbauwerk, das man in dem es umziehenden Wallgraben ganz umgehen kann, und sind theilweis ganz verschüttete, unterirdische Gewölbe und Gänge, deren Festigkeit dem Anprall der feindlichen Geschosse widerstanden hat.

Hohenlandsberg war, nachdem es Anfangs den Hohenlohe, deren Stammschloß Hollach von ihm aus zu erschauen, gehört, von 1435 an der Schwarzenberger Eigenthum, denen es 1547, sogar mit kaiser-

licher Unterstützung, Markgraf Albrecht Alcibiades auf trügerische Weise abzulisten vermochte. Um seiner willen ging die Burg zu Grunde; zum Vollzug der Reichsacht zogen die Bündischen, Bamberg, Würzburg und Nürnberg, unter dem Feldmarschall Lips Dicken Ende März 1554 gegen sie heran. Am 5. April waren die Belagerungsarbeiten so weit vorgeschritten, daß „vier Trompeter das Schloß anblasen" konnten. Drei Tage lang „feuerte" der Hauptmann der Nürnberger, Herr Sebald Schirmer, „gewaltig hinein" und schoß den Belagerten alle Wehren weg. Da ergab sich am 8. April die 396 Mann starke Besatzung auf Gnade und Ungnade; 55 große und kleine „Büchsen", manche von „11 bis 12 Roß" zu ziehen, wurden ins Zeughaus nach Nürnberg verbracht, dessen Rat zum Gedächtniß der Eroberung einen eigenen „Beutepfennig" schlagen ließ. Am fünften Tage nach der Uebergabe loderten die Flammen aus dem, erst einige Jahrzehnte vorher ganz neu erbauten Schlosse auf, und was die nicht verzehrt hatten, wurde dann vollends abgebrochen, gesprengt und bis auf den Grund geschleift. So erklärt es sich, daß von Hohenlandsberg's Ruine so wenig mehr zu gewahren ist: sie ist ein sprechendes Zeugniß der Rache der freilich von ihm schwer geschädigten mächtigen Reichsstadt an ihrem Todfeinde.

Den Namen, den alte Chroniken Hohenlandsberg beilegen, des „fränkischen Spiegels", verdient der Berg noch heute um der weitumfassenden Aussicht willen, die in diesem wiederscheint. Nur die vom Hohenstein kann in Mittelfranken ihr gleichgestellt werden. Auf dem Burgwall ist ein Thurm errichtet, von dessen Zinnen man das reiche Bild sich ordnen kann, das sich rings dem Auge darstellt: von der Reichsstadt Rottenburg im Westen bis zum Moritzberg und jenem Hohenstein bei der im Osten; von Würzburg und der Gegend um Mergentheim bis zu den Bergen um Bamberg; da liegt der Aisch- und der Taubergrund, das Wald- und das Ackerland des Frankengaus, jenes rings den Berg umschließend, dieses in den mannigfachsten Formen und Farben erglänzend, weithin eröffnet. Hier ziehen zwei Eisenbahnen, da die von Ansbach, dort die von Nürnberg, beide der einst dieser Burg so feindlichen Bischofsstadt zu. Städte und Dörfer sind durch's Land hin verstreut; nachbarlich grüßen andere Schlösser, deren Haupt noch stolz erhoben ist, zu unserm burglosen Berg herüber: ganz in der Ferne, zwischen einer Waldbeuge, Schillingsfürst und Niederstetten, dort Schwarzenberg, dessen Geschicke denen Hohenlandsberg's so eng verbunden, hier, auf seinem Waldvorsprung malerisch gelegen, das nächste, Frankenberg. Im Süden begrenzt die Frankenhöhe, im Nordost der Steigerwald den nähern Blick, und weit draußen am Horizont ziehen die Rhön, der Odenwald und der Taunus, dessen Melibocus bei klarem Himmel deutlich sichtbar, ihre duftigen Linien.

Durch schattigen Wald steigen wir wieder, der sinkenden Sonne folgend, vom Berg herab. Beim Dorfe Weigenheim, bei welchem einst das Belagerungslager stand, treten wir aus jenem heraus und können in einer Stunde an der Bahnstation Uffenheim sein. Die Anwohner nennen den Uffenheimer Gau um die Quellen der Aisch und Gollach herum den „weißen", während die gegen die Aisch östlich sich zuspitzende Ebene den Namen des „schwarzen Gaus" führt. Dort ist der Muschelkalk frei von aller Keuperüberlagerung; hier rechtfertigt der schwere, dunkle, theils moorige, angeschwemmte Marschboden die Bezeichnung. Aber nicht allein die geognostische Beschaffenheit des Uffenheimer Gaulandes gemahnt an die angrenzende Muschelkalkplatte des Ochsenfurter Gaus; auch in Sprache, Sitte und Gebahren der Bewohner kündet sich deutlich genug die unterfränkische Nachbarschaft. Auch die Ortsnamen haben, den „au, berg, land, bronn, bach- u. s. w." im mittelfränkischen Binnenland und den „greut, rod, wind-" den Slavensiedelungen gegenüber, fast ausschließlich die echt fränkische, an salisches Eigenthum gemahnende „heim"-Endung angenommen.

Uffenheim, der Hauptort des Gaus, war schon 1349 von den Hohenlohe zur mauerumschlossenen Stadt erhoben, die es 1378 mit ihrem Ahnensitz Hollach und dem benachbarten, die älteste Kirche der ganzen Gegend aufweisenden, Gollhofen (Golla Koba) an die Markgrafen von Brandenburg verkauften. Auch hier hatten diese ein für jene Zeit ansehnliches, mit Mauern und Wassergräben umzogenes Schloß, das ihnen vorzugsweise zum Jagdschloß bei der in diesem Umkreis sonderlich günstigen Reigerbeize diente. Als markgräfliche „Leg"- und Oberamtsstadt, wie später preußischer und dann bayerischer Gerichtssitz, inmitten einer reichen Landbevölkerung gelegen, hat Uffenheim sich immer als ein wohlhabend, verkehrsgewohntes Städtchen zu halten verstanden. Baulich hat es nichts Interessantes aufzuweisen; seine 1726 erbaute Stadtkirche ist ein Muster von Geschmacklosigkeit, besser anzusehen der Brunnen unterhalb der zu jener führenden Treppe, an welchem der preußische Adler mit einer Inschriftstafel an die frühere Herrschaft erinnert.

Auf dem Kirchhof der Stadt hat unter den Toten Uffenheims ein Fremdling des Ostens sein Grab gefunden: als die Cholera in den dreißiger Jahren zum erstenmal ihr schreckensbleiches Angesicht in München zeigte, floh der dort zu Besuch anwesende König Otto von Griechenland vor ihr. Aber der unheimliche Gast folgte ihm bis Uffenheim; sein Adjutant Miaulis, der Sohn jenes Maurocordatos Miaulis, eines der Vorkämpfer der Befreiung Hellas', erkrankte und war in wenig Stunden ein Opfer der Seuche, die dann auch Krankenwärter und Totengräber mitnahm.

An der Mauer eben jenes Kirchhofs ward anno 1649 auch ein Söhnlein des schwedischen Generals Horn beigesetzt. „Der Leichentrunk", der jetzt noch bei dem mittelfränkischen Landvolk nicht ganz auszutilgen ist, scheint sich fast hier auf ein sehr altes Vorbild berufen zu können, denn eine hinterlassene Aufzeichnung des damaligen Dekans Baumann zu Uffenheim gibt folgende nicht sehr erbauliche Schilderung von jenem Begräbniß: „das war eine kurzweiliche Leich oder Traurigkeit, da nichts gewesen ist, als prachtiren, essen, trinken oder vielmehr sauffen. Am andern Tags sind sie hinaus vor das Thor und haben da mit lauffen, rennen, schießen und allerhand Schwank getrieben, insonderheit hat der betrübte Herr Vatter, Generalmajor Horn, einen Umbtrunk nach dem andern angefangen, daß in der Ordnung ein jeder das Gollier, Wammes, Pistol hat vertruncken, habens dann wieder hineingetruncken, endlich das Hembd vom Leib herabgetruncken und sind nur in blossen Hosen ohne Hembd gangen, zween haben sich auf die spitzig oder schmale Gartenthür Herrn Castners gesetzt und gesoffen .... Pfui sauff!"

Durch Uffenheim geht eine der ältesten und schönsten Staatsstraßen Bayerns; in Franken war sie, von Markgraf Alexander gebaut, die erste, wirklich trefflich angelegte, „Chaussée" neuern Styls. Darum sind an ihr, so bei Pfaffenhofen, zwischen Uffenheim und Gollhofen u. a. O., besondere denkmalartige Brunnen, Brücken u. s. w. zu sehen und an der Grenze des ehemaligen markgräflichen Gebietes, zwischen Oberickelsheim und Marktbreit, steht eine steinerne Pyramide mit Wappenschild und Innschrift in der byzantinisirenden Weise jener Zeit. Aber nicht mehr auf der nun blos noch spärlichem Lokalverkehr überlassenen Straße überschreiten wir nun jene Grenze, die auch hart fast genau mit der Mittelfrankens gegen Unterfranken zusammen fällt, sondern uns führt bequemer und schneller die Eisenbahn von Herrnbergtheim, der letzten mittelfränkischen Station, von welcher sich der Zug des Hohenlandsbergs bis St. Kunigunda mit dem aus dem Thal heraufschauenden romanischen Kirchthum von Ippesheim noch einmal recht malerisch ansieht, in das Thal des Mains hinab.

Unterfranken.

Allgemeines. Des Maines nordwestlicher Lauf. Das Haßgebirge und die ihm vorliegenden Gaue.

In dem Maine haben wir die Grundlinie, auf der sich uns die Schilderung der letzten fränkischen Provinz des Königreichs aufbaut. Landschaftliche und topische Uebersichtlichkeit ist hier leichter zu geben, als es bei den beiden anderen Kreisen der Fall war, indem wir eigentlich nur zwei Hauptgebiete, Fluß und Gebirge, zu unterscheiden haben. Unterfranken ist das weingekränzte Main-Land, dieser der echt fränkische Strom. Oberfranken war seine Wiege, Unterfranken sieht seinen längsten und schönsten Lauf, nur wenige Meilen von seiner Grenze endet schon dieser. Nicht in Einer großen Linie vielleicht durchzieht der Main die Provinz, nein, fast nach allen Himmelsrichtungen hin schlingt er sich durch sie hindurch; ihre geschichtlich und landschaftlich denkwürdigsten und bedeutendsten Städte liegen an ihm oder in seiner nächsten Nähe; Straßen und Eisenbahnen folgen ihm oder lenken zu ihm hin. Dem zweiten Theil wenn wir so sagen wollen, gehört das Bergland an, Rhön, Spessart und ein Stück Odenwald, — wo wir's weniger mit Geschichte und Kunst, aber mit einem wunderherrlichen Stück echt deutscher Waldromantik zu thun haben werden.

Unterfranken ist die am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene Provinz des rechts-rheinischen Bayerns. Nur im Osten hängt es mit anderen Landestheilen des Königreichs zusammen; im Süden stößt es an Württemberg und Baden, im Westen an Hessen-Darmstadt und Kurhessen alten Styls, im Norden hat es die Herzogthümer Sachsen-Weimar und Meiningen zur Nachbarschaft, von denen das erstere ihm sogar eine Enclave in Ostheim a/Rh. eingeschoben hat, wie das auch das Herzogthum Koburg mit dem Städtchen Königsberg gethan.

Fragen wir auch in dieser Provinz nach den einzelnen Mosaikstücken früherer Herrschaft, aus dem sie für das bayerische Reichswappen zusammengesetzt

worden ist, so finden wir als ihren Kern das Hochstift Würzburg. Auf Schloß Marienberg flatterte einst die Landesfahne des größten Theils der Mainlande. Nur kleine Theile von Bamberg, Ansbach und des Fuldaer Bisthums haben sich noch eingeschlichen. Kurmainzisch waren das Fürstenthum Aschaffenburg, dessen einstige Selbstständigkeit noch in der amtlichen Kreisbezeichnung: „Unterfranken und Aschaffenburg" anklingt, die jetzt dem Fürsten von Leiningen gehörigen Aemter Amorbach und Miltenberg. Zu den mediatisirten Gebieten gehörte die Grafschaft Rineck, Castell, Schönborn-Wiesentheid u. A., während Schweinfurt die einzige ehemals freie Reichsstadt des Kreises ist, in deren Nähe auch zwei Dörfer, Gochsheim und Sennfeld, der einstigen Reichsunmittelbarkeit sich erfreuten.

Des unterfränkischen Volkes Eigenart und Wesen werden wir je nach den einzelnen Stationen, die wir machen, im düstern Waldgebirg oder im sonnigen Weinland und im fruchtstrotzenden „Gau", kennen lernen. Da haben wir z. B. an der Ostmarke des Kreises, im Itz- und Baunachgrund noch starkes Hineinragen oberfränkischer Nachbarschaft. Die Derbheit der Bewohner gemahnt an die weiland Bambergische Landsmannschaft. Die Ortsnamen des Baunachgrundes theilen sich in slavische und althochdeutsche Stammesendungen und deuten so auf einstiges Untereinanderwohnen beider Völkerschaften hin. Ein anderes kulturhistorisches Moment dieser Gegend, die Umgebung ihrer beiden Hauptorte, Baunach und Ebern, sind die zahlreichen Burgruinen, die sich gerade hier finden, wiewohl wir solche genug auch noch mainabwärts begegnen werden. Der fränkische Adel des Mittelalters bis herein in die Zeiten des Bauernkriegs zählte aber zu dem gewaltthätigsten und raufluſtigsten im ganzen heiligen römischen Reich. Da erhob sich gleich oberhalb Baunachs Stufenberg, von ehemals dort betriebenen Bergwerken so genannt, Reckendorf und Rentweinsdorf hatten ihre Schlösser. Letzteres gehört heut noch der Familie von Rotenhahn, deren gleichnamige Stammburg 1324 in einer Fehde des Bischofs Wolfram von Würzburg mit dem Burgherrn zerstört wurde, zu deren Ersatz jene sich eine andere Feste „Eyringshof („Hof des Iring") baute. Wie ihrer Herren Geschlecht selbst erloschen, so liegen in Trümmern der Ruheneck und Lichtensteine Schlösser: Ruheneck, Gutenfels, Gereuth und Lichtenstein. Von letzterem soll ein unterirdischer Gang zum Altenstein, zwei Stunden von Ebern auf einem ziemlich hohen Fels gelegen, geführt haben, wo man jetzt noch die Grundmauern und einzelne Wände der festen Quaderthürme, die tiefen Gräben und hohen Wälle, die die Burg einst fast unüberwindlich gemacht hatten, wohl erhalten sieht; aber einsam und stille ist's in ihrem Bann, wohl Wenige suchen ihn auf oder wissen nur davon, daß der Altenstein nach dem Heidelberger Schloß und der Hohkönigsburg im Wasgau die größte und umfangreichste Ruine ganz Deutschlands ist.

Ebenfalls ein altes Burggemäuer, ein runder Thurm, der einzige Ueberrest der starken Feste Wallburg bei Eltmann, sieht auf den Eintritt des Mains aus Ober- in Unterfranken herab. Der Mittelmain ist einer der eigenthümlichsten Flußläufer von Deutschland. Gebirge und Landerhebungen verschränken sich, wie die Finger einer gefalteten Hand. Die Haßberge und der Spessart greifen wie die Zähne einer Säge, Zwischenräume lassend, nach Süden vor, und in diese Zwischenräume drängen sich der Steigerwald und der Odenwald hinein. In dieser so entstehenden Rinne wirft sich der Fluß hin und her, um bald im Norden, bald im Süden einen Zufluß aufzunehmen, und bildet fünf oder sechs ziemlich gleich große, sehr gerade gerichtete Flußstücke, von denen immer zwei mit einander unter mehr oder weniger spitzen oder rechten Winkeln sich zusammensetzen. Das erklärt zur Genüge, warum der so gewundene und wenig breite Mittelmain nie als Grenzscheide, als Befestigungs- und Operationslinie der Völker und Heere auftritt. Von jeher verflocht er die Länder vielmehr in einander, und wer einen Theil dieses Geflechtes einmal faßte, der bemächtigte sich gleich des Ganzen.

Wir unterscheiden für unsere weitere Darstellung die nach Nordwesten gerichtete Strecke Bamberg—Schweinfurt, welche dem Obermain bis Lichtenfels ähnlich ist; — das nach Norden offene Main-Dreieck: Schweinfurt—Marktbreit-Gemünden; und das abermals nach Norden geöffnete Main-Viereck: Gemünden—Homburg — Miltenberg — Aschaffenburg.

Auch orographisch ist der Mittellauf des Mains sehr interessant, indem er aus Ost gen West quer durch eine Reihe von Höhenbildungen dringt, die zugleich eben so viele Formationen des Gesteines, nämlich Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein, die Trias der Geognosten, sind und alle aus Nord in Süd, also senkrecht auf des Stromes Bahn streichen, deren Schichten dieser darum durchbrechen oder die vorhandenen Spalten benutzen mußte. Es ist demnach der Main, wie sein Ahnherr, der Rhein, ein

völlig durchbrechender Strom, wie die Donau ein begleitender, daher auch sein so häufig tief eingerissenes, enges Spaltenthal, während jene im weiten, flachen Scheidethal dahinfließt. Es kann darum auch von keinem Mainthal als orographische Einheit gesprochen werden, sondern lediglich nur von einem solchen durch den Keuper, oder durch den Muschelkalk, oder durch die Gebirge des bunten Sandsteins die Rede sein.

Durch den Keuper geht noch das vorhin erst-erwähnte nordwestliche Laufstück zwischen den Haßbergen und dem Steigerwalde, überblickt von dem nördlichen Schmachtenberg und dem südlichen Zabelstein, durch. Den Steigerwald haben wir schon bei Besprechung seines mittelfränkischen Antheils geschildert. Die Haßberge sind getreu sein Miniaturbild. Von Zeil am rechten Mainufer setzt dieselbe Rückenbildung fort, die als kleines Waldgebirge sich darstellt, in welchem Hänge und Rücken von Laub- und Nadelholz bestanden sind indeß die südliche Abdachung mit Weinreben und Obstbäumen prangt — das Haßgebirge in engerem Sinne. Seine bedeutenderen Höhepunkte sind: die hohe Wann, ein alleinstehender Berg bei dem Dorfe Brunn, nördlich von Zeil, mit einem von Andächtigen oft besuchten Kreuze und weiter Aussicht bis Bamberg und in die Rhön; mit gleich schöner Fernschau der Bramberg bei Unfinden, die mit diesem korrespondirende Schwedenschanze bei Eichelsdorf; der Wildberg zwischen Oberlauringen und Sulzfeld, das zerstörte Stammschloß der Grafen von Wildberg tragend, an dessen Fuß die Baunach entspringt, und als nördlichster Pfosten der Ochsenhügel bei Sulzfeld. Als die schönste Höhe ist aber wohl die so ziemlich in der Mitte der eben genannten liegende zu bezeichnen, der Truchsesse altes Schloß, die Bettenburg. Wie um Lichtenstein in Schwaben ein Hauch schwäbischer, so schwebt um diese ein Duft fränkischer Poesie. Der alte Freiherr von Truchseß, der mit seiner eigenthümlichen Neigung zu den feinern und edlern Gebräuchen der Ritterzeit, dem Hang, sie wo möglich mit ihrem poetischen Athem in seiner Umgebung wieder hervorzurufen und der Form und ritterlichen Art seines Umgangs wohl die ihm gegebene Bezeichnung des letzten fränkischen Ritters zu rechtfertigen wußte, hatte einst in ihr gar manchem Dichter und fahrenden Sänger ein trautes Heim bereitet: Friedrich Rückert war vor allem der Stammgast der Bettenburg und ihres, nun lange schon von „dem Jüngling mit der gesenkten Fackel", als welchen er den Tod in einem seiner allegorischen „Tempel" dargestellt hatte, heimgeholten Burgherrn.

Oestlich an jene Rückenbildung legt sich, ganz so wie beim Steigerwald, ein waldiges Plateau mit ostwärts ziehenden Thalgründen, „das Haßgebirge im weiteren Sinne", welches durch den breiten, flachen, wiesenreichen, von uns schon erwähnten Baunachgrund aus Nordwest in Südost in zwei Theile zerlegt wird, deren höhere Punkte nördlich die auch schon genannten Burgberge Altenstein, Lichtenstein und Stufenberg, südlich der Eichel-, Stachel- und Lustberg sind.

Westwärts aber des „Haßgebirgs im engern Sinne" entsprechen sich zwei völlig gleiche, nur durch das offene Mainthal getrennte Keuperterrassen: die des Hofheimer und die des Gerolzhofer Gaues. Die vielen „Gau"bezeichnungen im unterfränkischen Gebiete erinnern an seine alte Gauverfassung. Wir wissen, daß wir uns in den fruchtbarsten Strichen des Vaterlandes befinden, wenn wir einen dieser Gaue betreten. Schon die Physiognomie des Gaudorfes und seiner Häuser prägt die Wohlhabenheit ihrer Bewohner aus: sie haben städtisches Ansehen. Der Riegelbau kommt nur bei den Kleindörflern vor. Seit Julius Echter von Mespelbrunn zu Anfang des 17. Jahrhunderts allenthalben große und solide Schul-, Pfarr- und Gemeindehäuser errichten ließ, deren Epitaphien noch jetzt den Ruhm des vielfach gewaltthätigen, aber doch auch gewaltigen Bischofs verkünden, haben die behäbigen Gaubauern Muster und Vorbild für den Bruchsteinbau gefunden, den auch die Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit des Materials begünstigt. Die ebenfalls das Andenken des bauluſtigen Fürsten vermittelnden „Juliusthürme" mit ihrem vierseitigen, schlanken, etwa im Fünftel der Höhe ein Knie bildenden Giebeldache finden sich jetzt fast allenthalben. Im Ganzen aber mutet uns das Gaudorf, wie auch das Einzelhaus in ihm, nüchtern an. Während in den Haßbergen und im Steigerwald Hof und Hütte planlos und nur der Bequemlichkeit des Bauplatzes sich fügend, eben echt „ländlich," nach allen Richtungen zerstreut sind und unter dem Schatten grünen Laubes manch zierlicher hochgiebliger Riegelbau mit blosliegendem, braungebeiztem Fachwerke mit breiten Doppelfenstern und in Scharnieren laufenden buntbemalten Läden daran angenehm überrascht, fehlt der Gauwohnung, so gut wie der Landschaft, in der sie siedelt, die poetische Willkürlichkeit. Steif und gemessen fügt sie sich der Fluchtlinie der Nachbarhäuser, die sie durch Ercker oder Vorsprung nur

selten unterbricht. Für eine Linde, die etwa die Firste überschatte, ist kein Platz da.

Dem Hofheimer Gau gibt zwar das kleine Hofheim an der Aurach, das seine Erhebung zur „Stadt" lediglich dem Schreibverstoße eines Regierungserlasses verdanken soll, seinen Namen, aber sein wohlhabendster Ort ist das protestantische Pfarrdorf Lendershausen an der Neßach, um welches sich ehedem die Gauerben, das Stift Würzburg, die Herren von Truchseß, Thüngen u. A. weidlich stritten. Auch die Dörfer Ostheim und Rügheim gehören zu den besseren des Gaus. Ziemlich nahe schon der Hildburghauser Grenze nimmt die Mitte des kleinen Flußgebietes der Ermetz der Flecken Birkenfeld ein, einer der ältesten Orte des Bezirks, dessen Schloß einst den Hutten zu Frankenberg gehörte und nun im Besitz des Grafen zu Ortenburg-Tambach ist.

Im Süden, zwischen Zeil und Haßfurt, geht der Hofheimer Gau ohne allen Formenwechsel in den Gerolzhofer über, eine Fläche von seltener Ausdehnung, die vom Maingrunde (von Haßfurt über Schweinfurt bis an Rödelsee) gegen Norden und Westen, und vom Steigerwalde (vom Zabelstein über Castell abermals bis Rödelsee) in Ost und Süd umschlossen, fast ein Quadrat bildet, in dem fruchtbarstes Ackerland, reichtragende Wiesen, Weinberge, Obstfelder und Waldstrecken auf's lieblichste abwechseln und das von zahlreichen und schönen Ortschaften belebt ist.

In seiner Westhälfte schwillt das Keuperhügelland schon sanft gegen den Rand des Muschelkalkes an und finden sich darum hier auch einige Höhen: Der Eichelberg bei Klein-Rheinfeld und der Kapellenberg bei Gaibach, auf dem Graf Erwin von Schönborn im J. 1821 zu Ehren des Gebers der bayerischen Verfassung die weithinschauende „Constitutionssäule errichten ließ.

Das schon im 10. Jahrhundert erwähnte Städtchen Gerolzhofen an der Volkach begann bereits 1350 seine ihm ein mittelalterliches Ansehen verleihenden Mauern zu bauen und besaß auch damals schon seine schöne und zierliche Johanniskapelle. Sein Schloß ward im Bauernkrieg zerstört, der Ort selbst in der Fehde mit Markgraf Albrecht von diesem eingenommen und gebrandschatzt. Daß die Reformation keinen Eingang fand, verhinderte die Strenge Bischof Echter's, wie dieses auch die Aufschrift an dem von ihm 1600 erbauten „Amthause" bezeugt. Dafür aber ließ man in Gerolzhofen „in majorem Dei gloriam" im Jahre 1616—22, und 1617 88 Hexen brennen und zwei Jahre später war die Zahl der dort gerichteten „Hexen und Truden" gar auf 261 gestiegen. Hier hatte der 30jährige Krieg geradezu ein Verdienst, daß er mit seinen Unruhen den Ketzerrichtern ihr blutiges Handwerk legte.

Durch die sanfthügelige Gegend von Rödelsee über Marktbreit und Marktsteft hängt der Gerolzhofer Gau mit dem Ochsenfurter zusammen, dem wir uns aber jetzt noch nicht zuwenden. Wir kehren zum Main zurück.

Nicht weit unterhalb Zeil's blickt am linken Ufer aus dem Dunkel eines Waldes das einstige Nonnenkloster Marienburghausen, an das sich eine traurige Sage aus dem Bauernkriege von dem Morde dreier junger Edelknaben knüpft, hervor; spiegelt sich am rechten Haßfurt mit seinen Mauern und Thürmen im Strome, eine schöne Staffage einer schönen Landschaft. Die Mitte des Marktplatzes des letztgenannten Städtchens nimmt das umfangreiche, aber architektonisch minder wertvolle Rathaus ein; das Nordende der Hauptstraße schließt die viel stylvollere Pfarrkirche zum hl. Kilian mit niedern Seitenschiffen, Achteckspfeilern und zwei Thürmen neben dem Chore aus dem Ende des 14. Jahrhunderts ab. Das interessanteste Bauwerk Haßfurt's aber tritt dem Fremden unmittelbar am Bahnhofe — auch die Eisenbahn von Bamberg nach Würzburg folgt bis Schweinfurt dem Maine — in einem wahren Kabinetsstück späterer Gothik, der Ritterkapelle, entgegen. Der Platz, auf dem sie steht, soll ehemals ein Turnierplatz gewesen sein. Als aber auf ihm keine Turniere mehr gehalten wurden, beschloß der Adel Frankens, hier jene Kapelle zu bauen und die Außenseite ihres Chors mit den in Stein gehauenen Wappen aller seiner ritterbürtigen Mitglieder zu schmücken. Vom Jahre 1392 bis 1466 wurde dies ins Werk gesetzt und mehr als zweihundert Wappen, Namen von historischem Klang verkündend, in jüngster Zeit durch Beiträge der Nachkommen der Stifter auf das gelungenste restaurirt, schauen nun auf uns nieder, eine steinerne Heraldik eigenster Art.

Bei Haßfurt kommen wir auch zu dem ersten der unterfränkischen Bäder. Das „Wildbad" bei der Sulzenmühle hatte schon vor 300 Jahren, als die Conventualen des Klosters Theres zur Kur dahin kamen, einen guten Namen, den die wirksame Stahlquelle aber seit länger schon auch für die Gegenwart wieder zu Ehren zu bringen mit Erfolg versucht hat.

Rebenbedeckte Berge erheben sich zur Rechten des Stromes, zur Linken der Steigerwald mit dem Zabelstein; gegenüber davon, rechts, tauchen aus grünen Gebüschen die Gartenterrassen und das Schieferdach des stattlichen Schlosses Oberthores „lächelnden Antlitzes“ auf. „Dieses lächelnde Antlitz ist nicht von den Zügen des Alters gefurcht, die doch darin stehen sollten, nicht von denen der Erfahrung, die es doch gesammelt, noch von denen des Schmerzes, den es doch oft und bitter erlebt hat.“ Jenes Adalberts von Babenberg Hinrichtung, von der man, wie die Chronisten sagen, Jahrhunderte lang auf der Landstraße und auf dem Markte sang, ist der erste Moment in der Geschichte von Theres; Bischof Suidger von Bamberg, der nachherige Papst Clemens II, baute an der Todesstätte des ostfränkischen Markgrafen ein Benediktinerkloster. Bauern- und Schwedenkrieg verwüsteten es, aber ein Jahrhundert später wieder schon stand durch Abt Gregor II der Prachtbau da, als welcher das Schloß, zu dem nun längst das Kloster geworden, uns grüßt.

Schon löst es, eine Meile weiter abwärts, auf dem gleichen Ufer, ein zweites, das dreigiebelige, wohlerhaltene Mainberg, einst der Henneberger Sitz, ab, und bald darauf schießt der Strom unter den Jochen der steinernen Brücke durch, die bei Schweinfurt über ihn führt.

Schweinfurt.

Poetisch klingt der Name der alten Reichsstadt nicht und schwer wird es halten, das ominöse Borstenthier aus ihm weg- und dafür die Sueven in ihn hineinzubringen, denn in der ältesten Urkunde, in der es vorkommt, einer Schenkung der Schweinfurter Markung an das Kloster Fulda vom Jahre 790, wird es „Suinforto“ und nicht „Suevofort“ geschrieben. Im Jahre 802 tritt uns ein „Dörfchen,“ „villa“ Schweinfurt, entgegen, aber schon ein Jahrhundert später die „Stadt“ mit einer Burg, die dem Markgrafen der sorabischen und Nordmark, Berthold, einem Stammverwandten der Geschlechter von Babenberg und Hennenberg, gehört. Bis zum Aussterben ihres Mannsstamms 1112 erhalten sich dessen Nachkommen im Besitz Schweinfurts. Dann geht dieses an das Reich über.

Aber der aufblühenden Reichsstadt entstehen bald Feinde ringsum. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts ist sie der Zankapfel zwischen den in ihr vielbegüterten Grafen von Henneberg und den mit ihrem Territorium immer näher an sie heranrückenden Bischöfen von Würzburg. Im Jahre 1253 kommt der Streit zwischen Bischof Iring und Heinrich und Hermann von Hennenberg zum vollen, blutigen Ausbruch und Schweinfurt wird das Opfer; ein volles Jahr belagert liegt es nun in Schutt und Trümmern. „Schweinfurt im Elende“ hieß die Ruine. In einem 1259 auf Schloß Bodenlauben getroffenem Vergleiche sicherten sich beide streitenden Theile den getheilten Besitz der Stadt zu, verpflichteten sich aber auch zu gemeinsamem Wiederaufbau derselben. Aber nicht an der alten Stelle wurde dieser in Vollzug gesetzt, sondern weiter west- und flußabwärts, am niedrigeren Thalgehänge des Mains, die Waldwildniß zugleich in fruchtbares Gelände umwandelnd, erhob sich die „neue“ Stadt, während der Name der „alten“ sich heut noch in Gärten und Weinbergen erhalten hat. In der Gegend der heutigen Salvatorkirche führten die Henneberger ihr Schloß auf; ein Ring von Bauten zog sich bald um die neue Schöpfung; Mauern und Graben umschirmten diese wieder. Unter Kaiser Rudolf I (1275) war Schweinfurt auch wieder reichsfrei, aber zur Ruhe kam es nicht. Durch Pfand bald hinüber, bald herübergeworfen, fortwährend in Fehden mit Bischof Gerhard, den Schaumburg, dem deutschen Orden u. A. verwickelt, gibt es fast dritthalb Jahrhunderte lang seinen Chronisten nur Stoff zu traurigen, unerquicklichen Berichten. Manchmal allerdings blitzt auch durch diese Schatten ein Sonnenstrahl der Freude und finden wir ein Turnier oder eine andere Friedensfestlichkeit mitten in die Kampfesbeschreibungen hineingezeichnet und nebenbei breitete sich die Stadt aus und Klöster und Kirchen erhoben sich in ihr. Aber auch im Inneren derselben rumorte derselbe unruhige Geist, der immer wieder die äußern Gegner anzog. Zweimal, 1443 und 1513, kam es zu heftigem Aufruhrsturm der sich zurückgesetzt und über Gebühr belastet glaubenden Bürgerschaft gegen den Rat, Jahre lang gährte der Zwist und jedesmal konnte er nur erst durch kaiserlichen Machtspruch und mit blutiger Ahndung gedämpft werden.

Im Bauernkrieg erschien Schweinfurt den aufständischen Schaaren als ein günstiger Mittelpunkt zwischen den Heerhaufen von Würzburg, Bamberg und Rotenburg. Ob schlecht verhehlte Zuneigung oder Gewalt seine Thore jenen geöffnet, ist unentschieden. Im Besitze Schweinfurts schrieben die Bauern dahin auf den 1. Juni 1525 für die benachbarten Grafen, Edelleute und Gemeinden jenen berühmten Landtag aus, „auf welchem von guten Ordnungen des Wortes Gottes, auch Friedens und Rechtens, sonderlich aber der Obrigkeit und anderen Sachen

halber gehandelt werden sollte." Aber der günstige Moment war bereits verpaßt, die Festung Marienberg umsonst zweimal berannt worden, und nur wenige Abgeordnete kamen. Als sie wieder auf dem Heimweg waren, sahen sie Abends brennende Dörfer, des Truchseß Kennzeichen und hierin auch das Schweinfurt nahende Schicksal. Nach 14 Tagen schon mußte die Stadt sich dem Sieger von Königshofen unterwerfen, für Brand und Plünderung 5000 fl. zahlen, alle Waffen ausliefern und die am Aufstande betheiligten Bürger dem Richter überantworten.

Die Reformationsepoche leitete sich in Schweinfurt im April 1532 mit dem da in ihm zum Zweck der Vermittlung eines Religionsfriedens zusammengetretenen Convente der evangelischen Fürsten und Stände ein, welcher es zwar noch nicht zum völligen Friedensschluß — denn dieser erfolgte erst im Juni darauf zu Nürnberg — aber zur festen Begründung der neuen Lehre in der Reichsstadt selbst brachte. Georg Spalatin war mit seinem Kurfürsten anwesend und sechs Wochen lang predigte er, da die Kirche schon am zweiten Tag die Zuhörer nicht mehr fassen konnte, im Freien, Luthers Wort und riß die Masse der Bevölkerung so mit sich fort, daß die allerdings erst 10 Jahre später erfolgte offizielle Annahme des evangelischen Bekenntnisses nur noch wie eine bloße Form erschien. Die Stadt übertrug dem Landgrafen Philipp von Hessen die Schutzherrschaft und leistete ihm und dem schmalkaldischen Bunde kräftige Unterstützung im Kriege gegen Karl V. Der unglückliche Ausgang aber der Schlacht von Mühlberg blieb auch für sie nicht ohne Folgen, indem sie ansehnliche Kontributionen erlegen und bis zum Jahre 1550 eine spanische Besatzung unterhalten mußte.

Aber all das erscheint nur wie ein Vorspiel zu den noch viel größeren Bedrängnissen, die der Krieg des Markgrafen Albrecht Alcibiades und später der dreißigjährige über Schweinfurt, die heimgesuchteste aller deutschen Reichsstädte, verhängte. Der Markgraf hatte bereits das Gebiet von Würzburg, Bamberg und Nürnberg erobert, als ihm der Passauer Vertrag 1552 die Räumung dieser Ländereien auferlegte. Aber Albrecht verspürte nicht im mindesten Lust dazu, diesem Gebot nachzukommen; er trennte sich von seinen Bundesgenossen Moritz von Sachsen und Philipp von Hessen und führte den Krieg auf eigene Faust fort, nahm Oberfranken in Besitz, zog den Main hinab und überrumpelte am Pfingstmontag 1553 Schweinfurt. Nach einigen Tagen schon rückte zwar Herzog Philipp von Braunschweig vor die Stadt, aber schon am 17. Juni gab er die Belagerung wieder auf. Eben so fruchtlos war eine zweite durch den Bischof Melchior von Würzburg. Albrecht brandschatzte von Schweinfurt aus die Umgegend und hier war ihm auch der größte Theil des kostbaren, dorthin geflüchteten Fuldaischen Kirchenschatzes in die Hände gefallen. Erst am 12. Juni 1554, als am Osterdienstag dieses Jahres die fränkischen Bundesverwandten eine dritte Belagerung seines letzten Zufluchtsortes begonnen hatten, hielt er es für geraten, diesen bei nächtlicher Dunkelheit mit allem seinem Volke zu verlassen, um am folgenden Tage eine Schlacht zu wagen. Die Schlacht wurde geschlagen — aber der Markgraf auch. Die Sieger drangen in die Stadt — neun Tage wüteten zur Plünderung die Flammen und zerstörten nicht weniger als 676 Gebäude von Grund aus. „Weib und Kind wurden vor die Thore hinausgetrieben, wie die Hunde," erzählt der Chronist. Vierzehn Tage darauf hielt ein durchziehender Haufe abermals noch eine Brandschatzungs-Nachlese und zu allem Uebermaß brach auch noch eine Seuche aus, die mehr als die Hälfte der Einwohner wegraffte. Die Stadt sah sich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit und veranlaßt, 1562 das Meiste, was ihr von den Gerechtsamen der alten Reichsvoigtei noch in der Umgegend zustand, an das Hochstift Würzburg zu veräußern.

Die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges gingen noch schonend an Schweinfurt vorüber; erst 1625 sah es kaiserliche Truppen und ihren Generalissimus, den Herzog von Friedland, in seinen Mauern. Wallenstein wohnte im Schopperischen Hause. Von 1628—1631 blieb ihr ligistische Besatzung, die sich erst bei Annäherung Gustav Adolfs zurückzog. Dem Schwedenkönig, der eben im vollsten Glanze seiner Heldengröße stand, öffnete die protestantische Stadt freudig ihre Thore und große Gunstbezeugungen empfing sie von ihm. Achtzehn Würzburgische Dörfer mit vielen Gütern gab er ihr zum Geschenk. Auch 1632 war Gustav Adolf mit der Königin noch einmal in Schweinfurt, wo er im Hause der Wittwe des Dr. Brunner auf dem Markte Quartier nahm. Die Nördlinger Schlacht wendete das Glück der schwedischen Waffen. Octavio Piccolomini erschien am 7. September 1634 vor Schweinfurt und zwang nach fünftägiger Belagerung die feindliche Besatzung zur Uebergabe. 13 Jahre lang blieb nun die Stadt in der Gewalt der Kaiserlichen, bis sie die Schweden unter Wrangel am 25. April 1647 nach einer neun Tage dauernden Belagerung abermals in ihre Hände

brachten. Ein Jahr später war der Friede von Osnabrück geschlossen, aber gerade das arme Schweinfurt durfte sich dessen noch nicht erfreuen, denn erst am 12. Juni 1650 zog die schwedische Besatzung aus ihm ab und erst am 29. August dieses Jahres konnten die endlich erlösten Bewohner ihr Friedensfest feiern.

Der Wohlstand der Stadt war auf lange hinaus geschädigt. Von der Schenkung Gustav Adolfs blieb ihr nichts, als das Gymnasium, das er gestiftet und daher Gustavianum hieß, bis es 1833 den bayerischen Namen Ludovicianum erhielt. Auch die Kriege und politischen Unruhen der spätern Jahrhunderte ließen Schweinfurt nicht außer Mitleidenschaft; am schwersten trug es noch an der Invasion der republikanischen „Neufranken" in Altfranken im Jahre 1796; gleichzeitige Aufzeichnungen geben uns traurigen Bericht von dem schonungslosen Uebermut, mit dem die Armee Jourdan's in Stadt und Umgegend hauste. Auch für diese Reichsstadt war es kein Verlust, ihre allerdings siebenhundertjährige Selbstständigkeit 1802 mit der geordneten bayerischen Staatszugehörigkeit zu vertauschen, obwohl sie auch bei dem permanenten Ländertausch jener Zeit von 1810—1816 noch einmal „großherzoglich Würzburgisch" sein mußte, ehe sie definitiv die blauweiße Flagge annehmen durfte. Für die Literaturgeschichte und Gelehrtenwelt bringt Schweinfurt einige nicht unbekannte Namen bei: es war lange Zeit der Wohnort der sprachgewandten und evangelisch gesinnten Italienerin Olympia Fulvia Moveta, bis sie mit ihrem Gatten, dem Arzte Gründler, vor den markgräflichen Unruhen flüchten mußte; um die Geschichte seiner Vaterstadt hat sich der protestantische Pfarrer Bundschuh sehr verdient gemacht; Schweinfurts größter und bekanntester Sohn aber ist Friedrich Rückert, dessen Dichterwiege in ihm stand.

Die heutige Stadt hat eine ganz freundliche Physiognomie, der Markt ist groß und ansehnlich, nicht so das Rathaus, obgleich es, von dem sächsischen Baumeister Nicolaus Hoffmann in den Jahren 1570 bis 1572 in dem besten Styl der Zeit nach der Renaissance erbaut, das stattlichste Gebäude der Stadt ist, so stattlich, als die Mühle mit 16 Gängen. Die Maschine auf der Mainbrücke, der „Naschkorb", in dem man vordem die Felddiebe in den Main tauchte, ist natürlich, wie die alten „Triller", verschwunden.

Unter den Kirchen ist eigentlich allein die Johanniskirche sehenswürdig. In ihren Anfängen stammt sie aus der ersten Zeit des Wiederaufbaues der Stadt, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Von dem ursprünglichen Bau ist noch eine Vorderseite mit zierlichem Giebel und schönem Portal erhalten. Der Chor, spitzbogig, ist aus dem 15. Jahrhundert; der nördliche Querflügel hat Renaissancegiebel, andere Theile zeigen wieder die jämmerlichste Schule des 18. Jahrhunderts, — eigentlich also ein bauliches Durcheinander, das aber doch nicht ohne kunstgeschichtliches Interesse ist. Die Spitalkirche gehört schon der Verfallzeit der reinen Gothik an, wo die Ornamentation überwiegend wird und die Konstruktionsteile überwuchern, die Kunst der Steinmetzen häufig zur Künstelei und Effekthascherei ausartet. Das neu zu erbauende Gymnasium wird der Stadt neuen Schmuck verleihen. Ihren schönsten aber gibt ihr ihre liebliche Umgebung, Gärten und Weinberge sind ihre grüne und blühende Umbordung. In letzteren entfaltet sich zur Zeit der Weinlese das fröhlichste, an Rheinische Art anklingende Winzerleben des ganzen Mains. Tage lang feiert man mit dem freigebig gespendeten alten, unter Gesang und Musik, mit Böllerknall und Raketenzischen den neuen Wein.

Rings um Schweinfurt lagert sich wieder üppiges, von Fruchtsegen übertriefendes Gauland. In den ehemaligen freien Reichsdörfern Sennfeld und Gochsheim, die einst von einem „Reichsschultheißen" regiert wurden, geht der Feld- mit reichem Gartenbau Hand in Hand. Von den Grafenrheinfeldern heißt es, daß sie mit silbernen Pflügen ackern könnten, wenn ihnen nicht manchmal die Mainfluten einen Strich durch die Rechnung machen würden. Die reichen Bauern von Eßfeld nennt der Volksmund nur die „Gaugrafen". Auch die Volkstracht signalisiert noch im „Gau'" einen gerechten Bauernstand. Der rundköpfige Hut mit breiter, unaufgeschlagener Krempe und den schweren schwarzgoldnen Trotteln auf dem Haupt des Burschen und die spitz zulaufende Bandhaube mit den breiten, fliegenden, tief den Rücken hinab hängenden Maschenbändern auf dem der Mädchen sind ihre besonderen Merkmale.

Schweinfurt ist nach und nach einer der bedeutendsten Knotenpunkte der bayerischen Eisenbahnen, dadurch aber auch einermaßen der unmittelbaren Einwirkung des Verkehrs auf die Stadt beraubt worden; denn der Hauptbahnhof befindet sich nicht mehr in dieser, sondern in dem für die Ausweitung der Schienengeleise günstiger gelegenen Obern-dorf, von wo sich diese nach den verschiedenen

Richtungen: Bamberg — Würzburg — Meiningen und Gemünden hin erstrecken.

Erstere ist die älteste, letztere die jüngste der in Schweinfurt — Oberndorf einmündenden Bahnen. Sie,

die Wernbahn,

wollen wir zunächst begleiten. Die Wern, bei Pfersdorf, nördlich von Schweinfurt entspringend, durchfließt einen pittoresken Thalgrund, welchen auch, mit mancherlei technischen Schwierigkeiten sich auseinandersetzend, die neue Bahn verfolgt. Ueber Bergrheinfeld, dem gegenüber auf dem linken Mainufer das eben so reiche Grafenrheinfeld liegt, bis Weigoldshausen läuft diese parallel der Würzburger Linie. Von letzterer Station können wir in einer halben Stunde nach Werneck kommen, wo inmitten eines prächtigen Parkes der kunst- und prachtliebende Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn sich eines der kostbaren Schlösser aufführen ließ, an denen das Bamberger und Würzburger Bistum so reich sind. Der Erbauer des Würzburger Schlosses, der treffliche Architekt Obrist Neumann, ist auch der des Wernecker, das er ebenfalls in jenem wirkungsvollen Style der italienischen Spätrenaissance und ihres Uebergangs in die Zopfperiode ausgestaltete, in welchem er Meister war. Seit 1853 ist das ehemalige, so oft von Festesglanz durchsonnte und Festesjubel durchrauschte Bischofsschloß die Heim- und Pflegestätte menschlichen Elends, d. h. unterfränkische Kreisirrenanstalt, geworden, unstreitig die fürstlichste Wohnung dieser Armen im ganzen Lande.

Die Bahn wendet sich von Weigoldshausen westlich dem alten, einst im Norden vom Aschfeldgau, im Süden vom Gozfeld umschlossenen Werngau zu, in dem sie als erste bedeutendere Station das alte Arnstein erreicht. Seine Burg war einst der Ritter von Trimberg, dann der Würzburger Bischöfe Eigenthum. Wie überhaupt Unterfranken der interessanteste Schauplatz des Bauernkriegs ist, so hat auch die Arnsteiner Chronik von diesem zu berichten: Bischof Konrad ließ neun Rädelsführer des Aufstandes hier enthaupten; der zehnte suchte durch Flucht vom Richtplatze zu entkommen; das komische Springen und Laufen des armen Sünders brachte den Bischof zum Lachen und er schenkte ihm das Leben. Auch die Schweden machten Arnstein zu schaffen: ein jährliches Dankfest, Maria de Victoria genannt, ward zur Erinnerung ihres Abzugs gestiftet. Die umliegenden Ortschaften, so die nächste Station Müdesheim, rühmen sich alle hohen Alters. Vielfache Grabhügel, sowie Spuren eines heidnischen Opferplatzes in dem an die Wern südlich angrenzenden Gramschatzer Forst bezeugen das. In Thüngen saß wenigstens früh schon, im 12. Jahrhundert, ein selbstständiges adeliges Geschlecht. Die „Freiherrn von Thüngen" erwarben 1465 von Kaiser Friedrich III das Recht, an ihre Burg eine Stadt zu bauen. Ein Thüngen, Konrad, zählt zu den energischsten der Würzburger Fürstbischöfe; in seine Regierungsperiode (1519—1560) fallen die Bauernunruhen und die Reformationsbewegungen, welch letzteren er mit rücksichtsloser Strenge entgegentrat. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß die dermaligen Träger dieses alten Namens zu dem protestantischen Adel des Königreichs gehören. Eußenheim und Gössenheim sind die beiden nächstfolgenden, etwas nördlicher belegenen Haltpunkte der Bahn, die nun mit dem Flusse bei Wernfeld anlangt, um hier jenen in den Main einmünden zu sehen, sich selbst aber der ältern Würzburg-Gemündener Linie anzuschließen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, wie sehr die Wernbahn den Weg von Bamberg bis Gemünden verkürzt; desgleichen hat längst schon auch die Locomotive die große Flußcurve von Schweinfurt bis Würzburg abgeschnitten und erklärlich ist es darum, warum die einst unter vielen Hoffnungen an ihre Aktionäre vergebene Maindampfschifffahrt trotz der von ihr gebotenen vielen landschaftlichen Reize unmöglich neben den ihr zur Seite erstehenden beflügelteren Eisenbahnen sich nicht lebensfähig erhalten konnte. Man zieht eben vor, in einer Stunde mit dem Schnellzug von Schweinfurt bis Würzburg zu fahren, trotzdem daß die Bahn sich ziemlich entfernt vom Flusse hält und die Stationen Eßleben, Bergtheim, Seligenstadt und Rottendorf weder landschaftlich noch geschichtlich Interessantes bieten, und gerade von dort ab der Main anfängt, immer reicher und mannigfaltiger seine Uferschönheiten zu entfalten. Uns gebietet unsere Pflicht, diesen gerecht zu werden und in

das Maindreieck,

Schweinfurt — Marktbreit — Gemünden einzutreten.

Der Fluß strömt von jetzt ab durch das Thal des Muschelkalkplateaus. Er dringt darin süd-südwestwärts bis Marktbreit, darauf eine kurze Strecke bis Ochsenfurt westwärts und nun nord-nordwestlich bis Gemünden, auf welcher Linie er aber schon bei Karl-

stadt in den bunten Sandstein übertritt und nur auf der süd-südwestlichen Bahn, von Gemünden bis Wertheim herab, nahe an die Ränder des Muschelkalks zwischen Rotenfels und Homburg heranrückt. Nicht viel mochte dereinst fehlen, so hätte der Main das Land zwischen Schweinfurt und Geldersheim durchbrochen und seine Bahn, die oben geschilderte Eisenbahn antizipirend, durch den Werngrund geradelinig fortgeführt. Vieles und dem fränkischen Winzer kostbares Ufergehänge wäre dadurch verloren gegangen. So aber mußte der noch jugendliche Fluß zwischen Rödelsee und Mainstockheim seinen Ausweg aus der schönen Ebene von Gerolzhofen gewaltsam suchen und so den Schweinfurter und Ochsenfurter Gau trennen, dadurch aber das vorzüglichste Weinland an den tiefgerissenen Rändern seines bedeutenden Umweges bilden helfen. Dieses fränkische Weingebirgsland, d. h. die tiefen Thalränder des Mains in der Ebene des Muschelkalks, sind es, die man Maingebirge genannt hat. Sie erheben sich am rechten Ufer zuerst bei dem Dorfe Garstadt unweit Werneck und begleiten den Fluß bis nahe Gemünden nahezu zusammenhängend und nur durch einzelne Thalmündungen unterbrochen. Zwischen Würzburg und Gemünden wird das Thal immer tiefer, deshalb der Rand höher und eben nicht selten kahl und felsig. Alle Abhänge sind in Rebengrün gehüllt, an denen die milde Lage, die steile Aufrichtung gegen den Sonnenstand edles Gewächs zeitigt, so am Vogelsberg bei Escherndorf, am Pfülben bei Randersacker, am Stein bei Würzburg, am Kaltenstein bei Karlsstadt u. A.

Gegenüber, am linken Thalhange, treten die Uferhöhen erst bei Lindach hervor, erheben sich zwischen Stammheim und Volkach bedeutender, verlieren sich bei Sommerach völlig, bis sie bei Hohenfeld neuerdings ansteigen und dann mit kleinen Unterbrechungen (bei Gemünden, wo der bunte Sandstein das Thal aufnimmt) wieder bis Homburg fortstreichen. Aber auch an diesem Ufer reifen zwei der edelsten Rebensorten, ja sogar die Könige aller Frankenweine: am jähen Felsenabhange der Feste Marienberg die feine und und bouquetreiche „Leiste“ und am alten Klosterberg von Triefenstein der „Kallmut,“ der „Sherry“ des Würzburger Hofkellers.

Unterhalb des vorhin genannten Garstadt's floß einst der Main an dem nun eine Viertelstunde ihm entfernt liegenden Kloster Heidenfeld vorüber. Eiserne Ringe an der Klostermauer, an denen die Schiffer ihre Kähne angebunden, sollen das bezeugen. Adelberada von Banz hatte 1060 das fromme Haus gestiftet, als unter ihr die Eisdecke gebrochen war und die Wellen ihren einzigen Sohn verschlungen hatten.

Wieder ist es ein Heilbad, das wir nun am Maine finden, dem gleichnamigen, auf dem rechten Ufer liegenden Markte gegenüber, das Ludwigsbad Wipfeld, dessen Schwefelquelle in der Balneologie einen guten Namen hat. Historische Bedeutung gibt dem Orte, daß er die Geburtsstätte des ersten gekrönten deutschen Dichters Konrad Cettes (1459—1508) und des berüchtigtsten Revolutionsmannes Eulogius Schneider, welcher zuerst Franziskanermönch, dann Prediger am Hof des Herzogs Karl von Württemberg, Professor in Bonn und zuletzt Mair von Hagenau und Wandercommissär der ihn am Ende selbst um den Kopf kürzer machenden Guillotine war, ist. Im Jahr 1796 schlug Jourdan bei Wipfeld eine mit Schanzen gedeckte Schiffbrücke, über welche er nach sechstägigem Aufenthalt nach der Oberpfalz weiter rückte.

Auf beiden Seiten des Flusses bieten sich in dieser Gegend schöne Höhenpunkte dar, von denen aus sich unser Mainthal in stets wechselnder Nuancirung darstellt. Als deren allerschönster aber erscheint uns ohne Zweifel die Vogelsburg. Der Stadt Volkach gerade gegenüber, vom Maine im engen Bogen umflossen, erhebt sich der so genannte, vorn gegen Dorf und Karthause Astheim in eine breite Ebene sich verlierende Bergrücken, dessen Scheitel eine Ruine ziert und an dessen Südhang der köstliche Saft der Escherndorfer Traube reift. Die Vogelsburg dominirt weithin die freundliche Gegend und eröffnet über sie einen Prospekt, wie ihn die Hardt oder selbst der Rheingau nicht lieblicher zu geben vermögen. Man überschaut von ihr des Maines großen Bogenlauf von Fahr herab, das aus dem Dunkel eines Tannenhains hervorblinkende Elgersheim, einst der reichen Abtei Ebrach Klosterhof, die uralte Beguinenkapelle auf dem Kirchberge, die romantische Hallburg, Escherndorf und des Gaibacher Sonnenberges leuchtende Verfassungssäule — und das ganze große Tableau wird im Hintergrunde vom Steigerwalde wie von einem Rahmen eingefaßt. An der Stelle der jetzigen Meierei finden wir schon 879 die karolingische Villa Fugalispure erwähnt. Später vom Stifte Fulda an die Grafen von Castell gelangt, ward die Vogelsburg 1282 zu einem Karmeliterkloster. Die Escherndorfer Bauern setzten 1525 den roten Hahn auf dessen Dach und als zum Wiederaufbau das Geld nicht langte, begnügte

man sich, in die Mauern der unausgeführten Kirche blos ein Kapellchen hineinzustellen.

Volkach zählt auch baulich zu den interessanten Mainstädtchen. Eine doppelte, thurmreiche Mauer schließt es in ihren Ring ein und gewährt an vier Thoren, von denen zwei malerische Architekturstücke bilden, gastfreundlichen Einlaß. Auch Rathaus und Kirchen stammen aus stylvollen Zeiten; jenes mit Freitreppe und Zinnengiebeln aus dem Jahre 1534; die von dem Steinmetzen Friedrich Keyser erbaute Pfarrkirche aus noch früheren, von 1472. Ihr Langhaus hat eine in flacher Wölbung gesprengte Lattendecke mit Stukkaturarbeit. Die Michelskapelle vor dem südlichen Thore ist, mit Ausnahme des späteren Chors, aus dem 14. Jahrhundert, ebenso alt das Basrelief über der Thüre, die Vertreibung aus dem Paradiese darstellend.

Ein noch interessanteres Gotteshaus aber erhebt sich mitten in den die Stadt umgebenden Weinbergen auf einer reizenden Anhöhe: die vielbesuchte Wallfahrtskirche Sancta Maria inter vites, „unsere liebe Frau im Weingarten," gewöhnlich der „Kirchberg" genannt. Durch das Rebengelände führen Stationen hinauf, deren treffliche Steinbilder, aus den Jahren 1520 und 1521, ohne allen Zweifel von der kunstfertigen Hand Tilman Riemenschneider's oder doch wenigstens seiner nächsten Schüler herrühren. Schon in der Heidenzeit soll hier ein Tempel gestanden sein; später wurde an seiner Stelle eine Kirche errichtet, von der nur noch zwei höchst bemerkenswerte Portale vorhanden sind, die vermutlich aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen. Auch eine Beguinenklause befand sich von der Mitte des 14. Jahrhunderts an neben der Kirche, eine Tochter der „von unbeschleierten Schwestern" bewohnten zu Hohenbirkach bei Ebrach, die aber Bischof Johann von Brunn schon 1422 wieder schloß. Ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert ist die jetzige Kirche mit flacher Decke, aber mit Spuren einst früher vorhandener oder doch begonnener Wölbung. Der Chor zeigt drei Spitzbogen, das Langhaus Glasmalereien und Grabsteine der Herren von Zolner, Schwarzenberg u. A. Vier in Wachs getriebene Gestalten, unter denen zwei gefesselte Ritter, sollen aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren und zum Gedächtniß der Erlösung zweier Kreuzfahrer aus sarazenischer Gefangenschaft gestiftet worden sein.

Der Strom ist im Herzen des Weinlandes angekommen. Die Berge sind vom Fuß bis zum Gipfel ununterbrochen mit Reben bedeckt — nichts als Reben, so weit das Auge reicht. Selbst die Rheinfahrt gewährt nicht Einblick in ein solches Rebenlabyrinth. Der weinbauende „Häcker" tritt an die Stelle des Ackerbauers des Gaulandes, die geweckten und geschliffenen Bursche, an Kleidung und Manier, an Redeweise und selbst am Barte, dem beliebten „Henri quatre", kennbar. Seine ganze Erscheinung ist grundverschieden von der bäuerlichen; in Art und Sitte gemahnt er an den vierten Stand der großstädtischen Bevölkerung. Mühsam ist seine Arbeit, von allerlei Witterungszufälligkeiten abhängig ihr Ertrag, kümmerlich und drangvoll oft darum in schlechten Weinjahren sein Leben, wenig haushälterisch, ja verschwenderisch in guten seine Weise. „Den hab ich gebaut" oder „so hat ihn unser Herr Gott laß wachs'" hört man, je nach des Herbstes Ausfall, als des Häckers verschiedenen, wolgefälligen Spruch.

Häufig sind am Main, darin an die Rheinuferorte mahnend, mauerumgürtete und thurmbeschirmte Dörfer. So sehen wir unterhalb Volkachs das weinbekannte Sommerach in diesem ritterlichen Schmuck, aber noch schöneren könnten wir, wenn es nicht auch moderne Vandalen geben würde, dort schauen, wo jetzt das unbedeutende, nur in seinem Namen noch an seine große Vergangenheit anklingende Dörfchen Münster-Schwarzach liegt, einst aber eins der prächtigsten und vornehmsten Klöster Deutschlands stand. Karls des Großen vierte Gemahlin, die stolze Fastrada, war des Frauenklosters Schwarzach Stifterin. Nur für Jungfrauen höchsten Standes war es bestimmt; nur Fürstentöchter konnten seine Aebtissinen sein. Fastradens Nichte, Juliana, des Grafen Manto Tochter, begann die Reihe dieser; ihr folgte des Kaisers Tochter selbst Theodrata, nachdem sie früher des Klosters Argenteuil bei Paris Priorin gewesen. Nach ihr trug Ludwigs des Frommen frommes Kind, die heilige Hildegard, den Krummstab und ihre Erbin war wieder ihre Schwester Bertha, die Aebtissin von Zürich, mit der aber auch schon das Frauenkloster erlosch, indem der Würzburger Bischof Arno das Stift in eine Benediktinerabtei verwandelte, in welche er 877 die Mönche des Klosters Megingaudshausen (des heutigen Altmannshausen bei Bibart) versetzte. Aber schon im folgenden Jahrhunderte hören wir von des Klosters Verfall. Da ließ es der Bischof Adelbert 1075 neu aufbauen, berief eine Anzahl fremder gottesfürchtiger Chorherren und setzte ihnen den heiligen Eckbert zum Abte. Dieser stiftete eine Schule für adelige Jünglinge und erneute so den Glanz des Klosters. Seine beiden

Nachfolger Estony von Calw und Rüdiger von Vahingen endeten, aus ihrem Bischofssitze vertrieben, 1122 und 1125 in Münster-Schwarzach ihre drangvollen Wege. Der Bauernkrieg pochte an die Thore der benachbarten Stadt Schwarzach. Ihre Bürger verlangten vom Bischof Conrad von Thüngen, das Kloster zu ihrer eigenen Sicherheit besetzen zu dürfen. Jener erlaubte, was er nicht hindern konnte, aber kaum waren die auf Abt und Convent nie gut zu sprechenden Städter in den heiligen Mauern, so begannen sie auch mit gräulicher Verwüstung alles dessen, was ihnen unter die Hand kam; ein Theil der Gebäude ging dabei in Flammen auf; was noch von ihnen stand, das zündete vollends das Bauernheer an, das von den trunkenen Herren des Klosters in dieses zu Gast gebeten wurde und die Zerstörung gründlich fertig machte. Nach seiner Wiederherstellung wurde das Kloster 1631 von den Schweden geplündert. Im 18. Jahrhundert riß man die Gebäude nochmals nieder, um einen prachtvollen Neubau aufzuführen, der, nach dem Plane des Architekten des Würzburger Schlosses, Balthasar Neumann, 1715 begonnen und nach 28 Jahren vollendet wurde. Eine weite Ringmauer umschloß Blumen- und Küchengärten, umfangreiche Wohnungen, mit denen Fürstenpaläste sich kaum messen durften, und die Kirche mit herrlichem Portal, mächtiger, leicht geschwungener Kuppel und zwei majestätischen Thürmen, die an die in Vierzehnheiligen erinnerte. Als Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn 1743 die Kirche einweihte, als die Menge der Gäste, zu der stolzen Feier geladen, in den prächtigen Sälen der Mönche tafelte: wer hätte da geahnt, daß all diese Herrlichkeit nur für die kurze Dauer von sechzig Jahren gegründet sein sollte? Im Jahre 1803 mußten die Benediktiner ihren königlichen Sitz verlassen, um in der Welt fürder vielleicht minder weltlich zu leben. Sieben Jahre nachher zerschlug der Blitz die Kuppel des einen Thurms; seitdem half die menschliche Hand getreulich der begonnenen Zerstörung nach. Nicht geschont wurden die trefflichen Bildhauer- und Stukkaturarbeiten, nicht die berühmten Fresken von Holzer und Tiepolo; die Kirche wurde dem Boden gleich gemacht, die Klosterbauten niedergerissen; nur ein Seitenflügel dieser hat sich erhalten. So rächt sich an der Uebertreibung einer Zeit die Gleichgültigkeit der folgenden.

Das Flüßchen Schwarzach, das hier in den Main fließt, bildete in alter Zeit die Grenzscheide zwischen den Gauen Folkfeld und Iffigau, welch letzterer seinen Namen von dem Iffbach hat, der, von dem mittelfränkischen, schon genannten Ippesheim kommend, bei Obernbreit in die Breit fällt und, mit dieser vereint, bei Marktbreit in den Main mündet.

Eine Viertelstunde von Münster-Schwarzach zeigt sich im Beringe seiner alten Mauern Stadt-Schwarzach, eines der kleinsten Städtchen an unserm Strom. Und doch ist das Fähnlein, welches es durch Bischof Johann IV in sein Wappen gesetzt bekam, das richtige Zeichen bewegten Geschickes, das den wenig ansehnlichen Ort getroffen. Vom 13. Jahrhundert an schon lesen wir von Fehde auf Fehde, die in und um Schwarzach geführt wird: einmal machten es die Casteller dem Boden gleich, dann lagen seine Bürger mit auf dem Schlachtfelde von Bergtheim, wo die Würzburger Privilegien begraben wurden; später nahm einmal ein Seckendorf den Rat mitten in seiner eigenen Ratsstube gefangen und bei Schwarzach auf der sandigen Haide war's, wo der wilde Markgraf Alcibiades den letzten Verzweiflungskampf focht.

Bei dem gegenüber liegenden Schwarzenau ging am 3. September Erzherzog Karl mit seinen Reitergeschwadern über den Main und brachte durch sein Erscheinen die schon wankende Schlacht bei Würzburg oder richtiger Reichfeld und damit die Niederlage der Franzosen zur Entscheidung.

Glockengeläute ertönt am Mainufer; Kirchenfahnen wehen und ein langer Wallfahrerzug zieht durch die Felder und Rebengelände; das in Franken wohl bekannte Wallerlied schallt über die Flur:

„Wir rufen an den theuern Mann
St. Kilian, St. Kolumban und St. Totnan.
Dich loben, dir danken
Deine Kinder in Franken.
St. Kilian! u. s. w."

Es geht zum wunderthätigen Muttergottesbild, das in der Franziskaner-Klosterkirche von Dettelbach des Jahrs 30—40,000 Bittgänger an sich zieht. Ein armer Taglöhner half ihm einst, als es noch, ein einfaches Holzkreuz, mitten in den Weinbergen stand, zu seiner Berühmtheit, indem er, allerdings auf wenig fromme Art in eine Schlägerei verwickelt, an deren Folgen ein Jahr lang darnieder lag und, durch einen Traum gerufen, bei jenem Bildstock Genesung fand. Hoffentlich weisen nicht alle die unzähligen, in der, im schlechtesten spätesten gothischen Styl erbauten Kirche aufgehängten Votivtafeln auf gleiche etwas sonderbare Wunderkuren zurück. Auch Dettelbach ist mauerumgürtet und nicht weniger als fünfzig Thürme sollen einst auf und in dieser gestanden sein.

An den Dörfern Mainsondheim und Mainstockheim vorüber, bringt uns der noch immer seine südliche Richtung beibehaltende Fluß nach Kitzingen, dem sein Chronist Friedrich Vernbeeck schon 1549 das Lob spendet, daß es „an ein zimblich lustigen, gesundten und fruchtbaren Ort und Boden gelegen" sei, ein Zeugniß, das der garten- und weinbergumschlossenen freundlichen und in ihrem ganzen Aussehen ihre Wohlhabenheit verratenden Stadt heute noch in noch höherm Grad ausgestellt werden muß. Den Namen „Kitzingen" zu deuten, hat man sich viel den Kopf zerbrochen. Auf dem nahen Schwabenberg stand ein Königshof des Sohns Karl Martell's, Pipin's. Dessen Schwester Adeloga, Adelheid bat ihren Bruder um ein Stück Land, um ein Kloster darauf zu gründen. Als sie, für die Gewährung ihrer Bitte dem König zu danken, den Handschuh auszog, trug diesen ein Windstoß über den Main. Ein Hirte des Königs, Kitz geheißen, brachte ihn der Fürstin zurück und an der Stelle, wo jener ihn gefunden, baute Adeloga (745) auch ihr Kloster, dessen spätere Umgebung in jenem glücklichen Finder ihren Namensgeber fand. An den Chorstufen der Klosterkirche wurde ihre Stifterin begraben, deren Andenken heut noch in den „Adelheider Weinberglagen" der Stadtmarkung wie im „Adelheider Brünnlein" fortlebt. Als die heilige Thekla des Klosters Aebtissin wurde, stieg dessen Ansehen in hohem Maße. Eine Schule wurde in ihm errichtet, Fürstinnen und Prinzessinnen lernten in ihr. Zwar brachte einer der letzten Hunneneinfälle große Not, aber Heinrich II half auch hier wieder mit seiner mildthätigen Hand und neu verliehen berühmte Frauennamen dem Kloster Würde und Zier. Bertha, aus dem hohen Hause Meran ist Aebtissin; die Seherin Hildegard predigt unter dem Zulauf einer ungeheuern Menschenmenge auf dem offenen Markt; die aus Thüringen verjagte und mit ihren drei Kindern im Elend umherirrende heilige Elisabeth findet dort eine Zuflucht. Allmälig aber verblich auch hier der Glanz früherer Zeit, im Bauernkrieg wurde sogar der frommen Stifterin Gebein aus der Grabesruhe gerissen und die Säkularisation hob auch das Kitzinger Stift auf.

Daß Kitzingen, dessen älteste Theile, wie die heutige Fischerstraße und der einzige von der ehemaligen „Burg" noch stehende Thurm, sich um das Kloster heranbauten, alsbald zu Stadtrecht gelangt und seine Ringmauer „mit 28 Thürmlein" erhalten, mag etwa schon daraus zu entnehmen sein, daß einer der Stadtgräben von der Schlacht am Mühlberge, welche am Cyriakustage 1266 das Stift Würzburg mit den Grafen von Henneberg und Castell in der Nähe der Stadt auskämpfte, den Namen „Thanhäuser Graben" bekommen haben soll. Die Chronik erzählt, der bayrische Edelmann, Namens Thanhäuser, sei im entscheidenden Augenblick verräterischerweise mit seinem Fähnlein zu den Stiftischen übergegangen, welche der kriegerische Dechant Berchtold von Steinberg anführte, und habe so diesem den Sieg gewinnen helfen. Im 13. Jahrhundert war Kitzingen im Besitze der Grafen von Hohenlohe-Brauneck, am Ende des 14ten in dem der Würzburger Bischöfe. Bischof Johann brauchte Hilfe in seinen Händeln mit Bürgerschaft und Domkapitel und fand diese bei den Markgrafen von Ansbach, die aber (1443) für ihre dargeliehenen 39,100 fl. die Pfandschaft von Burg und Stadt Kitzingen verlangten und erhielten. Bis 1798 spielte der bald aus dieser Verpfändung erwachsene Prozeß.

Kitzingen selbst aber scheint es unter der markgräflichen Regierung nicht schlecht ergangen zu sein. Die Chronik rühmt sonderlich den tapfern Albrecht Achilles, der sein Theil auf die Stadt hielt und einstmals die Kitzinger Junker, welche selbst die Stener nach Ansbach brachten, zur Tafel geladen und obenan vor seinen Hofstaat gesetzt haben soll, indem den letzteren er, Kitzingen aber ihn ernähren müsse.

In diese Periode fällt auch die Erweiterung der Stadt und die Mehrung ihrer öffentlichen Baudenkmale. Neben der alten gothischen Kirche (1400) wurde durch Bürgermeister und Rat 1413 die Hauptkirche, 1545 der Bauhof und Stadtkornboden, und 1565 das stattliche Rathaus erbaut und mit Kitzingens Wahrzeichen versehen, dem „Kätherle von Kitzingen" und dem Winzer an der rechten Ecke der Giebelfronte, „der aus der Kanne trinkt." Das Gewerbe wurde zu gemeinem Nutzen und aus Gemeindemitteln gefördert, 1471 von einem ehrbaren Rate „der statt und armer Burgerschafft zu gutten" ein bedeutender Holzhandel begonnen und 1580 eine Mühle mit acht Mahlgängen errichtet.

Eine wesentliche Folge des brandenburgischen Regimentes war ein schneller und leichter Eingang der Reformation in Kitzingen. Schon das Evangelium, das die Bauern predigten, fiel aufregend in die Gemüter und ein Fähnlein von 70 gerüsteten Männern schloß sich an den Großlangheimer Zug an, um die Zahl der bei Ingolstadt Erschlagenenen zu mehren. Die Bürgerschaft stellte am Ostersonntag 1525 auch ihre „Artikel" auf, worin sie u. A.

forderte, „daß das Weinmaaß künftighin solle größer gehalten und die Metzgerzunft solle verbunden sein, die Würste fortan fetter zu machen.“ Aber diese Komik der Kitzinger Sympatien mit den Aufständischen schlug bald in furchtbare Tragik um: der „Leidenhof“ (Stadtboden) kann uns von dem gräßlichsten Blutgericht erzählen, das Markgraf Casimir gehalten. 59 Bürgern wurden durch Meister Augustin, den Henker, unter dem Jammergeheul der Weiber und Kinder die Augen ausgestochen, Andern — ihre Zahl ist nicht genannt, Hände und Finger abgehauen und die Zungen ausgeschnitten. Die Glücklicheren sterben sogleich, die Uebrigen wurden 10 Meilen von der Vaterstadt verbannt und noch lange sah man sie auf den Landstraßen betteln und den Markgrafen verfluchen, der schon in der Gruft zu Heilsbronn moderte.

Von Luther persönlich empfohlen, predigte 1534 ein Magister Schmalzing als erster evangelischer Pfarrer in Kitzingen, wo die protestantische Gemeinde sich auch dadurch mehrte, daß wegen der von Bischof Julius im Würzburger Hochstift begonnenen Verfolgung, „viel stattliche Burger der Religion halber jen Kitzingen und andere evangelische ortter zogen.“ Der Chronist legt den Verbannten die Worte in den Mund: „quid me persequeris, Juli, astu, vi, a bieque?“ Als jedoch die Stadt durch kaiserlichen Spruch wieder in den pfandfreien Besitz des Bischofs gelangt war, ließen es sich die Wiederbekehrer“ Ernst sein, mit der neuen Lehre aufzuräumen und ihre Anhänger auch hier auszutreiben. Da erschien Gustav Adolf, Kitzingen huldigte am 14. Dezember 1631 dem neuen schwedischen Herzogthum Franken und die evangelische Predigt erscholl lauter denn je. Aber bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hereiu spielten sich in der Stadt oft sehr unerquickliche kirchliche Wirren ab. Auch eines Hauptmitarbeiters der Reformation selbst, Paul Eber's, Geburtsort ist Kitzingen; wie auch zwei gekrönte Dichter, Hochstatter und Vietung sowie der Alchymist Glauber, von dem das Glaubersalz den Namen trägt, ihm entstammen. Als Handels- und und Fabrikstadt nimmt Kitzingen unter den Mainstädten eine hervorragende Stellung ein. Sein Exportbier ist in und außer Europa weit bekannt und der Weinhandel hat in ihm seinen größten fränkischen Stapelplatz. Auch mit gedörrtem Obst, namentlich auch den besonders in dem benachbarten Albertshofen zugerichteten Prunellen, geht einschwunghaftes Geschäft. Den Main weiter abwärts, vor allem im Gebiet der Stefter Markung, erstrecken sich dann noch die ausgedehntesten Weichselfelder, deren Ertrag in guten Jahren Tausende von Mark in Umsatz bringt.

Kitzingen ist seit 15 Jahren in die direkte Eisenbahnverbindung mit Nürnberg und Würzburg gezogen. Letzteres wird über die Stationen Dettelbach, die aber der oben genannten Stadt ziemlich ferne liegt, und Rottendorf erreicht; gegen jenes hin führt die Bahn bei der, auch durch eine steinerne Brücke mit Kitzingen verbundene Vorstadt Etwashausen auf einer eisernen Brücke über den Main nach der letzten unterfränkischen Station Mainbernheim, an welche sich die erste mittelfränkische, das uns schon bekannte Iphofen anschließt.

Hinter Hohenfeld, dem ersten hinter Kitzingen flußabwärts gelegenen Uferorte, treten einander diesseits und jenseits des Mains zwei in ihrem Aeußern ganz verschiedenartig gestaltete Dörfer gegenüber, rechts Sulzfeld, in Mauern und Thürme fast vergraben, das Bild einer echt mittelalterlichen Zwergstadt, die mit ihrer Hand voll Leuten doch in den damaligen Miniaturkriegen ein Wort mitredete; links Markt Steft, eine am Ufer sich hinziehende Häuserreihe ganz neuzeitlichen Ansehens, in welchem einst, als der Flußverkehr noch nicht durch die Eisenbahnen zurückgedrängt war, auch ein gar nicht unbedeutender Colonialhandel blühte, auch mehrere Behörden ihren Sitz hatten, das nun aber nichts mehr als ein Landflecken ist.

Auch das nun folgende Marktbreit steht seit der Verkehrsumwälzung, welche die Schienenstraßen über das Mainthal mehr als über ein anderes Flußgebiet gebracht haben, nicht mehr unter der ersten Reihe der blühendsten Binnenhandelsstädte, in der es sich vordem befunden. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war Marktbreits Name auf den Werften von Amsterdam und Rotterdam der bekannteste unter allen Handelsstädten Bayerns. Ein paar große, alterthümlich anzusehende Kaufhäuser, wie man sie in den Hansastädten findet, waren noch die Erinnerung an jene geschäfts- und gewinnreiche Zeit. Einen freundlichen Blick auf die an seinem Fuß wie eingeschachtelt liegende kleine Stadt und ihre Fluß- und Landumgebung, namentlich auf das jenseitige Segnitz, vielleicht das ptolomäische „Segodunum“, wie aufwärts bis Kitzingen und abwärts bis Ochsenfurt, hat man von dem nahen Kapellenberg, zu dem schon im 14. Jahrhundert „unsrer lieben Frau zu Ehren“ feierlich Prozessionen „mit zwei großen Fannen und drei kleinen Fännlein sammt dem Crucifix“ hinanzogen.

Marktbreit liegt an der Spitze des Dreieckes; anderthalb Stunden bis Ochsenfurt — zwischen beiden sehen wir am rechten Ufer Frickenhausen, wieder ein mauergeschütztes Dorf, — fließt der Main westwärts, um dann sich nordwestlich zu wenden. Am linken Gestade begleitet ihn nun auch die Ansbach-Würzburger Eisenbahn, die ihn bei Heidingsfeld überschreitet.

Sowohl vom Waggonfenster wie vom Flusse aus hat man in Ochsenfurt ein hübsches Architekturbild vor sich. Die Stadt ist nicht umsonst so umwallt und gethürmt. Es hat immer ein mannhaftes Geschlecht in ihr gehaust. Erzählt doch die Sage von einem ehrlichen Schmiede, der aus ihr dem letzten Hohenstaufen nach Welschland nachgezogen und, wegen seiner Aehnlichkeit mit Konradin, zum Führer der kleinen deutschen Schaar erkoren wurde, die er glücklich ins Heimatland zurückgebracht habe. Heut noch nennt man die „rote Brücke." Am 15. Juli 1338 schlug man sich dort weidlich herum. Die Stadt, die dem Würzburger Hochstift eigen war, war vom Ritter Leopold, Küchenmeister von Nortenberg, der mit dem Bischof Otto von Wolfskeel in Fehde lag, nächtlicherweile überfallen worden; aber die Bürger sammelten sich und drängten die Einbrecher bis zu jener Brücke, wo sie ihren Ueberfall fast alle mit dem Leben büßen mußten. Der Ritter selbst entkam auf seinem schnellen Rosse; aber an der Brücke wandte er sich noch einmal gegen Ochsenfurt und murmelte ingrimmig: „bös gewonnen, bös verloren!" Ein andermal schlug die tapfere Bäckerzunft den schon in die Stadt eingedrungenen Markgrafen Albrecht Achilles wieder zu dieser hinaus, und auch von daher datirt sich ein altes Lied, aber diesmal scholl's von Ochsenfurt heraus:

„ei, wär doch der Markgraf daheime geblieben,
und hätt' seine Schwein' in die Eichel getrieben!"

Auch im Bauernkrieg meinten die Ochsenfurter ihr Theil drein geben zu müssen, wenigstens lieferten sie den Bauern 500 Fuder Wein, die das Domkapitel hier lagern hatte, und, um sich vielleicht ihrem Bischof gegenüber den Schein der Unparteilichkeit zu wahren, halfen sie ihnen auch beim Wegkapern eines Schiffes, das dem von Bamberg gehörte. In den späteren Kriegen und Kriegszügen lag Ochsenfurt den verschiedenen Heeren oft recht günstig oder ungünstig, wie man will. 1673 sah es Montecucculi und Turenne, 1866 General Stephan in seinen Mauern. Sein berühmtester kriegerischer Gast aber war Gustav Adolf, der vom 2.—13. November 1631 hier verweilte. Die „Schwedenstube" im Kaufmann Weigand'schen Hause, welche in ihrer ganzen altertümlichen Ausstattung unverändert so erhalten war, wie sie der König bewohnt hatte, ist leider vor noch nicht langer Zeit bei einem Brande zu Verlust gegangen.

Dafür ist der Stadt manches andere Sehenswerte verblieben und obenan stehen da ihre Kirchen. Ochsenfurt nimmt in der fränkischen Missionsgeschichte einen alten Platz ein: schon 725 baute hier die heil. Thekla ein Nonnenkloster und die Pfarrkirche wurde von dem königlichen Kanzler und spätern Bischof von Würzburg, Gotzbald, 835 errichtet. Doch ist die jetzige Kirche viel spätern Ursprungs, aus der schlechten gothischen Zeit. Ihr Thurm aber gehört dem Uebergang aus dem romanischen in den gothischen Styl, also der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Innen bietet die Kirche mehr als außen: das in Gestalt eines gothischen Thürmleins bis zur Wölbung emporsteigende Sacramentshäuschen, die ausgezeichnet in Holz geschnitzten Chorstühle, der in Erz gegossene achteckige Taufstein verdienen genaue Beachtung. Die Michaelskapelle in der Nähe der Pfarrkirche ist ein prächtig Stück Gothik, die Darstellung des jüngsten Gerichts im Bogenfeld des Portals ein äußerst interessantes Denkmal alter Reliefbildnerei. Ein nicht minder altes Bildwerk, die die Kranken pflegende heil. Elisabeth, ziert den Eingang der alten Spitalkirche; diese kann ihren romanischen Ursprung nicht verleugnen, hat aber durch verkümmerte spitzbogige Veränderungen und Erweiterungen viel verloren und gelitten. Ein recht ansehnliches Gebäude ist dagegen das „neue," 1487—88 erbaute Rathaus. Eine hohe Vortreppe mit gothischem Gelände, gibt ihm etwas Zierliches und zugleich Imposantes. Der Thurm, „der Thurm, der auf der Spitze steht", galt einst für das Wahrzeichen Ochsenfurts. Würden wir in den alten Zeiten als Gast im Rathaus einzukehren die Ehre gehabt haben, namentlich wenn das Domkapitel seinen Weinzehnten einsammelte und dazu das große Zweckessen veranstalt wurde, dann würde der „Kauz" umgegangen sein, ein silbener Pokal in Eulengestalt, der nur drei Maaß enthielt aber auf Einen Zug geleert werden mußte. Wer die Probe bestanden, durfte seinen Namen in das „Kauzenbuch" eintragen, ein Stammbuch jedenfalls ganz eigener Art. So aber sind Kauz und Kauzenbuch längst verschollen und uns bleibt, wollen wir's erproben, daß Ochsenfurts Name auch unter den Mainreben einen guten Klang hat, nichts übrig,

als diese Probe in einer seiner guten Weinschenken zu machen.

Links des Mains haben wir hier den durch Getreidebau und Pferdezucht ausgezeichneten und in Mundart und Tracht der Bewohner eigenartigen Ochsenfurter Gau, der vom Thal der Gollach längs des Flusses bis Heidingsfeld sich zieht, von wo an bis zur Landesgrenze der Irtenberger und Guttenberger Wald ihn querüber nördlich begrenzen, und den größern Theil des historischen Bodenachgaues umfaßt. In seinem südlichen Theile fließt die Gollach der Tauber zu; letztere entfaltet auch hier bei Biberehren und Röttingen die landschaftlichen Reize ihrer Umgebung. An ersterer liegt der Amtsgerichtssitz Aub, in dessen nächster Nähe die Trümmer der Burg Reichelsberg sich finden, wie auch, ebenfalls nahebei, zu Gellchsheim (Gaulchsheim) und Bütthard an der Grün Burgen standen. Historisch am interessantesten sind an der Westgrenze des Gaus, bei der Station Kirchheim der badischen Bahn zwei kleine Dörfer Sulzdorf und Ingolstadt. Hier klang der tragische Gesang vom Kampf der Bauern gegen ihre Unterdrücker aus, wurde der letzte mörderische Kampf zwischen dem „armen Mann" und den Bündischen gekämpft. Bei Sulzdorf schnitt am Pfingsttag der Truchseß dem „hellen Haufen", der seinen Brüdern an der Tauber zu Hilfe kommen wollte, den Rückzug zum Guttenberger Walde ab; 5000 Bauern blieben auf dem Platz. Nur Florian Geyer schlug sich mit seiner „schwarzen Schaar" nach Ingolstadt, der Hohenlohe Schloß, durch. Auf dem Herzug hatte er dies verbrannt. Aber noch stand die dicke Ringmauer und ein breiter Graben lief um sie. Hinter ihr verschanzten sich ihrer dreihundert, um sich gegen 5000 Feinde bis auf den letzten Athemzug zu wehren. Nur mit sieben seiner Getreuen gelang es Geyer unter dem Schutze der Nacht und dem Donner eines tobenden Gewitters zu entfliehen. Die Andern lagen erschlagen im Graben oder wurden andern Tages hingemetzelt. Heut stehen nur noch wenige Mauerreste von dem Thermopylä der Bauern.

Wir kehren an das Gestade des Mains zurück; aber auch da verfolgt uns eine unheimliche Erinnerung. Bei Ochsenfurt senkt sich hier die schon früher erwähnte alte Straße, von prächtigen Kastanien beschattet, herab. Auf ihr zog am 9. März 1777 ein trauriger Zug heran: 1500 von ihrem eigenen Landesherrn, dem Markgrafen Alexander von Ansbach, an die Engländer verkaufte Landeskinder, bewacht und eskortirt von den Schergen des Tyrannen. In Ochsenfurt sollten sie eingeschifft werden. Die zwanzig für den Transport bestimmten Schiffe erwiesen sich als zu klein, die Empörung brach aus, aber Eilboten holten den Markgrafen und er selbst fuhr nun mit, in eine Wildschur gehüllt, die geladene Büchse auf dem Rücken, auf dem Verdecke des Schiffes stehend, an dessen Bord die unglücklichen Opfer seines scheußlichen Handels gefesselt umherlagen. Wer jene herrliche Scene in „Kabale und Liebe" liest oder sieht, in welcher auch jener Markgraf für ewige Zeiten gebrandmarkt ist, dem mag die Schauerscene am Ufer des Mains bei Ochsenfurt lebendig werden.

Der Main ist nicht gerade sehr brückenreich; erst bei Ochsenfurt führt seit Kitzingen wieder eine über ihn. Im Jahre 1866 sprengte an ihr der preußenfürchtende Uebereifer des Generals Fürsten Taxis drei Joche ab, deren Neubau deutlich zwischen dem älteren Gemäuer bemerkbar ist. Goßmannsdorf am linken Ufer, hinter welchem man in einem Seitenthal das ehemalige Kloster Tüchelhausen sieht, ist Eisenbahnstation; ihm folgt Winterhausen, dem gegenüber am rechten Gestade Sommerhausen liegt, zwei, an Obst- und Weinbau reiche protestantische Dörfer mitten unter katholischen. Ein solches ist schon wieder Eibelstadt, das zwar nur in einer einzigen Straßenzeile an der rechten Flußseite sich hindehnt, aber doch auch nicht der landesüblichen Mauern und Thürme entbehrt und sogar ein Rathaus im Rococostyl besitzt. Aus Eibelstadt war Jakob Kohl, der Hauptmann der Bauern in der Schlacht von Sulzdorf. In seinen Heimatort geflüchtet, lieferten ihn die Seinen nach Würzburg aus, wo er auf dem Markt enthauptet wurde.

Die Landschaft bildet ein schönes Rund zwischen zwei Krümmungen des Mains. Alles erscheint weit und breit, wie ein einziger Garten, reich an Obst, Gemüse und feurigen Reben. Die besten derselben reifen hier am Pfülben bei Randersacker, dessen Kirche spitzbogig, aber im Rococo ausgebaut und von einem byzantinischen Thurm gekrönt ist. Ziemlich ihm gegenüber liegt, am linken Ufer wieder, Heidingsfeld, der Kreuzpunkt der Ansbacher und der Heidelberger Bahn. Von dem Herzog Hetau von Ostfranken zu Ende des 7. Jahrhunderts gegründet, erst reichsfreies Dorf, dann von den Grafen von Rotenburg an die Hohenstaufen überkommen, war Heidingsfeld lange Zeit sogar auch in der böhmischen Krone Besitz. Noch mahnt an diese der Wappenschild des Löwen an den drei Thoren der alten Stadt. Die Kirche im Spitzbogenstyl des

beginnenden 14. Jahrhunderts hat am nördlichen Eingange noch eine schöne byzantinische Thüre; das Basrelief neben dieser, das Sacramentshäuschen und die Kanzel sind treffliche Arbeiten. Einst befanden sich hier zwei Freihöfe, die Kemenat und die Burg.

1525 war Heidingsfeld das Hauptquartier der Bauern, der Vereinigungspunkt des „schwarzen", „hellen" und „Odenwäldler" Haufens, die von hier aus gemeinsam den Marienberg berannten. Auf Marienberg auch sah ich von Heidingsfeld aus vom Nikolausberg herüber am 27. Juli 1866 die preußischen Granaten fliegen, die dem alten stolzen Schloß der Fürstbischöfe die Festungseigenschaft benommen haben, ihm aber das lassen mußten, als was es jetzt plötzlich in seiner ganzen Schönheit vor uns hintritt, das Kronjuwel der nun mit ihren Palästen, Kirchen und Thürmen, mit ihrer reichen Gegenwart und ihrer ereignißvollen Vergangenheit unserm Aug' erscheinenden unterfränkischen Kreishauptstadt

Würzburg.

Keine Stadt in Süd-west-Deutschland hat sich, mit Ausnahme vielleicht Frankfurts und Stuttgarts, in den letzten Jahren so augenscheinlich verändert, wie Würzburg. Man braucht diesem nicht erst Monate, sondern nur Wochen entfernt gewesen zu sein, und beim Wiederkommen sieht man Neues, neue Bauten und Anlagen. Hat man auch früher schon, wo noch die „Festungseigenschaft" die Stadt umschnürte und ihre bauliche Entwicklung hinderte, es also in ihr an manchen Stellen recht eng und winklich war, ihr den Ruhm einer schön gelegenen lassen müssen, so wird man nun bald den hinzufügen müssen, daß sie, auch abgesehen von den sie umgebenden Naturreizen, eine der schönsten Städte des Vaterlandes werden wird. Wer kennt das „alte" Würzburg noch, wenn er den Waggon verlassen hat und unter die Säulenhalle des Bahnhofes tritt? Wie prächtig, frei und offen liegt da schon dieß herrliche Stadtbild vor den Augen! Wo sonst Wall und Graben war, man nur wenig hinter diesen hervorschauen konnte, ist nun alles abgetragen und geebnet, schatten schon ganz ansehnliche Bäume an den Promenaden, dehnen sich frischgrüne Rasenflächen hin, ziehen neue, breite Straßen, nicht mehr auf Umwegen, sondern via recta zum Stadtinnern hinein, und wie aus der Erde herauswachsend, garnieren diese wieder lauter stattliche Neubauten, elegante Wohnhäuser, denen die Signatur der Großstädte, d. i. ein hochfenstriges Parterregeschoß für reiche Läden, nicht fehlt.

Was aber das Schönste bei diesem Eintrittsblick auf die Stadt ist, das ist, daß diese gleich selbst nun so ungehindert in einzelnen ihrer Hauptansichten sich in die Perspektive stellt. Der stolze Renaissancebau der Stiftshauger Kirche mit ihren Doppelthürmen und der hohen Kuppel, die bisher von den Wällen ganz verdeckten, nun ganz frei gelegten ansehnlichen Annexe des Juliusspitales, die hier gleich bei der Ankunft den Fremden auf das, was heut noch Würzburgs Weltruf begründet, aufmerksam machen, und hoch oben die alte Veste Marienberg, zwar nicht mehr die Stadt mit ihren Kanonen schützend, aber immer noch gebietend über sie hinschauend — das vereint sich zu einer ganz wundervollen Ansicht. Und deren findet man auf den Gängen durch die Straßen der Stadt noch gar manche: Wie ganz überraschend ist z. B. der Abschluß, den Marienberg der Neubaugasse gibt, oder wie mannigfach sind die Bilder, die sich uns, wenn wir auf den höhern Terrassen des Hofgartens stehen, darbieten! Doch gehen wir langsam in Herbipolis vorwärts. Gleich bei'm Eingang können wir zwischen Alt- und Neu-Würzburg wählen, denn zwei Straßen führen vom Bahnhof in das Innere der Stadt, die eine, die „Bahnhofstraße", entschieden alten, einfach bürgerlichen Gepräges, die andere, die neue „Kaiserstraße", im Gewand modernen Styls. Wir gehen in der erstern, weil sie uns gleich an einer Würzburger Kirche — und die Kirchen sind doch die Hauptsignale einer Bischofsresidenz, — der schon genannten Hauger Stiftskirche vorüberleitet. Am Pfingsttag 1868 schlug der Blitz in einen ihrer Thürme; der Brand war ein imposanter Anblick, aber es zitterten alle gläubige Herzen, denn es stand viel Pracht und Kostbarkeit auf dem Spiel; sind fast alle Kirchen Würzburgs im Innern überladen ausgestattet, die Stifts-Hauger ist es am Meisten; sie sollte ein kleines Abbild von St. Peter in Rom an die Ufer des Mains versetzen.

Wenige Schritte weiter stehen wir vor einem zweiten Stück Alt-Würzburgs: seinem „Bürgerspital". Der Liebes- und Woltätigkeitssinn früherer Jahrhunderte hat in Würzburg Großes geleistet und auf die Gegenwart vererbt: seine Hospitalstiftungen gehören zu den reichsten Deutschlands. Aber auch der Gesunde tritt gern in die Räume des altertümlichen Hauses, denn er weiß, hier wird ihm der unverfälschte „Bocksbeutel", der feurige, kräftige, in den eigenen Rebengärten der Stiftung gebaute Steinwein gereicht.

Ist's die Blume dieses Weines, die uns gleich

dorthin vorwärts zieht, wo er in vielleicht noch besserer Qualität mit den ebenbürtigen Genossen, dem Schalksberger, dem Pfülben und vor allem dem Hörsteiner, der Leiste und dem Kallmuth in den hohen Gewölben des Hofkellers ruht? Der Hofkeller von Würzburg ist das überall anerkannte Zeugniß, daß der fränkische Weinbau sich kühnlich jedem andern an die Seite stellen darf. Wer in die sehenswerte Tiefe niedersteigt, um die langen Gänge zwischen den riesigen Fässern zu durchwandern, dem werden auch in gastlicher Weise etliche Proben aus letztern kredenzt, die besten dann, wenn, was öfter geschieht, bei besonders festlichen Veranlassungen die sonst dunklen Räume in Kerzenschimmer strahlen, der von merkwürdigen, nur aus allerlei Kellerrequisiten zusammengesetzten Kandelabern niederleuchtet. Wer solchen beigewohnt, wird sich daran erinnern und vielleicht auch des umschleierten Blicks, mit welchem er, wieder der gefährlichen Tiefe entstiegen, dann das Schloß und den Schloßplatz, unter welchen die Weingeister ihr Wesen treiben, angeschaut hat.

Beide sind aber auch des Anschauens mit klarem, ungetrübtem Auge würdig. Der „Residenzplatz" Würzburgs muß den schönsten Stadtplätzen Europas beigezählt werden, wie die Residenz selbst, die Fürstbischof Philipp Franz v. Schönborn 1720—1744 erbaute, mit ihrem prunkenden, von Tiepolo mit Fresken geschmückten Treppenhause, eines der prächtigsten Schlösser ist, viel mehr noch repräsentirend, als bloß das „schönste Pfarrhaus Deutschlands" zu sein, wie es Maria Theresia oder Kaiser Josef genannt haben sollen. Aber es steht leer, wie fast alle die schönen Fürstenwohnungen, an denen Bayern so reich ist, wie fast kein anderes Land. Käme der Gedanke zur Ausführung, die ganze Breite und Weite des Residenzplatzes in eine großartige Parkanlage umzuwandeln: so wäre etwas geschaffen, um das jede Metropole der Welt Würzburg beneiden könnte. In den Sommertagen bietet der große Platz fast ein traurig Bild; man scheut sich ihn zu betreten, denn glühend prallen die Sonnenstrahlen von seinem Pflaster ab und ein Martyrium ist, was zur Winterszeit, ganz aus denselben meteorologischen Gründen, für den gesammten „hohen Adel und verehrungswürdiges Publikum" eine Labsal und süße Gewohnheit ist: auf dem Residenzplatz spazieren zu gehen. Aber hinter dem Schlosse, auf seiner Ostseite, da ist's anders, da winkt Schatten und erquickende Kühle: da sind die Laubgänge, die plätschernden Fontainen, die duftenden Blumenbeete des Hofgartens — „Schloßgart" nennt ihn eigentlich der Würzburger Autochthone, dessen Sprache grundsätzlich alle Endsilben haßt. Wir sehen in diesem nicht allzu großen Park eine Perle dieses Genres. Der wol vollgiltigste Kenner und Beurteiler gartenkünstlerischer Leistungen, der Fürst Pückler-Muskau, erklärte, in ganz Deutschland nichts zu kennen, was dem Ensemble des Würzburger Hofgartens gleichkäme. Theils in französischem, theils in englischem Geschmacke angelegt, stuft er sich allmählich bis zu den ehemaligen Festungswerken hinauf und gestattet von hier aus jene Durchblicke auf die Stadt und die Zitadelle, deren wir oben gedacht und die namentlich des Abends bei günstiger Beleuchtung von überraschender Schönheit sind.

Der Hofplatz wird für den Fremden der Mittelpunkt bleiben, von dem aus seine Wege verschiedene Richtung einschlagen können. Ziemlich nahe liegt ihm nach der einen Seite hin der schöne Platz des „alten Bahnhofs". An letzterem kann man merken, wie rasch in unseren Tagen sich das Verkehrsleben entwickelt; es sind noch gar nicht zu viel Jahre her, daß dieser „alte" Bahnhof der „neue" war, daß er vollkommen auszureichen schien für die Schienenwege, die sich mit Würzburg in Verbindung setzen sollten, und nun ist der neue große draußen am Mainufer fast wieder zu klein, all' Das zu fassen, was zu ihm und durch ihn strömt. Für die Reisenden jener Erstlings-Eisenbahn-Zeit hatte es einen eigenthümlichen Reiz, auf diesem „alten" Bahnhof anzukommen und aus der schönen Einsteighalle heraus in den Portikus zu treten, von dem die große Treppe unmittelbar in das Innerste der Stadt führte. Jetzt sind die von dem geräuschvollen Treiben des Verkehrs entleerten Räume dem um Würzburg's politische und geistige Bildung überhaupt hochverdienten „Bürgerverein" eingeräumt.

In der nächsten Umgebung des alten Bahnhofs finden sich großartige interessante Neubauten; abgesehen davon, daß hier die höchste elegante, geschmackvolle neue Ludwigsstraße ihren Anfang nimmt, sieht man das chemische Laboratorium, die Maxschule, das Bankgebäude, und Anderes, was sich diesen würdig anschließt. Schlägt man vom Residenzplatz südliche Richtung ein, so führt eine herrliche Ulmenallee, für deren eine Seite der parallel laufende Hofgarten eine gleich schattige Wand ist, wieder einem Teile Altwürzburgs und zwar keinem der unwichtigsten: nämlich dem Universitätsgebäude zu. Man merkt demselben sein ehrwürdiges Alter an — war's doch schon 1582,

daß die Alma-Juliana-Maximiliana gegründet wurde, — aber auch seine Unzulänglichkeit für die Bedürfnisse der Gegenwart. Namentlich die Bibliothek, die Sammlungen, vor allem hierunter das kostbare Museum des Wagner'schen Instituts, müssen sich in unwürdigem Raume zusammenzwängen. Die medizinische Fakultät freilich hat sichs bequem gemacht, sie baut sich neue Paläste um den alten des Juliusspitals herum. Wir nähern uns jetzt auch diesem, aber immer noch auf Umwegen.

Aus der breiten, stillen Neubaugasse gelangen wir in ein echt altstädtisches Gewinkel von Gassen und Gäßchen, in denen viel geschäftliches Leben fluktuirt, die aber eben darum mitunter nicht ohne Gefahr zu passiren sind! aber doch entgehen wir solcher und finden uns wieder auf freiem Gebiete bei'm „Vierröhrenbrunnen", dem gegenüber das alte Rathaus mit dem „Grafen-Eckhartsturm" sich befindet und bei welchem die belebteste und zugleich vornehmste Straße Würzburgs, die Domstraße, ihren Anfang nimmt. Sie ist der Korso der Stadt und bietet immer ein bewegtes Bild. Der Dom schließt sie östlich ab. Mit den Kathedralen anderer bayrischer Städte wie Bamberg, Regensburg, Nürnberg zu konkurriren ist diesem unmöglich: ursprünglich in großartiger Einfachheit erbaut, ist diese ihm längst durch eine Reihe zopfiger Verunstaltungen, namentlich durch Ueberladungen der innern Dekoration mit Stukkaturen, geschmacklosen Fresken und vergoldetem Schnörkelwerk widerlichster Art, zu Verlust gegangen. Nur der alte düstere Kreuzgang, durch dessen leere Bogenfenster auf der heißen Straße ungeahntes, schattiges Grün hereinschaut, mahnt noch an unversehrte stylvolle Schönheit.

Der Dom ist das Grabhaus der Würzburger Bischöfe: viele zum Theil auf Kunstwert Anspruch machende Monumente rekapitulieren ihre Geschichte. Unter den Altarblättern sind Werke von Sandrat, Oswald Onghers, J. B. de Rul, Fesel und Merian. Besondere Beachtung verdient das auf dem Marienaltar in der linken Seite des Querschiffes, eines der schönsten Werke Onghers, die Himmelfahrt Mariä darstellend. Auch bewahrt der Dom schöne Schnitzarbeiten des berühmten Thillmann Riemenschneider, nämlich das große Cruzifix hoch in Mitte der Kirche aufgehängt, und den Tod Mariä, nunmehr im sogenannten Marienchörlein, links vom Haupteingange zwischen den zwei merkwürdigen Säulen aufgestellt, welche die Namen Jachim und Boaz tragen und aus dem Salomons Tempel in Jerusalem stammen sollen.

Die östliche Seite des Domes begrenzt der Paradeplatz, über welchen die Hofstraße wieder zur Residenz leitet; auf ihm fällt namentlich ein großer schöner Bau ins Auge, der die goldene Inschrift: „Harmonie" trägt: das Haus der vornehmsten Gesellschaft Würzburgs und einer der reichsten und bedeutendsten Deutschlands. Ihre Lesesäle wenigstens dürften sowol hinsichtlich der Eleganz ihrer Ausstattung, wie der Reichhaltigkeit ihres Inhalts von sehr wenigen Instituten dieser Art übertroffen oder nur erreicht werden. Aber wir haben nicht Zeit, diese oder die andern, den gesellschaftlichen Zwecken dienenden gleich luxuriösen Räume zu durchwandern, wir wenden uns zur Domstraße zurück und betreten vom Kürschnerhof, einem ansehnlichen Platze, aus die Neumünsterkirche. Auch an ihr hat sich das vorige Jahrhundert mit allerlei An- und Aufbauten versündigt: die Grabstätte des heiligen Kilian, des Apostels Frankens, hat sich eine rote Façade ankleben und ein geschmackloses Kuppelgewölbe aufsetzen lassen müssen. Gläubige Gemüter stiegen am Gedächtnißtage des Märtyrers, am 8. Juli, zur Krypta nieder, in der seine Gebeine ruhen, um sich durch diese Niederfahrt von allerlei Gebrechen, namentlich Zahnschmerz, heilen zu lassen: poetische Seelen aber bleiben gleich andächtig vor dem an der Außenwand der Absis der Kirche angebrachten Denkstein stehen, auf dem aus einer Schale Körner aufpickende Vögel zu sehen sind: zum Gedächtniß des sangreichsten Minnedichters, Herrn Walters von der Vogelweide, der ja im Kreuzgang des Neumünsterstiftes seiner „seligen Urständ" entgegenharrt.

Haben uns Dom und Neumünster nicht gerade zu übergroßer Bewunderung hingerissen, so zollen wir diese um so freudiger nun der Marien-Kapelle, deren schlanker, von dem glänzenden Standbild der Mutter Gottes gekrönter Thurm den zu seinen Füßen liegenden, von Verkäufern und Käufern in den Frühstunden sehr belebten Markt hoch überragt. Wie dieser Thurm, ist die ganze Kirche, ein dreischiffiger Hallenbau, eine Musterausgabe zierlichster, edelster Gothik. Was auch an sie die „verbessernde" Hand einer nüchternen Zeit hatte legen wollen, hat eine nach den Plänen Heideloff's vorgenommene Restauration entfernt, und man freut sich ungetrübt des außen und innen gleich einheitlich schönen Bau's. Dazu kommt, daß dieses Stück Gothik vereinzelt unter den monumentalen Erscheinungen Würzburgs dasteht. Diese, sowie viele Privathäuser, tragen einen ganz andern

Charakter: wir haben ihn, wo wir der Barock-Ueberladung der inneren Ausschmückung der meisten Kirchen gedachten, schon angedeutet: Würzburg ist die „Residenz der Rococo-Architektur in Süddeutschland". Wer sich die Mühe geben will, auch ein wenig außerhalb der Hauptstraßen herumzuschweifen, in die vielen „Durchgänge", die oft wie ein Labyrinth zusammenhängen, oder die alten Höfe, deren epheuumrankten Mauern plötzlich die eleganten Straßenreihen unterbrechen, einzutreten, über dem oder jenem Portal die alten Wappen oder Inschriften zu studieren u. s. w., Dem wird sich immer mehr von der Geschichte der alten „Bischofsstadt" offenbaren, in welcher es die Nachkommen der heiligen Kilian und Burkard bis zum Titel von Herzogen von Franken, zum Besitz von 95 Quadratmeilen Landes und einer Million Einkünfte gebracht hatten und in welchem die fränkischen Adelsgeschlechter sich schon als geborene Domherren einheimisch wußten.

Daß es unter diesen in früheren Zeiten manchmal wüst und ungeistlich zuging, davon zeugt in der Nähe des Paradeplatzes eine Martersäule, welche von dem Mord kündet, den dort ein Domherr an einem andern begangen, sowie drüben im „Mainviertl" beim Aufgang nach Marienberg ein anderes Mal die Unglücksstätte bezeichnet, auf welcher die Knechte Wilhelm von Grumbach's den Bischof Melchior von Zobel überfielen und mordeten.

Noch heute wählt der fränkische Adel mit Vorliebe Würzburg zu seinem Winteraufenthalt, und die Namen, deren Träger einst den Herzogs- und Bischofshut trugen, sind noch heute dort geläufige. Allein auch andere Leute kommen, wenn der Herbst ins Land zieht, nach Würzburg, denn schon früher hat man die Behauptung aufgestellt, es sei die wärmste Gegend Deutschlands, und erklärlich ist es also, daß Menschen, die Zeit und Geld dazu haben, es dahin bringen helfen, daß jenes bald unter den „klimatischen Kurorten" eine Rolle spielen wird. Dazu kommt, daß längst die leidende Menschheit nach Würzburg als nach einer besondern, vielseitigen Panacee ausschaut, indem man ja hier für jeglichen Theil des armen sterblichen Leichnams weltberühmte „Spezialisten" findet. Die Namen von Tröltsch, Scanzoni, Rinecker, Gerhard u. A. hier noch zu nennen, ist überflüssig. Aber sie sind uns Führer zu einem Stadttheil noch, den wir bisher noch außer Betracht gelassen: zur Juliuspromenade, auf welcher das eherne Monument des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn und neben diesem das andere, das monumentum aere perennius desselben Mannes steht: das lang hingestreckte, weit berühmte und bekannte Juliushospital. Es ist, seitdem es sein Gründer vor nun dreihundert Jahren (1579) ins Leben gerufen, viel Segen von diesem Hause, das nun über ein kleines Fürstentum gebietet, — sind doch Domänengüter, Felder, Waldungen, die herrlichsten Weinberge und Kapitalien in Fülle sein — ausgegangen und vielleicht würde es auch Bischof Julius verzeihen, daß von seinen Bestimmungen, nach welchen seine Stiftungen allerdings nur seinen Glaubensverwandten zu Gute kommen sollten, eine freiere Zeit längst Umgang genommen hat.

Wir eilen dem Ende unserer Wanderung zu. Auch am Mainufer dehnen sich Neuanlagen hin: die Flußseite auch soll das Neugewand anziehen, das schon zum großen Teil die Stadt nach ihren andern Richtungen umkleidet. Immer mehr Straßendurchbrüche, — beim Rennweger-, Sander-, Pleicher Thor u. s. w. liegen die alten Festungswälle nieder, geben der Innerstadt Licht und Luft, ermitteln Raum für die neue Ringstraße, welche in einigen Jahren ausgebaut sein und stattlicher ausfallen wird, als man es einer „Provinzialstadt" ansehen sollte, und verbinden freundlich zwischen Stadt und Land, indem nun überall die prächtigen Anlagen des „Glacis" freier in jene hereinschauen und man nirgends mehr weit hat zu grünem Rasen, blühenden Büschen und jubelndem Vogelgesang.

Herrlich ist der Blick auf dieses neue Würzburg, wenn man eine der beiden es krönenden Höhen, den Marienberg oder das „Käppele", ersteigt. Zu beiden müssen wir über die alte Mainbrücke, auf der noch die zwölf kolossalen, theatralisch verzückten Heiligenfiguren vom Anfang des letzten Jahrhunderts stehen, hinüber und durch das „Mainviertel", wie der linksufrige Stadttheil heißt, hindurch. Letzterer trägt nichts Großstädtisches mehr an sich, aber baulich Interessantes bietet noch die alte Burkardskirche mit dem schönen romanischen Portal, unter deren gothischem Chor die Fahrstraße durch einen thorartigen Unterbau läuft. Folgen wir dieser, so sind wir auf dem Weg zum „Käppele": wer in der Zeit beschränkt ist, besuche nur dieses und lasse Marienberg. Die Geschichte dieser Festung von da an, wo der Bauernaufruhr sich an ihren Wällen brach, bis dahin, wo am 27. Juli 1866 die preußischen Granaten sie in Brand und für alle Zeit außer Dienst setzten, können wir so gut an ihrem Fuße, wie auf ihren Zinnen uns ins Gedächtniß rufen, aber das Käppele darf Niemand

übersehen. Es ist ein Calvarienberg größten Styls. Den platanenbeschatteten Treppenplateaus mit den prächtigen Stationsgruppen, einem Oberammergauer Passionsspiel in Stein, wüßte ich nichts Aehnliches an die Seite zu setzen, und die Aussicht, die sich überraschend ähnlich der vom Hradschin auf Prag oben am Mauerrand entfaltet, der die ganz und voll ausgebreitete Stadt zum Vorder-, die reiche Landschaft ringsum zum nicht minder reizenden Hintergrunde dient, ist eine, die auch den leisen oder lauten Ausruf entzückter Bewunderung rechtfertigt, der noch Jedem, der dort oben gestanden ist, sich über die Lippen gedrängt hat. Man kann Deutschlands schönste Städte gesehen haben, man hat vielleicht einer schon den Preis zugetheilt: kommt man aber noch nach Würzburg und schaut vom Käppele herab, so ist's möglich, daß es Einen reut, mit jener Krönung so voreilig gewesen zu sein.

Der Main führt uns weiter. In unmittelbarer Nähe von Würzburg bespülen seine Wellen die Klostermauern von Himmelspforten, eine Art Nonnenwerth im Main. 1231 von Hermann von Lobdenburg gestiftet, stand es ursprünglich weiter flußabwärts, in Himmelstadt, und wurde 1354 hierher versetzt, um im Bauernkrieg von einem Haufen Häcker unter der Führung Georg Grünwald's und dann von den Schweden ausgeraubt und endlich säkularisiert zu werden. Auf dem rechten Ufer gegenüber erhebt sich hinter dem weingefeiten Steinberg ein einsam ragender Thurm, das Schenkenschloß, der jetzt als weitschauender Aussichtspunkt wieder zugänglich gemacht wird. Die Schenk von Roßberg saßen einst dort oben, die Bauern vertrieben sie aus ihrer süßen Gewohnheit, im unterirdischen Gange, der von jenem zum Main herunterführte, unvermutet herab und den arglosen Kaufleuten über den Hals zu kommen. Auch ein Bischof, Otto von Wolfskeel, hauste einmal eine Zeit lang im Schenkenschloß, als die Würzburger Strike gegen ihn machten und ihrem Leibes- und Seelenhirten den Einlaß in die Stadt verweigerten, weil jener dem Kaiser, dem Liebling der deutschen Städte, Ludwig dem Bayern feindselig gesinnt war. Die Trümmer des Schenkenschlosses sollen heut noch Zwerge bewohnen und dort vergrabene Schätze hüten.

Was dort die Sage tief in der Erde verborgen sein läßt, das fördert hier unten Fleiß, Energie, Arbeit offen zu Tage. Dort liegt hart am Flußrand des linken Ufers das ehemalige Prämonstratenserkloster Oberzell, des heiligen Norbert's Stiftung. Die frommen Bürger des 12. Jahrhunderts, welche dem Letztern, als er durch den Hauch seines Mundes eine Blinde sehend gemacht, die Mittel zu seiner Gründung in reichlichem Maße geschenkt hatten, können nicht mit größerer Verehrung auf den heiligen Mann und sein Kloster geschaut haben, als der Mann der Presse auf das heutige Oberzell sehen muß: denn in ihm werden von den Gebrüdern von König, den Söhnen ihres Erfinders, jene wunderbaren Maschinen, die Schnelldruckpressen, gefertigt, auf denen mit Zaubergeschwindigkeit zum Gemeingut gemacht wird, was in der Einsamkeit, in der stillen Werkstätte der Gedanken, vielleicht nach heißer Arbeit entstanden. Wie die Fabrikherren nicht nur den idealen Bestrebungen der Gegenwart dienen, sondern auch die materiellen und sozialen Fragen derselben zu würdigen wissen, das sagen die reizenden Arbeiterwohnungen, wahre Kabinetsstücke von Zweckmäßigkeit, die sie längs der Straße angelegt haben. Von prächtigen Gartenanlagen umgeben, erheben sich die Wohngebäude des Etablissements im besten Rococostil; aus der Zeit der ersten Gründung aber sind noch die beiden äußern Thorbogen, die in Würzburg nur noch einen Altersgenossen haben.

An Oberzell schließen sich noch Mittel- und Unterzell an. Letzteres war das weibliche Appendix des erstern, ein Nonnenkloster nach der Regel des h. Norbert; in ihm hat eine der letzten und vielleicht berühmtesten fränkischen Hexengeschichten gespielt; seine Subpriorin Renata Singer von Mosau ward, der ausgiebigsten Zauberei geständig, auf Marienberg enthauptet und verbrannt, ohne daß die der unerklärlichsten Widersprüche vollen Akten genügenden Aufschluß geben, in wie weit sie Betrügerin oder Betrogene, Schuldige oder Unschuldige war.

Fluß und Eisenbahn berühren nun Veitshöchheim, das „Hellbrunn" der Würzburger Bischöfe, in dessen Garten mit seinen steifen Hecken, schnurgeraden Baumreihen, in Bogen und Nischen geschnittenen Laubgängen, Teichen und barok-mittelmäßigen Bildwerken die heutigen Würzburger so oft als möglich und vielleicht vergnüglicher sich herumtreiben, als es einst ihre geistlichen Herren gethan haben mögen. Geistliche Fürsten, von Papst Innocenz IV aufgestachelt, hatten 1246 den Anger von Veitshöchheim zu einem Kaiserwahlfeld gemacht, indem sie dort den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig des Hohenstaufen Friedrich II krönten. Aber schon ein Jahr darauf war der „Pfaffenkönig" geschlagen und gestorben.

Bei Thüngersheim ändert sich mit einer Biegung des Flusses auf einmal die Physiognomie der Gegend. Das Thal erweitert sich und die

Berge, die es umkränzen, kecker und kräftiger in ihrer Bildung, mit steil und schroff hereinragenden Felsmassen, decken sich theilweise mit dunkeln Wäldern, während ihre Abhänge uns noch immer Weinlaub und mannigfach abwechselnde Quadrate des Ackerlandes zeigen. Das rauchgraue Gemäuerwerk der Formation gibt den Uferorten einen alterthümlichen Anstrich und kontrastiert mit dem frischen Grün der Reben und dem blinkenden breiten Wasserspiegel eigenthümlich. Besonders geltend macht sich das bei dem alten, schön gelegenen Karlstadt und der ihm auf dem linken Ufer gegenüberliegenden Ruine der Karlsburg. Selbstverständlich ist, wessen Namen die Beiden tragen. Schon des großen Karls Großvater, Karl Martell, hatte die Karlsburg gebaut und sein Enkel weilte öfters auf ihr, wenn er von hier auf dem Strome nach seinem Lieblingsschloß, der Salzburg an der Saale fuhr. Noch jetzt bezeichnet die Sage einen Ahorn, der ein Schößling jenes Baumes sein soll, welchen einst Karl selbst geflanzt. In den wegen ihrer Pracht von alten Chronisten hochgerühmten Kapelle der Burg ruhte einst die h. Gertrud, die als Schwester Karls des Großen genannt wird. Aber nichts ist mehr von jener, überhaupt wenig mehr von dem ganzen Kaiserschloß vorhanden. Kaum noch der Sockel eines Thurmes und eine Fenstermauer stehen noch — aber auch hier geht der Blick von der Trümmerstätte einer großen Vergangenheit weit hinaus auf die Herrlichkeit einer unzerstörbaren Natur, die Schönheit und fruchtbare Fülle eines reichen Landes.

Die Würzburg-Aschaffenburger Eisenbahn begleitet auch jetzt noch den Fluß: bei Wernfeld, wo die Wern zu diesem kommt, nimmt sie die oben geschilderte Wernbahn auf, in Gemünden zweigt sie sich von der nach Elm-Bebra führenden ab und setzt sich über Lohr, von wo ab sie des Maines Gestade mit den Waldgründen des Spessarts vertauscht, nach Aschaffenburg und bis zur Landesgrenze fort. Der Main dagegen bleibt auch hier seinem Namen des „Gekrümmten" treu und kommt erst nach langer, aber landschaftlich immer anmutiger und romantischer sich gestaltender Reise an dem gleichen Ziele, wie jene an.

In Gemünden hat er gleich eine jener romantischen Partien gefunden. Das altertümliche Städtchen mit seinen Mauern und Thürmen, die an dasselbe sich herandrängenden, dunkelbewaldeten Vorhöhen des Spessart und der Rhön, der lange in der getrennten Wasserfärbung merkbare Zusammenfluß des Mains und der Saale, die kleine an diesem gewöhnlich vor Anker liegende Flotille von Flössen, Saal- und Mainkähnen und endlich die vom Berghang herabschauenden Trümmer des Schlosses Scherenberg rechtfertigen hinreichend diesen Eindruck.

Die gothische Pfarrkirche Gemündens mit ihrem fünfspitzigen Thurm entstammt dem 15. Jahrhundert; jünger ist das Rathhaus, dem gegenüber ein altes großes Gebäude aus dem J. 1568 steht, unter dessen Steinpfeilern einst das Halsgericht gehalten wurde. In der Nähe der Stadt klingen die Namen des Dorfes Seifriedsburg und des Waldes Lindwurm, sowie das was von einem kaiserlichen Schläfer im Gnellenberge erzählt wird, an die Siegfrieds- und Babarossa-Sage an.

Bei Gemünden stößt das Dreieck und

das Main-Viereck

Gemünden-Homburg-Miltenberg-Aschaffenburg zusammen. Es umschlingt den Spessart, seine Westlinie bricht zwischen diesem und den Odenwald hindurch. Die Ostseite richtet sich gleich abwärts von Gemünden bei Langenprozelten gerade nach Süden; die Südlinie ist das schönste Stück des Mains, die westliche das geradeste und krümmungloseste des ganzen Flusses.

Der Main ist nicht so burgenreich, wie der Rhein, aber doch schaut hier und da immer wieder ein altes Gemäuer von der Höhe nieder, so über Hoffstetten die Ruine Schönrain. Ihr folgt bald das vor einem Berghalbkreise des Spessarts anmutig ruhende Lohr, früher ein Hauptpunkt des Straßenverkehrs und nun bald auch wieder einer der Eisenbahnen, indem von hier ab eine neue den Main hinab nach Wertheim gebaut wird. Ist Lohr wirklich das Locoritum des Ptolomäus, so gebührt ihm die Ehre, die älteste Stadt Unterfrankens zu sein. Auf hohes Alter macht auch das nahe, jetzt sehr unansehnliche Neustadt am rechten Ufer des Flusses Anspruch, indem hier eine der ersten Benediktinerabteien Frankens stand, wo der aus England herübergekommene Bonifazius seine erste Hütte aufschlug, der heil. Burkard in dem karolingischen Königshofe Rorlaha wohnte und der Graf des Ifiganes Megingand der erste Abt war. Die Klostergebäude liegen in Trümmern, nur die Kirche ist durch die Sorge des Fürsten von Löwenstein erhalten und 1837 wiederhergestellt worden. Sie ist, dreischiffig und von mit einander abwechselnden Säulen und Pfeilern getragen, noch aus der Zeit des Rundbogenstyls, obschon späterhin spitzbogige Fenster eingebrochen

wurden. Der gewölbte Chor zeichnet sich durch eine schöne Fensterrose aus. Die Zwillingsschwester derselben befindet sich in der Kirche zu Rothenfels, einem Markte, über dem auf rothem Felsen die daher ihren Namen führende Burg sich erhebt, die einst Markard von Grumbach zum Schutz des Klosters Neustadt zu erbauen Erlaubniß erhielt, die aber dann so trutzig und wehrhaft ausfiel, daß der Abt jenes den Bauherrn ob der Absicht, ihm eine Zwingburg zu Häupten zu setzen, verklagte. Immer reizvoller wird die Landschaft: Ort reiht sich an Ort; in malerischer Gruppirung steigen Häuser und Hütten die waldigen Anhöhen hinan. Eine wahre Verschwendung treiben die Bewohner mit ihren Sandsteinplatten, die von den Felsen in Fülle gebrochen werden; selbst zu Umzäumungen der Gärten braucht man sie, als ob das Holz hier kostbarer wäre als der Stein.

Rothenfels schräg gegenüber liegt Zimmern, ein tausendjähriger Ort und am rechten Ufer weiter unten, wo der Main die Lohr aufnimmt, das bedeutenden Holzhandel treibende Hafenlohr, hinter dem das stille einsame Hafenlohrthal sich lagert.

Früher mußten die auf der großen Heerstraße von Würzburg Kommenden bei Lengfurt auf einer Fähre über den Main setzen, die neue prächtige bei Markt Heidenfeld in sieben hochgesprengten Bogen den Fluß überspannende Brücke hat längst diesen Uebelstand abgestellt. Deswegen wird man aber doch gern jenen alten Uebergang benutzen, um den Berg zu ersteigen, welchen, hart am rechten Ufer, von prächtigen Parkanlagen umgeben, eines der reizendsten Schlösser Bayerns, die dem Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg gehörende ehemalige Augustinerprobstei Triefenstein krönt.

Zwischen Lengfurt und Homburg ziehen sich zwei weiße Bergrücken hin, die nächst Stein und Leiste dem Weinkenner gefeite Rebenstandorte sind: denn hier reift jener Kallmut, dessen wir schon gedacht. Auf hohem Tuffsteinfelsen erhebt sich Schloß Homburg, wie die Karlsburg eine alte Karolinger-Feste. Pittoresk baut es sich mit Brücken und Gräben vor unsern Augen auf. Die nun auch verlassenen Wohngebäude sind aus dem spätern Mittelalter. Allmälig heruntersteigend, aber noch immer hoch genug, liegt die Ortschaft Homburg, einst und zum Theile noch von Mauern umgeben. In ihrer Mitte auf der Höhe steht ein Bild der Jetztzeit, die neue Kirche.

Unterhalb Homburg beginnt am linken Flußufer badisches Gebiet; am rechten dagegen bleibt der Main Bayern treu. Beim ersten badischen Dorfe macht er, an der Südlinie des Vierecks angekommen, eine Krümmung, die bei Eichel fast wieder zu ihrem Anfangspunkt zurückkehrt und einen länglich schmalen Bergrücken von drei Seiten umschließt. Auf dieser waldbewachsenen Landzunge macht sich die Sage mit der Wettenburg, einem kreisförmigen Graben, hinter welchem ein alter Erdwall, zu schaffen, indem sie hier das Schloß einer hartherzigen Gräfin, die ihr Besitzthum gegen die Bettler durch die Abgrabung des Flusses auch noch nach der vierten Seite hin absperren wollte, mit einemmale versunken sein läßt.

Ueberhaupt hat sich die Volksdichtung diese ganze Gegend vorzugsweise erkoren, wie denn überall Naturschönheit und Poesie verschwistert sind; ein ganzer Sagenkranz windet sich bis Miltenberg am Silberfaden des Mains hinab. Und immer herrlicher, romantischer wird es an beidern Ufern! Sie sind von schroffen, waldbedeckten Bergreihen gebildet, die an ihrem Fuße kaum der Straße Raum geben. Jetzt weiten sie sich etwas, schon um der Tauber Einlaß in das Thal zu lassen, und von wahrer Poesie übergossen liegt an deren Mündung in den Main das Koblenz dieses Flusses, oder, wie man es auch nennen kann, das treue Miniaturbild Heidelbergs, Wertheim mit seiner herrlichen Schloßruine vor uns.

Aber Wertheim trägt nicht weiß-blaue Farben; es ist darum unsrer Zeichnung entrückt; nur vom vaterländischen Kreuzwertheim schauen wir bewundernd zu ihm hinüber. Aber auch auf dem bayerischen Ufer wird uns bald eine Burg sichtbar, die zu den großartigsten des ganzen Mainthales zählt. Dort, wo dieses eng zusammengedrängt ist und der Spessart von Norden her dicht an das Gestade herantritt, bieten Burg und Stadt Prozelten ein köstliches Bild. Laufenberg war der ersteren ursprünglicher Name. Schon der Städtegründer Heinrich I soll sie erbaut haben. Stets galt sie als eine der stärksten Festen am Mainstrome und nicht weniger als 15 Burgmannen, d. h. Ritter, hatten sie mit ihren Knechten zu schirmen. 1688 wurde sie von den Franzosen zerstört. Weithin bedecken die Trümmer den Rücken des Berges. Die beiden viereckigen Thürme und einige Fensteröffnungen zeigen noch die Bauart des 12. Jahrhunderts; sonst stammt der größte Theil des Mauerwerks aus der Zeit nach dem Jahre 1250. Ueberhaupt gibt es nicht leicht eine Schloßruine am Main und Rhein, die dem Kenner alter Baukunst merkwürdiger wäre.

Von Freudenberg ab wird auch das linke Mainufer wieder bayerisch. An ihm halten sich jetzt die Berge vom Strome entfernt. Eine reiche Landschaft mit üppigen Saaten und baumreichen Feldern dehnt sich bis Miltenberg aus, wo die Höhen sich dem Flusse wieder nähern. Am rechten Gestade bleiben die Waldrücken und Sandsteinfelsen des Spessarts dichter an den hellen Fluten und schließen mit dem herrlichen Kegel des Engelsberges ihren ernsten Zug. Auch Miltenbergs Lage und Umgebung erinnert etwas an Heidelberg. Wie dort beherrscht hier eine Schloßruine, die Miltenburg, die ihr zu Füßen gelagerte Stadt, ähnlich wie dort treten die Berge so nahe zum Fluß heran, daß den Häusern der Menschen wenig genügender Raum zur Siedelung mehr blieb und sie darum mehr in die Länge als in die Breite bauen mußten, und so hat man eine geraume Zeit durch das Städtchen zu gehen, bis man zur gastlichen Einkehr in den „Riesen" treten kann. Versäume keiner, der nach Miltenberg kommt, dort zu herbergen. Sonst tragen die meisten Gebäude der Stadt modernes Gepräge; der „Riese" aber ragt aus einer andern ältern Zeit herüber. Außer dem „Ritter" in Heidelberg gibt's in Süddeutschland kein so unverfälschtes Wirtshaus aus vergangenen Jahrhunderten, in welchem Einem der gesellige Geist des deutschen Mittelalters aus jedem Winkel, jeder Holzverzierung, jedem Steinsitze entgegenspringt. Am ganzen Mittelmain gab's vor vier bis dreihundert Jahren keine besuchtere, vornehmere Herberge, als der „Riese" von Miltenberg, denn damals lief die Hauptstraße von Nordosten nach dem Südwesten Deutschlands, so den verrufenen Spessart umgehend, hier durch. Im „Riesen" war's auch, wo der Schenk Eberhard von Erbach sich den von Wertheim kommen sollenden Erzketzer Luther zu fangen vorgenommen hatte und durch das fromme Beten und Singen eines fremden Mannes in der Kammer neben ihm so herzinnig bewegt wurde, daß er dessen Bekanntschaft zu machen suchte. Der Fremde war Luther selbst und der Graf nun sein Gefangener.

Aber weit noch über die Reformationszeit hinauf geht Miltenbergs Geschichte. Denn hier haben die römischen Adler schon geherrscht und vierthalb Jahrhunderte lang war Miltenberg, zu dem auch die Pfahlhecke von der Donau heranzog, die östlichste Stadt ihres Gebiets im Mainthal. Die heißesten Kämpfe zwischen den Legionen des Weltreichs und den unablässig anstürmenden Alemannen und Hermunduren wurden auf diesem Boden ausgefochten. Auch für die Fehden und Kriege einer spätern Zeit blieb es günstiges Terrain, wenngleich jene der oft schwer heimgesuchten Stadt weniger zu Gunst ausschlugen.

Schon 986 kommt die Miltenburg als Geschenk der schönen griechischen Gattin Kaiser Otto's II Theophania an den Erzbischof Willigis von Mainz vor. In das aus alter Vergangenheit herüberdauernde Gemäuer sind wohnliche Gemächer eingebaut, von denen, fast an jedem Fenster, die prächtigste Rundschau zu haben ist. Auf- und abwärts verfolgt man weit den gewundenen Lauf des Flusses, die Bäume des Kleinheubacher Parkes und die von roten Sandsteinfelsen durchbrochenen Hänge des Burgberges bilden den ferneren und näheren Vordergrund; in die Stadt schaut man in Straßen und Gassen hinein, die Häuser stehen dicht aneinandergedrängt, ganz ähnlich wieder, wie man vom Schloß über Heidelberg auf dieses niedersieht. Und hinter uns zieht sich auch, wie dort, schattiger Buchenwald den höhern Berg hinan.

Nicht unbesucht wollen wir bei Miltenberg das „Sachsengrab" lassen, das mit seinen Bäumen und Anlagen den Ort bezeichnet, wo am 12. April 1814 das Banner der freiwilligen Sachsen über den Fluß setzen wollte, dreiundsechzig der jungen Helden aber durch Umschlagen der Fähre ihren Tod in den Wellen fanden.

Fast bis an die Stadt heran reicht jener in großartigem Style angelegte Park des Fürsten Löwenstein, durch den wir zu dessen Residenz Kleinheubach gehen. Ihm gegenüber auf dem rechten Ufer liegt Großheubach, von welchem aus wir auf 670 steinernen Stufen zu dem Franziskanerkloster Engelsberg emporsteigen, das an der Stelle der alten Michaelskapelle steht, deren Bausteine die Engel zusammengetragen haben. Die entzückende Aussicht lohnt die Mühe des Emporklimmens. Odenwald und Spessart treten nachbarlich zum Main heran, für jedes findet man hier Aus- oder Eingang. Lockend schaut es sich drüben in die Thäler der Erff und der Mudau oder nach der Richtung hinein, in welcher die Perle des bayerischen Odenwalds, Amorbach, liegt.

Eine Zweigbahn führt in einer halben Stunde von Miltenberg dorthin. Jetzt Residenz des Fürsten von Leiningen, war Amorbach bis zur Säkularisation ein reiches Benediktinerkloster, von wo aus schon im 8. Jahrhundert die Sonnenstrahlen des Evangeliums die Nacht des Odenwaldes durchbrachen. Und so ist auch dessen Name nicht auf den heidnischen

Liebesgott, sondern auf seinen ersten Abt, den Schüler des heil. Pirminius, den heil. Amor zurückzuführen. Dafür aber sind andere heidnische Erinnerungen in jener Gegend zu finden: inmitten eines Meeres von zerstreuten Felsstücken der „Heunenaltar" und beim Dorfe Bullau die Heunsäulen, sieben aus rotem Sandstein gehauene, abgespitzte Säulen von 20—27 Fuß Länge und 2—3' Durchmesser, mit unverständlichen Charakteren bezeichnet. Römerspuren zeigen sich in der Nähe Amorbachs auf dem Gotthardsberg und auf der von zwei Bächen umschlossenen Ruine Wildenberg, die beide ehemals Castelle der Weltbezwinger waren.

Wir sind nun auf der Westseite des Main-Vierecks, welche von Miltenberg ab bis Aschaffenburg nun auch wieder Eisenbahnlinie ist. Bei Laudenbach treibt der Fluß seine Wellen hart an den Gartenmauern des von Fechenbachischen Schlosses vorüber. In Trennfurt erkennen wir das alte Vadum Hadriani, bei welchem dieser Kaiser mit seinem Heere den Main überschritt, die freien Germanen zurücktrieb und die Teufelsmauer gegen sie errichtete oder erneuerte. Von hier aus bleibt die Pfahlhecke in unsrer Nähe und römische Castelle zogen sich auf den Höhen am linken Flußufer hin. Am rechten aber schauen wir jetzt eine deutsche Burgruine, wieder eine der schönsten am ganzen Strom, die von Klingenberg. Aber auch sie trat erst die Erbschaft eines römischen Wartthurms an, dann hausten die Reichsschenken von Schüpf, die Dynasten von Bickenbach u. A. auf ihr und jetzt scheint sie ein beliebter Ausflugsort der Bewohner des Städtchens unter ihr und deren Gaugenossen zu sein, denn die Anlagen ringsherum sind freundlich hergerichtet, die Höfe und sonstigen Räume des Burginnern sauber aufgeräumt und durch die noch vorhandenen Lucken und Fenster schaut man auf ein reizendes Stück Flußlandschaft. Auch hier hat in dieser die Rebe die Oberhand und noch dazu in dem würzigen Klingenberger „Roten" eine ganz besonders edle Sorte:

„Zu Bacherach am Rhein,
Zu Klingenberg am Main,
In Würzburg an dem Stein,
Da wachsen die drei besten Wein"

ist ja ein alter, noch immer bewährter Winzerspruch. Auch in der Gemarkung des der Station Wörth auf dem rechten Ufer gegenüberliegenden Dorfes Erlenbach gedeiht noch dasselbe treffliche Gewächs. Zwischen hier und Elsenfeld, wo die Elsawa in den Main mündet, verlor 213 auf dem Damsfeld (campus damnatus) Kaiser Caracalla eine blutige Schlacht, „Blutgraben" nennt das Volk heute noch einen Graben dort und auch die Namen des Dorfes Streit. sowie der beiden Wallstadt erinnern an Kriegszeit und Not. Auch Julian der abtrünnige scheint hier vor den Wildnissen und Schrecknissen des Spessarts zurückgeschreckt zu sein. Durch das schöne Elsawathal könnten wir, ihn weniger gefährlich mehr, aber desto romantischer findend in letztern eindringen und über Eschau und an geschäftigen Hammerwerken vorüber nach Mespelbrunn, dem in einem kleinen See recht waldstill und friedlich belegenen Stammschloß des „großen Julius", gehen und von da bei Echterspfahl auf die alte, mitten durch das Waldgebirge ziehende Heerstraße gelangen. Aber wir müssen vollends dem Maine treu bleiben. Das auch auf römischen Ursprung zurückgehende Obernburg, Kleinwallstadt, Sulzbach und Obernau, hinter welchem der auffallend aus niedern Bergen hervorragende Erwig eine prächtige Fernsicht bis an den Rhein und den Taunus bietet, sind die letzten Eisenbahn- und Flußstationen. Von Obernburg aus sind die Ufer flacher geworden, der Odenwald ist in blaue Ferne zurückgetreten und nur noch der Spessart schickt seine äußersten Ausläufer mit. Aber die Landschaft ist schön und lieblich geblieben, ein reizendes Gartenpanorama in dessen Mitte nun, eingerahmt von Alleen und halb versteckt in Baumgruppen,

Aschaffenburg

ruht.

Aschaffenburg ist altgermanischen Ursprungs. Schon im 8. Jahrhundert war dem heil. Martin eine Kirche gebaut. Von hier aus jagten die fränkischen Hausmeier in dem Königsforste „Speshart". Im 10. Jahrhundert wies das schon „Stadt" genannte Aschaffenburg Kaiser Otto I seinem Sohne Ludolf zum Fürstensitze an. Dessen Sohn Otto, Herzog von Schwaben und Bayern, gründete das Collegialstift St. Peter und Alexander. Das weltliche Regiment löste bald das geistliche der Mainzer Erzbischöfe ab. Unter Adalbert I von Saarbrücken erhielt die Stadt ihren heutigen Umfang. Dieser befestigte sie mit neuen, schon von Willegis angefangenen Ringmauern, die sich über den „Herren- und Dienststall" erstreckten, vergrößerte die Burg, gab den Einwohnern Privilegien und eine Stadtverfassung mit Zünften, Rat und Schultheiß. Nur einmal, 1304, kam es zwischen Bürgerschaft und Stift zur Fehde, in welcher jene dieses stürmte; sonst aber erwies sich Aschaffenburg immer als eine

treugesinnte bischöfliche Stadt. Warf man doch, als Bischof Gerhard von Nassau in Folge einer zu heftig wirkenden, von einem französischen Arzt ihm gegebenen Arznei 1373 hier seinen Tod fand, den unglücklichen Doktor ganz einfach in den Main. Schwarze Blätter schlägt die Geschichte der Stadt nur in dem Bauern- dem schmalkaldischen und dreißigjährigen Krieg auf. Im ersten mußte die „gesammte Pfaffheit" des Stiftes 15000 fl. bezahlen; im zweiten wurde die Stadt von den Truppen des Grafen von Oldenburg zweimal verbrannt und im letzten rettete sie bei Gustav Adolf nur das mutige und unerschrockene Benehmen des Kapuziner-Quardians Pater Bernhard, zu dem der König inmitten seines Convents die Worte sprach: „deinetwegen hat die Stadt Gnade gefunden." 1673 nahm Turenne Aschaffenburg mit Sturm: die Schlacht von Dettingen (1743) brachte die Engländer in seine Nähe, die „wie die Hunnen" hausten; im Sommer 1796 sah es die ersten Truppen der jungen französischen Republik; die große Ländervertheilung Napoleons machte es zur Residenz des Fürsten-Primas und Großherzogs von Frankfurt Karl von Dalberg. Unter ihm sah es seine glänzendsten Tage. Aber auch unter Bayern, dem es 1814 zufiel, blieb es Fürstensitz, indem König Ludwig I Aschaffenburg zu seinem Lieblingsaufenthalt gemacht.

Das frühere bischöfliche, nun königliche Schloß erhebt sich, von Felsen und hohen Terrassen getragen, umgeben von reizenden Baumgängen und Gärten, „dem schönen Thal", am Ufer des Mains, so wie es jetzt ist, zumeist das Werk des Erzbischofs Johann Schweikard von Kronenburg, der es durch den Baumeister Georg Rediger aus Straßburg mit einem Aufwand von einer Million Gulden in den Jahren 1605 bis 1618 aufführen ließ. Die Lage ist vortrefflich gewählt; die Aussicht beherrscht das Maingestade auf- und abwärts und ist ebenso reich als schön. Das Schloß bildet ein gleichseitiges Viereck mit Thürmen an den vier Winkeln, die zum Theile in das Gebäude eingebaut sind, zum Theile aber gegen die Façade der anstoßenden Flügel etwas hervorstehen. Der fünfte Thurm, in der Mitte des nördlichen Flügels, stand schon im 13. Jahrhundert und wurde in den Plan hineingezogen. Das Ganze zeigt jenen französischen Styl, der den Uebergang zwischen der Renaissance und der Zopfperiode vermittelt; es ist großartig, aber schwerfällig. Obwohl jedes der drei Stockwerke 20 Fuß hoch ist, so erscheinen sie doch gedrückt im Verhältniß zur Größe des ganzen Baues. Eben so haben die Thürme trotz ihrer 180 Fuß Höhe ein stumpfes breites Ansehen, die Höhe mißt sich nicht günstig zur Breite und die Verjüngung nach den Kuppeldächern ist zu plötzlich und unvermittelt. Die Mitte der Vorderseite krönt ein Giebel, den Säulen und Obelisken zieren. Ueber dem fünften Stockwerke der Thürme springen Balcone vor, von Steingeländern umgeben und gewähren einen reizenden Standpunkt zur Umschau in die blühende Landschaft. Das Ganze ist aus Einem Gusse und darum ein höchst beachtenswertes Denkmal seiner Zeit.

Sechsunddreißig Säulen stützen das Treppenhaus, in welchem man zu drei großen Sälen und 225 Wohnzimmern aufsteigt. Bibliothek, Gemälde- und Kupferstichsammlung machen überdies die Residenz noch sehenswert.

Das bedeutendste unter den Bauwerken älterer Zeit ist die malerisch auf einer steilen, durch Doppeltreppen zu ersteigenden Höhe gelegene und so die Stadt beherrschende Stiftskirche zu St. Peter und Alexander. Ursprünglich 978—980 erbaut, eine romanische Kreuz-Basilika von unregelmäßigem Grundriß, hat sie sich später viel entstellende An- und Einbauten gefallen lassen müssen, aber trotzdem ist sie eine der am treuesten ihren Jugendcharakter noch aufrecht erhaltenden ältesten Kirchen Deutschlands. Die äußere Vorhalle, das Hauptportal der Westseite, die beiden nördlichen Portale, die sechszehn die innere Vorhalte tragenden Säulen und die auf dieser ruhende Emporkirche, sowie vor allem der köstliche Kreuzgang bringen jenen unverkümmert zum Ausdruck.

Im Innern sind von Kunstwert: der in Stein in Form eines gothischen Sakramentshäuschens skulptierte Katharinenaltar; der ebenfalls im besten gothischen Styl gefertigte Taufstein, welcher in sechs mit Spitzbögen geschlossenen Hauptfeldern die lustigen Engelein der Musik zeigt, die dem Täufling ein glückliches Willkomm bringen, und über dem Allerheiligen-Altar ein Lucas Cranach zugeschriebenes Bild: Christus in der Vorhalle. Da Aschaffenburg so lange die Residenz der Mainzer Kurfürsten war, so ist uns erklärlich, daß manche derselben auch hier ihre Gruft und zum Theil künstlerisch bedeutende Grabdenkmale gefunden haben, so die Erzbischöfe Theodorich von Erbach und Anselm Franz von Ingelheim und vor allem Albrecht II von Brandenburg, der mit Mainz auch das Erzstift Magdeburg und zum Kurhut noch den Kardinalshut besaß. Sein ehernes Bild ist, von Peter Vischers Meisterhand gefertigt, in die Wand des Chors eingelassen; ihm gegenüber

hängt, von des Meisters Sohne Johannes gearbeitet, eine Madonna mit dem Jesukind. Im südlichen Seitenschiff wird ein herrlicher, auf vier Pilastern ruhender, von einen Baldachin überwölbter Sarkophpag aus vergoldeter Bronze als Reliquienschrein der heil. Margaretha bezeichnet; es ist derselbe, von dem Luther in seinen Streitigkeiten mit Kurfürst Albrecht behauptete, derselbe habe in ihm den schönen Leichnam seiner geliebten Rüdingerin bergen wollen. Ebenfalls großartig gedacht, aber künstlerisch unschön ausgeführt, ist das Alabastermonument des Kurfürsten Karl Joseph von Erthal, der im Todeskampf, von der „Religion" und der „Ewigkeit" unterstützt dargestellt ist.

Die Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frau" ist zwar nicht viel jünger, als die eben besprochene, aber vom alten Bau hat sich nur der byzantinische Turm erhalten; das Andere ist 1768—1775 neu gebaut worden. Alte Grabdenkmale enthält auch die um 1115 gestiftete Agathenkirche, auf deren ehemaligem Friedhofe der hypergeniale Dichter des Ardinghello, Wilhelm Heinse, dem König Ludwig I einen Denkstein errichtete, ruht.

Ein anderes, interessanteres Vermächtniß des königlichen Bauherrn und Mäcenas finden wir in dem „Pompejanum", jener getreuen Nachahmung der in Pompeji ausgegrabenen „Casa del questore", gemeiniglich „Haus des Kastor und Pollux" genannt, das auf hohem Steilrand am Fluß sich erhebt und, mit seinen reinen und zierlichen Formen die Landschaft krönend, im Glanze der Abendsonne uns Italien vor die Augen zaubert. Ein miniatur-genaueres Abbild altrömischer Häuslichkeit kann diesseits der Alpen nicht gefunden werden; aber es ist nur Modell großen Styls und als solches nicht bewohnt.

Wie das Pompejanum von tropischen und deutschen Pflanzungen reich umgeben, so ist ganz Aschaffenburg gleichsam in Garten- und Parkanlagen hineingestellt; in dieser Beziehung ist es einzigartig in ganz Deutschland. Das „Schöne Thal", die „Fasanerie" und vor allem „der Schöne Busch" sind Meisterwerke der Horti- und Waldkultur. Letzterer bedeckt nicht weniger als 400 Morgen Flächenraum. Nach dem Plan des Ritters von Skell, des Schöpfers auch des Münchener Englischen Gartens" entworfen, wurde er vom Fürstbischof Fr. Karl von Erthal 1776 begründet, und später namentlich durch den Hofgärtner Siebold, dem dort auch ein Monument errichtet ist, zu seiner jetzigen schönen Gestalt vervollkommt. Alleen von deutschen und italienischen Pappeln führen zu ihm; ein Schlößchen in einfachen Formen, ein achteckiger, al fresco gemalter Speisesaal, Seeen und Brücken, Gewächshäuser und Blumenparterres, der „Fichtensaal", Tempel und Thürme und sonstiges Apparat aus alter und neuer Zeit finden sich in ihm.

Die deutsche Bibliographie schreibt Aschaffenburg in ihre Bücher als Vaterstadt des großen Historikers des Mittelalters, Lambert von Aschaffenburg. „Wenig wissen wir von ihm, durch ihn vieles", sagt König Ludwig von ihm in seinen „Walhallagenossen". Auch Clemens Brentano ruht auf einem Friedhof der Stadt. An den Bildungsanstalten des Königreichs nimmt diese Antheil, indem ein staatliches Lehrerinnenseminar und die Forstschule sich in ihr befinden.

Der Main, der uns so lange nun geleitet, bietet auf seiner nur noch kurzen Strecke von Aschaffenburg über Mainaschaff, wo die Aschaff in ihn fließt, Stockstadt, und Kleinostheim, bis zur Landesgrenze, wo er in die weite Fläche tritt, nichts besonders bemerkenswertes mehr. Allein noch Dettingen mit seinen Erinnerungen an den auf seiner Ebene am 27. Juli 1743 von den Engländern und Oesterreichern über die Franzosen erfochtenen Siege kann genannt werden.

Ein anderes, neueres Schlachtfeld zeigt sich dem, der von Aschaffenburg mit der Eisenbahn nach Würzburg zurückkehrt: zwischen Frohnhofen und Laufach wurden am 13. Juli 1866 die Bundestruppen von den Preußen unter Göben zurückgeworfen. Das den gefallenen Oesterreichern errichtete Monument steht dicht an der Bahn, die durch einen langen Tunnel nach Heigenbrücken, Partenstein und so durch den Spessart, fortwährend reizende Blicke in malerische Waldwiesenthäler erschließend, nach Lohr auf uns schon bekannten Boden führt.

Bisher waren es nur liebliche Landschaftsbilder, die uns das sonnige Mainthal mit seinen Rebenhügeln, Burgen und Städten gezeigt. Aber Unterfranken hat auch noch andere, ernster und düsterer gefärbte, aufzuweisen, die aus seinem Wald- und Bergland, aus

Rhön und Spessart

entnommenen.

An der äußersten Nordwestecke unseres Vaterlandes lassen zwei benachbarte, ganz verschiedene Gebilde, das waldige, flachkuppige Bergland des Spessart und der basaltisch kubische, von Kuppen

umlagerte Vogelsberg, ihre vielfach abweichenden Charaktere vereinigt in einem und demselben Gebirge, der auf einer Unterlage von buntem Sandstein aufgesetzten Basaltmasse der Rhön, erscheinen.

Die Rhön ist orographisch demnach nicht gleichförmig gestaltet. Völlig Massengebirge ist in ihr der Kubus des heiligen Kreuzberges, der plötzlich aus breiter Ebene mit seinem Südfuße emporwächst und nur etwas mäliger gegen Westen und Osten, am sanftesten gegen Norden abstuft. Westlich von diesem, aber weder mit ihm, noch unter sich unmittelbar zusammenhängend, ziehen viele bewaldete Rücken aus NNO. nach SSW., um an die Saalgebirge und den Spessart anzuschließen. Vom Nordabfalle des Kreuzbergs aber erdehnt sich fast rein nordwärts, von Bischofsheim an Fladungen vorüber gegen Kaltennordheim ein plateauartiger, an den äußern Seitenwänden scharf geformter, von Flußthälern zerklüfteter Rücken, die hohe oder lange Rhön. Aber auch sie ist durch die Gegenthäler der Sinn und Brent in bedeutender Einsenkung von der Centralmasse des Kreuzberges gesondert. So hätten wir, der mustergültigen Darstellung Walters uns wieder anschließend, drei Haupttheile des Gebirges zu unterscheiden: den Centralstock des Kreuzberges, die waldgebirgige und die hohe oder lange Rhön. Aber doch bleibt uns dazu noch eine Anzahl der abenteuerlichsten Kegel-, Zuckerhut-, Glocken- und sogar Sarggestalten, Kuppen und Küppchen übrig, die vom Centrum nach den beiden Flügeln hin und um das Nordende herum gehäuft stehen. Die Aussaat dieser grotesken und bizarren Formen ist noch unter dem Namen der kuppenreichen Rhön zusammenzufassen, die dem größten Theil nach dem Innern des basalterfüllten hessischen Landes, zunächst der alten fuldaischen Buchonia zugewendet ist. Erhaben ist das Massengebirge des Kreuzberges, hübsch die waldgebirgige, starr und grauenerregend die lange, geognostisch bedeutsam die kuppenreiche, zu romantisch aber, nach Kinkel's Ausspruch, um glücklich sein zu können, die ganze Rhön. Um die genannten vier Haupttheile des Gebirges schlingen sich die Thäler der fränkischen Saale, der Fulda und der Werra. Nur die erstere können wir, innerhalb der Landesgrenzen uns zu halten verpflichtet, kurz verfolgen.

Der breite, sanfte und wohlbebaute

Saalgrund

gestaltet nach einander drei große Becken. Das oberste, gras- und futterreiche, ist das des uralten Königshofer Grabfeldgaues, ein weites Tafelland mit wenig malerischem, aber auf den höhern Punkten prachtvolle Aussicht bietendem Terrain, das sich an die schon geschilderten Haßberge und deren östliche Fortsetzung, die Lederhecke, anschließt.

An dieses obere Saalthal reiht sich ein mittleres, eine weite herrliche Ebene, in der sich zur Saale ihre beiden Nebenflüsse Brent und Streu sammeln, zuvor aber noch den fruchtbaren Grund stundenlang durchziehen, und deren Mittelpunkt Neustadt a. d. Saale ist. Am linken Ufer der Saale, gegenüber der Stelle, wo sich die Brent mit ihren Wassern vermischt, erhebt sich der schroffe Kalkfelsen des an seiner Südostseite mit Reben bepflanzten Salzberges, von dessen Hochfläche die Trümmer der uralten Kaiserburg, des castellum Salze, der Salzburg, wie ein gewaltiger Denkstein längst verklungener Jahrhunderte auf den weiten Salzgau (Salageve) niederschauen.

Steil führt der Pfad zu ihr aufwärts und nicht ohne Mühe wird ihr äußeres Thor erreicht. Deutlich sind noch die Thürme, die sie beschützen, und die Zugbrücke zu erkennen, welche einst den willkommenen Gast zum Eingang leitete. Groß, weitläufig und prächtig sind die Ruinen, in die wir getreten sind; in der That war der Charakter dieser Kaiserpfalz mehr der einer kleinen befestigten Stadt, als der einer Burg. Der Umfang der Mauern und die Zahl der innerhalb derselben in Trümmern liegenden großen Gebäude, Thürme und Paläste entspricht diesem vollkommen. Die zierlichen Fensterlagen im reinsten altdeutschen Styl, Spitzthore, Wappen und Bildwerke blicken überall aus grauem Schutt oder dem lebendigen Grün von Gesträuchen und Gebüschen hervor. Allerdings zerbröckeln die Ringmauern mehr und mehr, in die verfallenden Kemenate halten Wind und Wetter ungestört Einzug, dachlos ragen die Zinnengiebel empor und in den Ritzen des Burgfrieds nisten Dohlen und Mauerschwalben. Aber mag die nimmer ruhende Zerstörung der Zeit auch an ihr fortschreiten, wie sie will, nimmer kann sie der weitschichtigen Ruine den Zauber der glänzenden Erinnerung nehmen, der an ihr haftet.

Der erste Bau der Salzburg wird schon dem Frankenkönige Pharamund zugeschrieben. In ihren Räumen gab der heil. Bonifazius — zum Gedächtniß daran ließ 1841 König Ludwig I hier die nach jenem genannte Kapelle aufführen — den ersten Bischöfen Eichstädts und Würzburgs die Weihe; in

ihr hielt Karl der Große schon im Jahre 790 Hoflager, als er von Worms her, wie Einhard erzählt, „um die Zeit nicht müßig hinzubringen," zu Schiff auf dem Main herauf nach dem Palast fuhr, den er zu Saltz in Deutschland an der Saale erbaut hatte; und hier empfing er im Jahre 803 die Gesandten des morgenländischen Kaisers Nicephorus und fertigte ihnen schriftliche Friedensurkunden aus. Auf der Salzburg sammelten sich die Großen des Reichs ein Jahr später zu einem Reichstag um den Kaiser her und hier war's, wo dieser nach dreißigjährigem Krieg Frieden mit dem Sachsen-Herzog Wittekind schloß. Auch Karls Nachfolgern öffnete der Saalpalast seine Pforten. Kaiser Ludwig der Fromme hielt Reichstag (826) in ihm und empfing die Gesandten der Neapolitaner, Ludwig III und Arnulph kehrten 870 und 897 dort ein, bis endlich im Jahr 1000 Kaiser Otto III die Burg dem Stifte Würzburg übertrug, von welchem sie mit Burgmannen besetzt ward.

Traumhaft schön ist die Salzburg im Mondenschein. Da wirds vor der Phantasie lebendig in der verfallenen Kaiserpfalz. Es summt und schwirrt, tönt und zittert wie silberner und goldener Klang durch die stillen Räume. Geisterhafte Gestalten mit Krone und Fürstenhut oder dem Prälatenstab in der Hand ziehen vorüber. Die italischen Sänger Karls stimmen ihre Harfen; Cymbeln und Tamburin klingen darin; im Glanze morgenländischer Pracht reiten die Gesandten des Ostens in den Hof. Droben aber steht, wie der Mönch von St. Gallen in seiner emphatischen Weise den Empfang jener Legaten schildert, er selber, „der glorreiche Karl am hellen Fenster, strahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edlen Steinen geschmückt."

Auch das freundliche Städtchen Neustadt am Fuße des Burgberges verdankt seine Entstehung dem großen Kaiser oder, der Sage nach, vielmehr dessen Gemahlin, die, vom Schloß ins schöne, gesegnete Saalthal niederschaueud, ob dieses Anblicks erfreut, dem fürstlichen Eheherrn den Wunsch geäußert, über dem Flusse drüben angesichts der Hofburg eine Stadt zu sehen. Der Kaiser willfahrte diesem und ließ die Stadt in Gestalt eines Herzens erbauen.

Aus der alten Zeit versetzen wir uns in die neue zurück. Das Dampfroß jagt unter der Kaiserpfalz vorüber. Neustadt ist so ziemlich die Mitte der von Schweinfurt nach Meiningen führenden Bahn. Mellrichstadt einer- und Münnerstadt und Ebenhausen, von wo die Flügelbahn nach Kissingen abzweigt, anderseits sind nördlich und südlich von Neustadt ihre Hauptstationen.

Die Saale leitet uns, nachdem wir schon in unmittelbarer Nähe Neustadts, in Neuhaus, ein seit neuester Zeit immer bekannter werdendes Bad gefunden, zu einem zweiten, älteren, nach Bocklet. Im Jahre 1720 wurden seine Schwefel- und Stahlquellen von dem Pfarrer Georg Schöppner von Aschach, der gleich auch der erste Kurgast wurde, entdeckt, obwohl man annehmen darf, daß sie auch früher schon benutzt waren, und von den Fürstbischöfen Greifenklau, Fechenbach und Franz Ludwig die verschiedenen Bade- und Kurgebäude aufgeführt. Kann sich Bocklet auch nicht mit der benachbarten glänzenden Schwester messen, so hat es doch auch seine mehr idyllischen Reize, und nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß, wenn Kissingen die Residenz dieser Gegend, jenes deren würdiges Lustschloß sei. Den schönsten Blick auf Bocklet hat man von dem gleich hinter ihm aufsteigenden Heiligenberg, wo wir das ganze freundliche Thal vor uns ausgebreitet und im Hintergrund von den drei Rhöngipfeln Totemanns-, Schwarzen- und Kreuzberg abgeschlossen sehen.

An Waldaschach mit seinem alten, einst den Hennebergern eigenen Schlosse, Hausen und der Saline vorüber sind wir schon in das schön sich erweiternde untere Saalthal gekommen und der ganze, schon weit voraus in zierlichen Villen, geschmackvollen Gärten, saubern Wegen und fremdländischen, auf diesen uns begegnenden Gestalten unverkennbare Typus eines Weltbadeortes läßt uns erraten, daß wir Kissingen vor uns liegen sehen. Seine Umgebungen sind freundlich und fruchtbar. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, vom Flusse zwischen Gebüschen malerisch durchschlängelt und bewässert, reiche Saatfelder, darüber hinauf sanfte Anhöhen, wechselnd mit steileren Hügeln und Bergen, denen hübsche Hochwaldung entsproßt, indeß die sonnigen Lagen mit Wein bepflanzt sind, umlagern in wohlgefälligen Wellenlinien den Ort und öffnen angenehme Prospekte. Zwischen dem bunten Sandstein der rechten Thalwand und den aufgehobenen Muschelkalkschichten der linken, die sich in der Thalsohle begegnen, steigen aus enger Spalte die zahlreichen und höchst merkwürdig constituirten Quellen auf, die Kissingens Weltruf begründen.

Die berühmteste und am meisten benutzte derselben ist der Rakoczy, der, von + 9° R. constanter Temperatur, unter Entwicklung großer Gas-

blasen mit starkem Geräusch aus einem Sandstein- und Basaltgewölbe entspringt und wegen jenes starken Gasgehaltes nicht sehr durchsichtig, leicht bläulich, von säuerlich-salzigem, etwas adstringirendem Geschmack und prickelndem Geruche ist. An Geschmack ähnlich, aber etwas salziger und geringer an festen Bestandtheilen, ist sein Nachbarbrunnen, der Pandur, dessen Ergiebigkeit ausreicht, täglich bis zu 1600 Bäder versorgen zu können. Beide Quellen sind mit einem zierlichen Eisenpavillon umgeben und gedeckt, an den sich die Wandelkolonnaden des Kursaales anschließen, vor denen sich wieder die langen schönen Alleen des Kurgartens hinziehen, welch beide der Trink- und Promenadencorso des Badepublikums sind. Daß dieses möglichst international gemischt, daß Kissingen namentlich auch das bevorzugte Bad der höchsten und hohen Aristokratie ist, ist bekannt.

Dem Kursaal gegenüber, auf der andern Seite der Kurstraße, der elegantesten der Stadt, liegt das erste und vornehmste Hotel, das Kurhaus; zwischen beiden springt der Maximiliansbrunnen, dessen Wasser, krystallhell und stark perlend, dem Selterser ähnelt.

Den Kurzwecken dienen ferner das neue prächtige, luxuriös ausgestattete Aktienbad, sowie der Soolensprudel der 20 Minuten entfernten Saline. Dieser quillt aus einem 307' tief getriebenen artesischen Brunnen und zeichnet sich durch ein höchst merkwürdiges periodisches Steigen und Fallen, durch größeren Reichthum an festen Bestandtheilen und kohlensaurem Gas vor den anderen aus. Ueber seiner Quelle ist ein Badehaus mit Glas-Kuppeldach erbaut, in welchem die Kabinete für kalte Soole-, sowie für Gas- und Salzbäder sich befinden, alles umgeben von freundlichen Gartenanlagen. Nicht minder interessant und bedeutend ist bei dem noch weiter flußaufwärts liegenden Hausen die Schönbornquelle, die in einem 5 Zoll dicken Strahl 60' hoch im Innern eines Thurmes fontainenartig emporgeschleudert wird und eine Masse kohlensaurer Gase entbindet. Auch dieses Emporstrahlen ist intermittirend und kann von einer Galerie gut beobachtet werden. Eine großartige Leitung führt die Soole von hier nach dem vorhingenannten Aktienbade.

Hinsichtlich seiner durch die unmittelbare Nähe des Waldes besonders anziehenden Anlagen, Promenadenwege, Spaziergänge und Aussichtspunkte kann sich Kissingen unbestritten mit den ersten deutschen Badeorten messen. Von letzteren steht die „Maxruhe" obenan, von der aus der Blick die ganze freundliche Stadt, den vielfach gewundenen Lauf des Flusses, all die Berggrenzen des ganzen weiten Bildes und als imponirenden Hintergrund die mächtigste von diesen, den heiligen Kreuzberg, umfaßt. Wer jenen unglückseligen 10. Juli 1866, an welchem Kissingens Name in die Annalen der Kriegsgeschichte eingeschrieben wurde, sich in die Erinnerung zurückrufen will, kann von hier aus am besten das ganze Gefechtsterrain jenes Tages übersehen. Als seine Marken erscheinen dort die Saline, wo „beim Mooskreuz" im Tannenhain die Gräber des bayerischen Hauptmanns v. Schlagintweit und der preußischen Offiziere Delius und Lindner von Blumen bedeckt sind; hier der heiß umstürmte Kirchhof, dort hinauf in einem Seitenthale Winkels, wohin der Rückzug der Bayern ging, rechts oben der Stationsberg, bis wohinauf der Kampf sich zog, und ihm zur Seite die Bodenlaube und der Finsterberg, wo die bayerischen Kanonen hätten stehen sollen, aber nicht standen.

Auch auf dem Kirchhofe stehen Denkmale der Gefallenen, das schönste aber neben ihm, auf einem großen Massengrabe im Felde seitwärts der Straße, auf dem die Namen aller am Schlachttag Gebliebenen in Goldschrift geschrieben sind und dessen Spitze die „trauernde Germania", ein hohes, schönes Marmorbild, krönt. Auch am Weg zum Stationsberg liegt ein besonders bezeichnetes Grab, das des Majors von Ysenburg. An ihm vorbei gehen wir durch den Wald hinüber zur Bodenlaube, von deren Ruinen sich ein zweites umfassendes Aussichtsbild öffnet, dem noch mehr Hügel- und Berggruppen, als dem der Maxruhe, namentlich auch die andern Saalburgen, Trimberg, Saaleck, Sodenberg und Reußenberg, zu Gebote stehen und für das wieder die zu Füßen liegende Stadt, in deren Mittelpunkt, den Kurgarten, wir ganz gut hineinsehen können, den anmutigen Vordergrund bildet. Um die Bodenlaube, deren wenige Ruinen pietätsvoll erhalten werden, webt sich der Zauber des deutschen Minneliedes. War doch einer dessen edelsten Sänger, Otto von Henneberg oder, wie er sich lieber nennt, von Bodenlaube, Herr der Burg, auf der er, vom Kreuzzug heimgekehrt, an der Seite seiner aus dem Morgenlande mit heimgeführten Gattin, Beatrice, des Seneschalls von Jerusalem, Jocelin III, holdseliger Tochter, in dichterischer Abgeschiedenheit seine tiefempfundenen, zu den besten jener Zeit zählenden Lieder sang und schrieb.

Unterhalb Kissingen, bei Euerdorf, drängt sich die Saale noch einmal eng zusammen und

schnürt dadurch den sehr breiten, wasserreichen Wiesgrund von Hammelburg gewissermaßen gegen das Kissinger-Becken ab. Den zusammenhängenden Steilrand des linken Saalufers bildet die da plötzlich abbrechende Grenzlinie des Muschelkalkplateaus. Sie trägt hübsche Ruinen, die sämmtlich historische Erinnerungen darbieten. Wie zu diesen schon Bodenlaube gehört, so folgt nun Trimberg, von dem noch ein mächtiger viereckiger Thurm zwischen zwei gezahnten Giebelmauern hoch über viele andere, ziemlich erhaltene Mauern, als der Rest der ansehnlichen Burg der Dynasten von Trimberg emporragt. Auch ein Minnesänger, Hugo von Trimberg, um's Jahr 1300, der Verfasser des „Sammlers" und des „Renners", trägt den Namen dieses berühmten Geschlechtes; aber ohne ihm anzugehören, vielmehr leitet er den seinen nur von dem Dörfchen Trimberg am Fuß der Burg, als seinem Geburtsort, ab.

Die von Obstbäumen umschattete Ruine auf dem gegenüberliegenden linken Saalufer ist die der ehemaligen Benediktinerabtei Aura. Otto der Heilige setzte sie an die Stelle eines Schlosses jenes Ernst von Schwaben, dem Geschichte, Sage und Dichtung so manches Buch und Lied geweiht haben. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts lebte der geehrte Abt Ekhardus als Geschichtsschreiber in diesem Kloster.

Die „Stadt" des untern Saalgrundes ist das alte, mit stattlichem Mauerschmuck angethane und von einem Schlosse mit schöner Façade, dem im holländischen Style aufgeführten Rathause und einer gothischen Kirche, sowie den malerischen Ruinen einer zweiten geschmückte Hammelburg. Die Urkunde, in welcher am Neujahrstage 777 Kaiser Karl seine dortige Villa dem Abte Sturmio zu Fulda schenkte, ist die erste, welche die deutsche Sprache in die Diplome einführte. Zugleich erscheinen in ihr auch die ersten urkundlich bezeichneten Weinberge in den Saalgegenden. Wir haben also in Hammelburg ein Gegenbild der Weinbausorge des großen Kaisers zu seinem Ingelheim am Rhein. Die dem Städtchen zu Haupten thronende alte Burg Saaleck umzieht aber auch eine Rebensorte, die ihren Platz unter den besten Frankens behauptet. Nur ein dicker Thurm hat sich auf Saaleck aus der Vorzeit erhalten. Die unheimliche Gestalt der liebesgrausamen Thüringerkönigin Amalberga heftet die Sage an ihn.

Wir nähern uns dem Ende des Saallaufes. Bald hinter dem Dörfchen Oberaschenbach erfreut uns noch eine reizende Aussicht. Die uns rings umgebenden Höhen sind an ihrem Fuße trefflich bebaut, auf ihren Rücken und Scheiteln mit dem schönsten Laubholz bedeckt. Rechts hinter uns ragt der Sodenberg, links zeigen sich die Ruinen der Reußenburg, beides einst der Thüngen gefürchtete Schlösser, die Zwingburgen des Thales, und in noch weiterer Ferne hinter denselben steigen die weitgedehnten Trümmer der Homburg empor, die uns aus dieser Ferne wie eine wohlbefestigte Stadt erscheinen. Aufwärts wird das Thal von den Uferhöhen der Saale geschlossen, über welche die Rhönberge hereinschauen, abwärts aber senkt es sich durch dunkle Laubwaldung dem Maine zu, wo wir in kurzer Zeit in Gemünden wieder an der schon besuchten Vereinigung der beiden Flüsse stehen würden.

Der heilige Kreuzberg.

So nennt er sich, der König des Rhöngebirgs, von dem 86 Fuß hohen Kreuze, das auf seinem Gipfel, 2835 P. F. über dem Meere und 300' über dem unter ihm gelegenen Kloster, sich erhebt, zur Erinnerung daran, daß auf dieser unwirtlichen Höhe es war, wo der Apostel Frankens, der heilige Kilian, den zu ihm strömenden Waldbewohnern das Evangelium predigte. Und wie damals, so ziehen heute noch die Schaaren der Wallfahrer und Andächtigen aus dem ganzen Frankenlande zum Kreuzberg hinan und dies Wallen zu ihm gilt als ein besonders verdienstliches Werk.

Obwohl von allen Seiten zugänglich, ist der Berg doch am bequemsten auf der Straße von Brückenau her, von Wildflecken aus auf seiner Nordwestseite zu besteigen. Gleich hinter der Kirche dieses Dörfchens geht der Weg bald unter schattigen Buchen, bald quer über einzelne sumpfige Wiesenflächen hin und in anderthalb Stunden kann das Kloster leicht erreicht werden. 1644 wurde dieses den Franziskanern übergeben. Man findet in ihm gastliche Unterkunft. Stationen leiten uns zum Kreuz und dem von ihm und dem neben ihm errichteten trigonometrischen Observatorium aus sich erschließenden ungemessenen Panorama hinan. An 30 Meilen weit soll der Blick tragen, 182 Orte will man deutlich, von 82 andern wenigstens die Kirchthürme erkennen. Im Osten ist's eine ganze Reihe Burgen und Schlösser, die dem Auge entgegentreten: über Neuhaus und Neustadt die alte Kaiserpfalz, die einstige Würzburger Grenzfeste Königshofen, die beiden Gleichen, Sternberg, die Ruinen Wildberg und Heldburg, Hohenstein und die Koburger Feste, dann die Höhen des obern Mainthales, Banz und Staffelberg, die Altenburg und Altenstein, bis den

Horizont die blaue Kuppe des Ochsenkopfes schließt. Nordöstlich sehen wir zunächst am Fuße des Berges das arme Städtchen Bischofsheim, zum Unterschied von seinen Schwestern „vor der Rhön" genannt, in weiterer Entfernung bereits das althennebergische Schloß Lichtenberg, das Forstinstitut Dreißigacker, die Thurmspitze des meiningischen Städtchens Römhild, den Dolmar und den Inselsberg, die höchste Spitze des Thüringerwaldes. Südöstlich aber trifft der Blick zuerst Münnerstadt, dann die Kette des Steigerwaldes mit ihren Kuppen, dem Zabelstein und dem Stollberg, und eine Menge Dörfer, welche in dieser Richtung die Hochebene an den Seiten des Mains bedecken.

Im Süden und Südwest gewahren wir über Sandberg, Waldberg und Langenleiten hinweg Kissingen mit der Bodenlaube, Nüdlingen in seinem Thalkessel, Trimberg und Saaleck, und weit in der Weite, wo sich der Blick in die südlichen Grenzmarken Frankens verliert, ragt hinter dem Gramschatzer Wald Marienberg mit seinem Gegenüber, dem „Käppele", hervor. Im Westen lagern sich die Gebirge der Rhön, die beiden Auersberge, der Kellerstein, der Totemannsberg und der Dreistelz, an dessen Fuß Brückenau liegt, und weiter hinüber schweift das Auge bis an den Spessart. Neben den Auersbergen dehnt sich das Dammersfeld hin; in seiner Richtung sind auch die Höhen des Taunus, Königstein und Feldberg, sowie die Vogelsberge zu sehen. Nordwestlich lehnt sich an das Dammersfeld der Rabenstein mit seiner Burgruine und andere Kuppen an und gegen Norden endlich erschauen wir die Ruinen der alten Osterburg, dann über eine Menge kleinerer Häupter herüberragend die hohe oder lange Rhön und links hinter ihr die sargähnliche Milseburg mit Kreuz und Kappelle und daneben die Teufelswand und den Teufelsstein. In neblicher Ferne soll hier manchmal auch der Brocken sein sagenhaftes Haupt zu letztgenannter Verwandtschaft hereinstecken.

Eben so eigenthümlich, wie des Berges Panorama, sind dessen klimatische und meteorische Erscheinungen. Tief in Franken, im Thüringischen, Fuldaischen und in der Wetterau verkündet der erste stürmische Regenguß des Herbstes, daß auf dem Kreuzberge der erste Schnee gefallen ist. Es herrscht ein fühlbarer Kontrast zwischen den Temperaturverhältnissen des letztern und den der nächst an seinem Fuße gelegenen Wohnplätze, welcher sich häufig selbst in einer und derselben Tageszeit geltend macht. Unten kann in den heißesten Sommertagen der Thermometer auf + 24° R. stehen, oben kaum die Hälfte zeigen, oder das ganze Land liegt in tiefem Nebel und um das Kloster lächelt goldner Sonnenschein. Frühzeitig im Jahre umziehen den Bergscheitel die heftigsten Gewitter. Oft zuckt der Blitz aus den Thälern aufwärts, oft lagern sich mehrere Wetter um die Hänge und wie die „wabernde Lohe" Brunhildens webt es um den heiligen Berg. Hat das Wetter ausgetobt, ist der Regen herniedergerauscht, dann wirbeln aus den Bergwaldungen feine blaue Rauchsäulen, erst einzelne, dann immer mehrere, sich wolkengleich ausbreitend, himmelan und wunderbare Beleuchtungen von seltener Schönheit, unbeschreibliche und unnachahmliche Farbenmischungen werden in den neu entstandenen, von dem siegenden Sonnenlicht durchdrungenen Wolkenbildungen wahrgenommen.

Die hohe oder lange Rhön.

Vom Brent- und Streugrunde nordwestlich bis an die Fuldaquelle und nördlich bis an die Werra dehnt sich, in einer wechselnden Breite von 1—1½ Stunden, in einer Länge von 6—8 Stunden, der größte, einförmigste, am meisten plateauartig gestaltete Theil des Gebirges, die hohe oder lange Rhön aus. Mit Walter geben wir von den eben genannten Flüssen zwischen Poppenhausen (Abtsroda) und Bischofsheim deren südliche Breite an, während der Ostrand über Fladungen und Kaltennordheim bis an den Elnbogenberg hinter Tann streicht, die Westschwelle aber längs der Ulster liegt. Schon in dieser Grenzbestimmung der langen Rhön sehen wir, daß sie zum größten Teil, namentlich durch die 1866 erfolgten Territorialveränderungen, Bayern nicht mehr angehört. Aber in soweit dies noch der Fall, müssen wir doch ihre flüchtige Charakteristik geben. Und eigenartig ist diese genug. Die lange Rhön bildet sowohl in der Richtung als in dem landschaftlichen Ausdrucke den schroffsten Gegensatz zu dem benachbarten lieblichen Thüringerwalde und überrascht selbst Kenner des höchsten europäischen Nordens durch ihre wahrhaft skandinavische Sterilität. Eine Totenstille liegt auf dieser, von Ossianischer Poesie umwobenen Höhe. Nur eine Moosdecke bekleidet ihren Rücken, von der Feuchtigkeit der Wolken und Nebel erzeugt, die fast immer auf dem Gebirge ruhen. Das Wasser, das nicht in den Boden eindringen kann, bildet Moore, saure Wiesen und beträchtliche Sümpfe, in denen die Volkssage ehemalige Städte versunken glaubt. Ein begünstigtes Ohr hört noch zuweilen ihre Glocken läuten. Meist dehnen diese

Moore, alle auf erhöhten Flächen, von Basaltgebilden umschlossen und immer mehr am Abhang gelagert, über große Räume sich aus, um welche her der Boden schon bei ferner Annäherung feucht und schwankend wird. Aehnlich dem nordischen Tellegröd würden sie den unvorsichtigen Betreter spurlos versinken lassen, denn ein großes ästiges Wassermoos überzieht die tiefen Wassertümpel mit einer betrügerischen grünen Matte und vegetirt so stark, daß die davon erzeugten Filze mehrere Fuß über den Boden in die Höhe treten. So überbreitet das rote Moor, 2 Stunden ober Bischofsheim, mehr als 1000 Morgen und bis 24' getriebene Bohrversuche haben noch keinen Grund in ihm gefunden.

Im Winter verwandelt sich die ganze Landschaft in ein unabsehbares, oft 30—40' Tiefe erreichendes, aber auch unnahbares Schneegefilde, das aber dann die sich in diese Oede Wagenden über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinwegträgt. Ununterbrochen, oft bis Ende Mai, herrscht grimmige Kälte mit Stürmen, abwechselnd mit kalten Nebeln, Regen und dichtem Schneegestöber. Dann ist auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Pfad verloren; Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege. „Wer", sagt Walter, „die Großartigkeit des hochnordischen Winters bewundern will, der spare die weite Reise ans Nordkap oder vollends nach der sibirischen Tundra. Er mache sich aus den gesegneteren Ebenen unseres Vaterlandes auf und besuche die heimatliche Rhön, und er hat das Bild gefunden, nach dem er sich sehnte." Die wenigen Dörfer auf der Höhe liegen dann im Schnee begraben; die Bewohner müssen sich den Ausgang neben dem Schornstein bahnen. Mit Frohndienst muß der Weg vom Kreuzberg nach Bischofsheim herab durch die angestrengtesten Leistungen ganzer Gemeinden immer wieder von neuem geöffnet werden. Aber Wochen lang ist er, wie andre Orte, unzugänglich.

„Wenn dazu Tag und Nacht andauernder, ergrimmter Nord und Nordwest wie ein hungerndes Raubthier heult, die Fenster schmettern, die krystallnen Wände in den Gebäuden unheimlich glitzern und flimmern, die Sonne wochenlang hinter Nebelwolken weilt, der bleiche Mond nicht, noch der Götterstrahl eines Sternes die Erdennacht lichtet, da ist es nicht wohnlich auf der Rhön. Einsam, wie der norwegische Bauer lebt da jeder auf seinem Gehöfte; die Thiere des Feldes flohen; ein verirrter Vogel bepickt notleidend das frostgeblümte Fenster und durch das Schweigen der Nacht wird der Klageton des Käuzchens laut, mehr als sonst hört man den Fuchs heulend bellen."

Da herrscht, trotz der Genügsamkeit der Bewohner, große Not. Wenn der karge Wintervorrat zu Ende, frißt das vor Hunger brüllende Vieh das magere Haidekraut; sein Preis sinkt bis zur Hälfte herab, der des Futters und der Menschennahrung, der Kartoffel, wächst zum doppelten an. Selbstverständlich sind dieser langandauernder Winter, die späten Nachtfröste, die vielen moorigen oder felsigen Lagen dem Getraide- und sonstigen höhern Fruchtbau völlig ungünstig. Dagegen gedeihen Flachs und Kartoffeln, und auch die Berg- und Thalwiesen geben mit ihren aromatischen Kräutern und Gräsern nicht nur den zahlreichen Heerden gute Weide, sondern auch reichen Ertrag der Heuernte. Diese ist in den langen Tagen und lauen Nächten um „Sunnwendzeit" das hohe, für alle Entbehrungen und Leiden des langen, harten Winters entschädigende Fest der Rhön, ihr dieselbe Hochfeier, wie die Weinlese am Main und Rhein. Fast vier Wochen lang wohnt man dann unter Zelten auf dem großen Rasenplateau des Gebirges. Nur Kinder und alte Leute findet man zu dieser Zeit in den Dörfern des Thals. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne beginnt das frohe Tagwerk und endet erst mit der sinkenden Nacht. Bursche und Mädchen schwingen in festlichem Gewande die blinkende Sense die Wälder wiederhallen von ihren Jubelrufen, von Wohlgeruch duften Hang und Höhe und dazwischen grasende Schaafheerden staffieren die weiten Hänge und wandeln die ganze Scene zu einer wirklichen Idylle um.

Werfen wir noch einen Blick auf die äußere Erscheinung des Rhöners, so finden wir ihn durchschnittlich mittlerer Größe, nicht starknochig, theilweise bis zur Schmächtigkeit schlank. Kräftige Männer, üppige Mädchengestalten sind selten. Dagegen trifft man unter den Kindern häufig niedliche, hübschgeformte Gesichter, aber sie verkümmern schnell, Not und Entbehrung zehren rasch an ihnen. Dem Rhöner fehlt die ausdauernde Zähigkeit anderer Gebirgsbewohner. Sein Fleiß ist nicht ergiebig, seine Apathie hindert ihn an der genügenden Ausnützung des plastischen Talentes und der handsamen Geschicklichkeit, die ihm nicht abzusprechen ist. Doch hat sich in neuester Zeit die Holzindustrie der Rhön sichtlich gehoben. Trotz allem dem aber hängt der Rhöner mit rührender Treue an seiner ihm so wenig bietenden Heimat, und immer kehrt er, wenn ihn die Verhältnisse zwingen, im Sommer draußen im Lande Verdienst zu suchen, gern in seine dann verschneiten Thäler, auf seine nebligen, übereisten Höhen zurück.

Die kuppenreiche und die waldgebirgige Rhön.

Zwischen dem Nordwest- und Nordende der langen Rhön, bis an diese und an den Fuß des Kreuzberges und seines Gegengebirges, des Dammersfeldes, breitet sich die kuppenreiche Rhön hauptsächlich aus. Von den genannten Hochpunkten des Gebirgs, deren Abdachungen sich wechselseitig zusammenneigen, steigt man nämlich in die innere Höhlung des Gebirgsbogens nicht so tief hinab, als man jenseits hoch hinanstieg. Vielmehr verbindet da die drei Hauptglieder des Gebirgs, die massenförmige, rückenförmige und waldgebirgige Rhön, an ihren zusammenstoßenden Schwellen ein wellenförmiges, ja mit Buckeln übersätes Plateau, das sich nach WNW. sanft verflacht und erst in den nächsten Umgebungen Fuldas sich völlig verliert. Diesem Plateau gehört eine reiche Zahl basaltischer Massen oder Haufwerke, Kuppen und Küppchen an, zwischen denen allen in der Längenachse des Gebirges aus S. in N. die Phonolith- (Klingstein) Scherbenberge sich aufthürmen. Der merkwürdigste dieser Phonolithberge, das Rätsel aller Geologen beider Lager, der Neptunisten wie der Vulkanisten, die Milseburg, liegt nicht mehr auf bayerischem Gebiete.

Dagegen finden wir auf diesem, allerdings auch nahe der Grenze, das großartige Gegengebirge des Kreuzberges, die nordwestlich auf 2 Stunden Entfernung von diesem, jenseits des Sinngrundes sich erhebende grasreiche Alpe des Dammersfeldes, auf dessen Kuppe man die ganze Umgebung Fulda's überschaut und weiter nach dem Vogelsberge, der Wetterau, zum Meißner und Brocken sieht. Gegen Südosten trägt der langgestreckte Rücken Massen von übereinander gestürzten, mit dem schönsten Laubwald bewachsenen Basalten; zum größten Theil aber an kräftigen Kräutern reiche Wiesen, die zu Zeiten der fuldaischen Fürsten als Domäne 4500 Ctr. des besten Heus lieferten und noch dazu eine bedeutende Heerde Rinder nährten. Das alte große, von jenen errichtete Schweizerhaus steht noch auf dem Scheitel des Berges.

Zwischen dem Kreuzberge und Dammersfelde beginnt das Sinnthal und um dieses lagern sich die waldbestandenen Einzelhöhen, Berggruppen und langgedehnten Rücken, welche aus NO. im SW. zwischen dem Kinzigthale und Saalgrunde hinab sich ausdehnen, durch die beiden Sinnthäler und andere Gründe vielfach zerspalten, und so als „waldgebirgige Rhön" den Zusammenhang mit dem Spessart herstellen, ja sogar ganz allmählich in dessen äußere Gestalt übergehen. Als äußerste Grenzpunkte der Rhön können wir hier nördlich den Marien-Kreuz-Ehrenberg, südlich den Dreistelz setzen, während wir die Höhen, welche, von der Sinn umschlossen, gegen das Kissinger und Hammelburger Saalthal weiterhin sich ausdehnen, Saalgebirge nennen.

Die Sinn entspringt nicht weit östlich von dem Kreuze des Kreuzberges auf einer moosigen, wasserreichen Stelle. Als kleiner, mit Erlen besetzter Wiesgrund zieht ihr Thal herab gegen Wildflecken. Unterhalb Oberbach beim ehemaligen Eisenhammer wird es romantisch schön und heißt, da es einst dem Bischof Adam Friedrich besonders gefiel, Neufriedrichsthal. Noch weiter abwärts, bei Brückenau, weitet sich der Sinngrund bis zu 1000' Fuß und die große Sinn durchschlängelt ihn malerisch in seiner Mitte. Bei dem Thüngen'schen Ort und Schloß Zeitlofs tritt zu ihr die schmale oder kleine Sinn. Von der Vereinigung beider Flüßchen an biegt das birken- und buchenreiche Thal südöstlich um und erreicht die Elm-Gemündener Eisenbahn, der die Sinn bis zu ihrer Mündung in die Saale kurz vor Gemünden in vielen Windungen folgt. Mittelsinn, Burgsinn und Rineck sind die bayerischen Zwischenstationen von der Grenze bis Gemünden. Ueber letzterem Ort liegen die Trümmer der Stammburg der Grafen von Rineck, eines der mächtigsten und reichsten Dynastengeschlechter des Mittelalters. Nach Brückenau kommt man jetzt noch meist von der ersten preußischen Station Jossa aus. Als ich zum erstenmal es that, kam mir's auf einmal fast italienisch um mich vor. Ich fuhr unter einem dichten, fast undurchdringlichen Laubdache, nur durch die Seitenfenster, welche sozusagen die Baumäste bildeten, sah ich einen tiefblauen Himmel, dazu schien die Sonne südlich warm, und, was eigentlich am meisten zur Täuschung beitrug, drüben, jenseits der grünen frischen Wiese, an sie und auf der andern Seite an den hohen Buchenwald angelehnt, stand ein hoher schlanker Säulenbau, von weitem fast wie die Walhalla oder die Madeleinenkirche in Paris, wenigstens nicht als etwas anzuschauen, das so von selbst und naturgemäß zu dem einfachen, echt germanischen Charakter dieses Sinnthales paßte. Ich sah eben in jenem Gebäude, das auf den ersten Anblick so fremdartig überrascht, als das Pompejanum an den stillen Ufern des Mains, den prächtigen Kursaal Brückenau's, dessen reine und künstlerische Schönheit selbst nicht von dem

Reichthum und der Eleganz der rheinischen Badepaläste übertroffen wird, vor mir. Beider, des Pompejanums und dieses Kursaales, Erbauer war König Ludwig I: damit ist die Verpflanzung südlicher Formen in fränkischen Urboden erklärt. Brückenau war des alten fürstlichen Herrn Lieblingsaufenthalt, zumal zu der Zeit, als er noch nicht alt war, sondern dem Leben, mehr als ein Anderer vielleicht, mannigfachen Reiz abzugewinnen wußte. Seine Schöpfungen sind die prächtigen Anlagen, welche den Kursaal namentlich, aber auch sonst die Badegebäude umrahmen. Diese letztern liegen eine Stunde von der Stadt Brückenau, die eben jetzt wieder, wie schon früher manchmal, von schwerer Brandheimsuchung neu ersteht, entfernt mitten in einem wahren Naturpark. Der rings es umstehende Wald ist die unvergleichliche Pracht Brückenau's. Allenthalben sagen uns die schönsten Buchen, daß wir in Buchonia wandeln, die St. Bonifazius' Mönche entwilderten, die vielleicht auch die guten Forellen in die Sinn setzten. Und neben den Buchen stehen Eichen, wie sie wuchtiger und umfangreicher wohl kein deutscher Wald, mit Ausnahme des Spessart, mehr aufzuweisen hat. Und dazu ist die Vegetation in und außer dem Wald so prächtig frisch und üppig, die Wiesen der Sinn sind in so saftiges Grün gehüllt, die Luft ist immer so rein und balsamisch stärkend, daß man sich auch in den heißesten Sommertagen noch in die Frühlingszeit zurückversetzt glaubt. Brückenau besitzt drei Quellen, die ganz nahe neben einander hervorsprudeln, den Sinnberger-, den Wernatzer und den Stahlbrunnen. Letzterer ist das reinste unter allen bekannten Eisenwassern, sehr geistig und wird, da das Eisen in ihm sehr oxydirt und frei aufgelöst ist, äußerst leicht vertragen. Die Wernatzer und Sinnbergquelle geben die köstlichsten, erfrischendsten Säuerlinge, die reinsten kohlensauren Wasser, die einzigen in ihrer Art in der ganzen bekannten Welt.

So räumlich nahe bei einander Brückenau und Kissingen sind, so groß ist der äußere und innere Unterschied zwischen beiden. Wir können ihn vielleicht darin zusammenfassen, daß wir meinen: wem's auf die Dauer in Kissingen behaglich ist, der fühlt sich in Brückenau nicht heimisch und umgekehrt. Es ist das Kapitel auf das Badeleben übertragen, das Immermann in der deutschesten aller deutschen Idyllen, im „Oberhof" im „Münchhausen", auf einem andern Gebiet so trefflich behandelt und das er „Weltdame und Jungfrau" überschrieben hat. Wer aus dem Weltverkehr dort hierher in die Waldstille kommt, mag es einsam finden, aber er fühlt sich vielleicht bald behaglicher und individuell ungebundener, als dort.

Um Brückenau umschließen das Thal der Sinn rechts, d. h. westlich der hohe Hartwald und Pfundsberg, links der Sinnberg, alle drei mitten im Hochwald jenen schon erwähnten Park-Charakter bewahrend. Wie diese Höhen selbst Basaltkuppen sind, so finden sich solcher noch mehrere in der Nähe, so der liebliche Dreistelz und der nördlich von der Sinn sich erhebende, gewöhnlich „der kleine Berg Sinai" genannte, Völkersberg mit seinem Kloster, die beide eine weite und schöne Umsicht gewähren, die letzte für uns von der Rhön; denn was vom Dreistelz bis an das Orber Reisig südwestwärts und bis zur Sinnmündung südlich sich an Waldbergen anlegt, sind Uebergänge zum Spessart und die Saalgebirge: der Salzforst und der Wald, eine rauhe Landschaft voll Berggruppen und Hügelreihen, aber ohne bedeutende Höhe. Westlich endet die Rhön schon bei Motten, wo sie mit dem Vogelsgebirge zusammenhängt. Noch näher, als der Vogelsberg, ist

der Spessart

an die Rhön gerückt, ein Massengebirge, das im Westen, Süden und Osten vom Main umschlungen, im Norden von den Thälern der Kinzig, welche vom Volgelsberg scheidet, und der Sinn geschlossen wird. Gegen alle diese Flüsse steigt der Spessart schroff und steil herunter. In der Urgeschichte Deutschlands darf man ihn unbedenklich als einen Theil des Saumes des großen hercynischen Waldes betrachten und noch die mittelalterliche Geographie ließ ihn bis in die Buchonia, bis an den Steiger- und Thüringerwald, ja bis zum Böhmerwald sich ausdehnen. Vorspessart nennt man jetzt den Rand rings am Main, Hinterspessart den gegen die Rhön liegenden, Hochspessart die dazwischen streichende Zentralmasse. Durch alle drei Theile geht von Süden nach Norden und Nordosten ein wasserscheidender Hauptrücken, 14—1800' Fuß hoch, der indessen nur sehr mählich zu beiden Seiten abfällt. Den südlichen, mittlern Theil desselben nennt das Volk in ziemlich schwankender Längenerstreckung die Eselshöhe, auf welcher sich der Eselspfad von Großheubach bis zum Orber Reisig durch den ganzen Spessart hinzieht. Er beginnt mit dem uns schon bekannten steilen Engelsberge und trägt westlich von Rothenfels mit 1900' die höchste Erhebung, den Geiersberg; in dessen Nähe geht die Straße von

Würzburg nach Aschaffenburg durch den Rohrbrunner Paß. Die deutlichsten Anzeichen sprechen dafür, daß diese Höhe schon von den ältesten Bewohnern der Gegend und nachmals von den Römern als Straße und theilweise als Grenzwehre benutzt worden ist.

Das ganze Gebirge ist ein hoch bewaldeter, rauher und wilder Landstrich, der, wie die Rhön, obwohl die höchsten Punkte weit unter der Schneelinie zurückbleiben, fast nur zwei Jahreszeiten hat, einen über 7 Monate langen Winter und einen kaum fünf dauernden Sommer. An den nördlichen Bergwänden und in den Schluchten finden sich häufig noch im Juni große Schneemassen. So schneidig kalt der Winter, so schwül ist in der Regel der Sommer, wenn in den Thälern durch das Rückprallen der Sonnenstrahlen die Hitze empfindlich gesteigert wird. Dann folgen auf die heißen Tage oft in plötzlichem Wechsel kalte Nächte und auch der Uebergang der Jahreszeiten geschieht meist ohne Vermittlung.

Während im Vorspessart noch Obst und sogar Wein gedeiht, ist in den andern Theilen des Berglandes der ohnehin sehr dürftige Ackerbau nur auf die Sommerfrüchte beschränkt und nur die Kartoffeln helfen dort dem drückenden Mangel einigermaßen ab. Das wirkt auch auf die Bewohner noch viel ersichtlicher, als wir es in der Rhön gefunden, ein; es fehlt ihnen fast gänzlich an der Widerstandskraft gegen diese traurigen Verhältnisse, die sie vielmehr als notwendige, von der Natur gegebene hinnehmen. Menschliche Siedelungen erscheinen dem Spessart nur spärlich eingestreut. In den elenden, vielfach sogar der Schornsteine entbehrenden Häusern wohnen durchschnittlich sieben bis neun Menschen, wie dies nur in den übervölkerten oberschlesischen Dörfern der Fall ist. Dafür sind jene aber auch die Herde langsamen Siechtums und schnell hinraffender Seuchen. Nach Virchow's Untersuchungen waren immer die meisten Spessartorte, welche von den Pesten des 17. Jahrhunderts heimgesucht wurden, auch in unsrer Zeit die Stammsitze jener Typhen, die sehr nahe an den Hungertyphus grenzen. Also nicht bloß die Armut, sondern auch ganz bestimmte Formen des Siechtums sind hier historisch.

Und doch hat auch der arme Spessart seinen Reichtum, das ist in seinen herrlichen Waldungen, deren Eichen zumal sich durch Länge, Geradschäftigkeit und Stärke auszeichnen. In manchen Revieren stehen sie 150' Fuß und darüber hoch. Aus keiner andern deutschen Waldgegend werden so viele und so schöne „Holländerstämme" ausgeführt. Auf den zahlreichen, das Innere des Gebirgs in engen und tiefen Gründen durchfließenden „Floßbächen", wie Aschaff, Laufacher Bach, Haßlach, Rechtenbach u. A. werden diese an deren Ausmündung in den Main getragen und zu Lohr, Hafenlohr, Lengfurt und Aschaffenburg zur Weiterfahrt zum Rhein und zum Meer zu Flößen zusammengefügt. Bei Rohrbrunn finden sich Buchen, über 100' Fuß hoch, von seltener Schönheit. Diese Wälder beherbergen noch viel Schwarz- und Rotwild, im östlichen Spessart sind die wilde Katze, der Auerhahn, Geier und Uhu nicht selten. Ob dieser Baum- und Thierfülle grüßt F. v. Schlegel den Spessart als den „viel lieben Wald" und Immermann hat sein liebliches „Märchen im Spessart" geschrieben. Andererseits spielt im Spessart gut die Hälfte aller deutschen Räuberromane, und fremden, in seine Schluchten und Forste eindringenden Heeren wurde er verhängnißvoll; wie wir das schon von Kaiser Julian gehört haben, so erschien er auch den Franzosen auf ihrem Rückzuge 1796 als „petite Vendée", in der sie unter den Streichen der sie überfallenden ergrimmten Bauern fielen.

Um des herrlichen Waldes willen wird man immer noch gern in den Spessart kommen und durch ihn wandern, wenn gleich die ihn durchziehenden großen einstigen Heerstraßen außer Dienst gesetzt und von der heutigen Reisewelt verlassen sind. Und mit einer solchen Wanderung schließe ich die Schilderung des Spessarts, die Unterfrankens.

Wir gehen von Lohr nach Rohrbrunn, denselben Weg im Anfang, den die alte große Völker- und Landstraße von der Donau zum Main und Rheine nahm, welche die Phantasie mit den bunt durcheinander gewürfelten Gestalten vieler Jahrhunderte beleben kann, die aber, wie gesagt, nun einsam und verödet ist, wie vielleicht keine andere. Es thut einem fast wehe um das kostbare, fast unverwüstliche Material, köstlicher Basalt, aus dem sie gebaut, daß nur diese elenden Kühlein, die da zu dreien und vieren vor dem Holzwagen, der dort mühsam aus dem Schlag sich hervorwindet, gespannt sind, es treten sollen. Aber das ist nun einmal fast nur das einzige Fuhrwerk, dem wir begegnen. Der knarrende, hochgepackte Fuhrmannswagen mit dem blaubekittelten Führer voran, dem unvermeidlichen kläffenden Spitz hinten, der raschrollende Eilwagen, die vornehme Extrapost, der Einspänner des Geschäftsreisenden, sie alle haben hier nichts mehr zu thun. Selbst der Wanderbursch mit dem Felleisen auf

dem Rücken und dem Knotenstock in der Hand ist eine fremde Erscheinung geworden und findet sich ja einer in einem verlornen „Krug zum grünen Kranze“, so darf er vielleicht lange sitzen, bis der Geselle sich ihm gegenüber setzt und die Gläser aneinander klingen: „es leb' die Herzliebste dein im Vaterland!“ Bis Lohrerstraße, einer einsamen Herberge an vierseitiger Straßenscheide, 2½ Stunden lang, bleibt man auf der großen Straße, ihre charakteristischen Begleiter, die Vogelbeerbäume mit ihrem reichen roten Früchteschmuck und hinter ihnen mächtige Waldriesen fassen sie ein, dazwischen öffnen sich lauschige Seitenblicke in thaubeperlte, duftige Wiesengründe, dann wieder freie Sicht den Hang hinauf zwischen dunklen, runden Buchen und oben doch wieder der Kamm, die Halde von hohen Stämmen beschlossen. Aber jetzt biegen wir in einen weniger betretenen, schmalen, eigentlichen Waldweg ab, der in die Löwensteinischen Jagdgründe, zunächst nach der Glashütte Einsiedeln führt. Aber bis diese kommt, welche Waldeinsamkeit wieder, nur ab und zu tönt aus dem Eichenthal herauf der Schall der Axt, die Uhr des Forstes, die da ansagt, daß auch in solch lieber Einöde dem Menschen seine Stunde rinne! Es ist schon Mittag vorüber, wann wir abwärts steigen und, dem Lauf eines hellen, muntern Bächleins folgend, am „Parkthor Diana“ das fürstliche Gehege betreten. Fürst Löwenstein und der bayerische Staat theilen sich, freilich zu ungleichen Hälften, in den Holz- und Wildstand des Spessarts. Der Wald ist von ihnen zum theilweisen „Park“ umgewandelt; da finden sich Jagdschlösser, allerliebste, der poetischsten Stimmung Rechnung tragende Forsthäuser, grünröckige Thürhüter an den „Parkthoren“ und stundenlang zieht sich das Holzgitter um die Höhen und Gründe, in denen sich das Edelwild birgt. Hier kann der heilige Hubertus noch seine Freude haben, hier gibts noch Jagden im hohen Styl und an den Tischen der Spessartherbergen wird des Abends noch urwüchsiges Jägerlatein gesprochen.

Zwischen den grünen Wänden schimmern rote Dächer vor: die Häuser der Glashütte Einsiedeln. Vollständig stimmt Name und Lage hier zusammen. Die Menschen, die hier wohnen, können zur Winterszeit mit der Einsamkeit und Verlassenheit des entlegensten Alpenbauers es aufnehmen. Aber während des Sommers ist es hier rührig und geschäftig: oft genügt die Zahl der Arbeiter nicht für die Bestellungen und auf dem kleinen Sträßchen, das die Hafenlohr entlang zum Main hinausführt, bewegen sich der das fertige Fabrikat abführenden Wagen viele. Neben der Glashütte steht eine Kapelle, die der kirchliche Mittelpunkt der ganzen Waldlandschaft ist. Das schlanke gothische Thürmchen verschwindet hinter den Bäumen, wir gehen wieder im tiefen, tiefen Wald. Die Sonne steht noch am Himmel, aber manchmal ist's fast schon abendlich dunkel, so dämmrig schön unter den hohen Stämmen, durch deren grüne Kronen einzublicken es dem Himmel schwer fällt. Dichte Schatten decken den Grund, es ist mitunter mühsam zu gehen, Wurzelgeflecht, auch gestürzte Stämme hemmen den Fuß, dann aber schreitet sich's auch wieder weich über die grüne Moosdecke, auf welche die großen Farrnwedel wie entfaltete Fächer niederhängen. Endlich, am Abend der langen Tagesfahrt treten wir aus dem dichten Dunkel, das uns so lang umfangen gehalten, wie durch ein schmales Pförtchen, dessen Oeffnung man vom breiten Heerweg draußen fast nicht merkt, auf diesen, bei dem einsamen, viel frequentirten Wirthshaus von Rohrbrunn heraus. Wir könnten nun der großen Straße südöstlich folgen, bis sie uns bei Markt Heidenfeld wieder an den Main und über Remlingen, Roßbrunn nach Würzburg zurückführt.

Remlingen, ein freundlicher Flecken, heißt in einer Urkunde Ludwigs des Kindes vom Jahre 910 Rominingas, aus welchem Namen man auf dortige römische Ansiedelungen schließen könnte. Um 1331 hatte Graf Peppo von Henneberg Rechte und Einkünfte im Dorf „Remblingen“, die er an die Grafen von Rineck und Werthheim verkaufte. Graf Johann I von Wertheim erbaute gegen Ende des 14. Jahrhunderts eine Burg, die später als Würzburgisches Lehen erscheint. Doch konnte Würzburg nach dem Erlöschen des Wertheimischen Geschlechts vom Amte Remlingen nichts an sich bringen, als einen Antheil an der dortigen Cent; das Hauptbesitzthum ging an die Grafen von Castell über. Remlingen hat noch eins der immer mehr verschwindenden eigenthümlichen, jedenfalls aus ältester Zeit stammenden Volksfeste: das sogenannte Eierlaufen. An einem bestimmten Sonntag sammelt sich die ganze Umgegend im Ort; mit Musik zieht man auf einen Wiesenplan und hier werden nun in genau abgemessenen Zwischenräumen Eier auf den Boden gelegt. Ein durchs Loos bestimmter Bursche muß nun in den benachbarten Wald laufen und aus ihm ein grünes Reis holen; bis er zurückkehrt, hat indeß ein anderer die Aufgabe, die ausgestreuten Eier in einen Sack zu sammeln. Wer am ersten

von beiden mit der ihm gewordenen Aufgabe sich abgefunden hat, ist der Sieger des Tages, dem die nun sich weiter abwickelnde Festfreude gilt.

Von Remlingen leitet ein Straßenzug nach Wertheim, der andere, wie erwähnt, nach Roßbrunn und Würzburg. Auf letzteren zogen vor 14 Jahren siegreiche und geschlagene deutsche Heerestheile auf und nieder, auf ihm und ihm zur Seite, bei Hettstadt, Roßbrunn und Üttingen wurde heiß und bitter zwischen Süd und Nord gekämpft. Das traurige Schlachtenlied von 1866 klang in diesen Gegenden aus.

Bei den „Hettstätter Höhen", einem Meiereigut in der Nähe des gleichnamigen kleinen Dorfes, war es, wo die bayerischen Reiterregimenter jenen glänzenden Angriff ausführten, der ihnen doch die Genugthuung verschaffte, dem Feinde zeigen zu können, daß auch sie seiner Cavallerie die Spitze zu bieten vermochten. An jenen Höfen vorbei ging der rasende Ritt, voran die Küraſſiere, mit den fast gespenstisch flatternden weißen Mänteln, die kleine Anhöhe hinauf, die dort die Aussicht deckt, und dort an jenem Wäldchen, das dann alsbald sichtbar wird, kam's zum furchtbaren Stoß und Anprall, von dem die preußischen Husaren, die entronnen waren, noch lange erzählen konnten.

Von Hettstadt nähert man sich immer mehr dem Schauplatz der blutigen Hauptgefechte des 26. Juli jenes Jahres. Zunächst wird Roßbrunn im Thale sichtbar. Wir sehen den Ort sich an einen waldigen Hügel anlehnen, vor dem Dorf selbst ein schmales, links von der Straße abgehendes Wiesenthal, dessen andere Seite wieder ein Wäldchen flankirt. In letzterem stellten sich die Bayern zum letzten Widerstand gegen die von Üttingen her nachdrängenden Feinde, wie auch auf der rechten Seite der Straße von der Anhöhe hinter dem Posthause herab ein lebhafter Kampf sich entspann. Das Posthaus, mit einigen Nebengebäuden getrennt vom Dorfe an der dort sich verzweigenden Straße liegend, war mit bayerischen Jägern besetzt und trägt heute noch Kugelspuren. Von ihm aus sehen wir den Wiesengrund von Üttingen hinab, in dessen Mitte, wieder eine kleine halbe Stunde entfernt, das hübsche Dorf selbst liegt.

Eine strategisch günstigere Lage kann man sich kaum denken. Zu beiden Seiten hart neben Üttingen erheben sich zwei nicht unbedeutende Anhöhen, der Ossert- und der Kirchberg. Beide waren am Morgen des 26. Juli mit bayerischer Artillerie wohl besetzt, ebenso ein dritter, der hinter Roßbrunn aufsteigende Heiligenberg, welcher mit jenen beiden anderen die Spitze eines Dreiecks bildet. Das Thal, welches diese Berge dominiren, ist eng, in ihm stand die preußische Armee förmlich eingezwängt, nachdem sie am Abend des 25. von der Höhe von Helmstadt her in dasselbe herabgestiegen war; sie konnte nicht entrinnen, sie mußte hier geschlagen werden. Aber auch hier mußten, wie überall, wo sich die beiden Heere begegneten, die kaum beginnenden Siegesfanfaren in die düstern Rückzugssignale verwandelt werden! Allerdings soll das Weichen des 8. Armeekorps der damaligen „Bundesarmee" aus der Schlachtlinie auch das der Bayern notwendig gemacht haben, allein wenn man mit einem ungetrübten, nach den Begriffen der jenesmal den Ton angebenden „höhern Taktik" freilich vielleicht blöden Auge, jene Stellungen, die die Bayern inne gehabt, ansieht, so kann man eben doch nicht umhin, die Vermutung zu wagen, daß sie selbst trotz und ungeachtet jener Flankengefährdnng hier hätten einen, dann auch jene wieder gutmachenden Sieg erfechten können. Aber es ging eben auch hier alles durcheinander. Ein Kampfplan schien gar nicht zu existiren. Die Verbindung der beiden Bundesarmeekorps war lockerer als je. In einer Achtung gebietenden Stärke standen sie auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt, aber anstatt Division neben Division, Brigade neben Brigade mit entsprechender Reserve nach längst verurtheilter Sitte hinter einander in tiefen Massen aufgestellt, unfähig zu agiren, unfähig, in ein Gefecht einzugreifen, gerade nur dazu da, um verzettelt geschlagen zu werden. Und die Preußen besorgten dies wieder ganz ordentlich, und stolz rechnete die damalige Mainarmee in dem Tagesbefehl ihres Führers „den Sieg von Roßbrunn" zu einem ihrer glänzendsten. Warum aber jene die Schlacht nach Roßbrunn und nicht nach Üttingen benannten, ist nicht recht klar. Bei Üttingen fand der Hauptkampf, der blutigste und entscheidendste Wahlgang statt, dem gegenüber der bei Roßbrunn nur ein Rückzugsgefecht war.

Schon die Nacht vom 25. auf den 26. Juli war für Üttingen eine bange, düsterer Ahnung volle. Den von Helmstadt her rückziehenden und von Remlingen her anrückenden und auf jenen Bergen und im Thal nach Roßbrunn zu Stellung nehmenden Bayern folgten nach wenigen Stunden die Preußen, ungestüm Quartier fordernd und nehmend, schon die Hauptgebäude des Ortes, namentlich das Wolfskeelische Schloß und das Pfarrhaus, zu Lazareten, einstweilen für die Verwundeten des vorhergegangenen Tages einrichtend. Nur weniger Raum war zwischen

den feindlichen Vorposten und ihren Bivouaks. Mit dem Morgengrauen des 26. begann der Kampf, ein mörderisches Feuer, von den obengenannten Bergen. Auf allen Seiten des Dorfes brachen nun die Preußen aus, durch Höfe und Gärten sich Bahn machend; ihre Artillerie fuhr hart am Fuße des Kirchberges auf; das 36. und 59. Regiment stürmten mit Todesverachtung die Höhen. Furchtbar wurden namentlich die Reihen des ersteren gelichtet; die Hälfte seiner Offiziere fiel oder wurde verwundet. Zwischen dem Berg, über dem die Straße nach Helmstadt geht, und dem Ossert, welchen dieses Regiment zu stürmen hatte, zieht sich wieder ein schmales Wiesenthal. In diesem ruhen viele Opfer jenes Sturmes, wie sie eben von den Waffengefährten ein schnell bereitetes, nicht aber mit großer Sorgfalt hergestelltes Ruhebett auf allen jenen Feldern fanden. Einen eigenthümlichen, ergreifenden Eindruck machen sie, diese vereinzelten, oft großen Grabesstätten mitten im fruchttragenden Ackerland oder in der grünenden Wiese oder unter den rauschenden Waldesbäumen, in denen sie still und friedlich, im Tod versöhnt, beisammen schlafen, Freund und Feind, an denen man nie vergessen kann, daß sie Söhne Eines Landes, Kinder Eines Blutes umschließen.

Nach 8 Uhr Morgens an jenem Tage war der Hauptkampf bei Üttingen schon zu Ende; theils im Thal, theils über die Höhen weg zog er nun weiter nach Roßbrunn und Waldbrunn zu, um auch dort bald sein Ende zu finden und den bayerischen Truppen Zeit zum völlig geordneten Rückzug auf Würzburg zu lassen. Die Preußen blieben Herren des Schlachtfeldes und zunächst des Dorfes Üttingen. Alle Häuser desselben waren zum Lazaret geworden, die Kirche war zum Spital umgewandelt. Die Bewohner konnten sehen, woher sie ihre Lagerstätte nahmen; ihre Betten, Wäsche u. s. w. wurden für die Verwundeten, deren über 600 im Orte lagen, genommen, aber opferwillig sah ich damals alles gegeben und geleistet, im Schloß, wie im geringsten Haus, wo die adelige Dame, wie das einfache Bauernmädchen in freudigster Liebe ihre Samariterdienste thaten.

Trotz des dasselbe überschüttenden Kugelregens war das Dorf Üttingen im Ganzen unversehrt geblieben, nur ein Nebengebäude des Schlosses in Brand gerathen. Aber an vielen Häusern sind heut noch die Merkmale jenes unheilvollen Tages zu finden. Die bleibendste Erinnerung aber an diesen ist der Friedhof, in seiner Art wohl der interessanteste Deutschlands. Keiner ist wohl Kriegerfriedhof in solchem Umfang, keiner mit so vielen und schönen Kriegermonumenten bedeckt. Die Gemeinde des Dorfes hatte gerade zu jener Zeit ein zur Erweiterung des zu klein gewordenen Totenackers bestimmtes Grundstück angekauft. Dieses wurde sofort zur Aufnahme aller der in der Schlacht Gefallenen oder später noch in den Spitälern Hingerafften überlassen, und so kam es, daß, nachdem im Laufe der folgenden Jahre die einzelnen Truppenabtheilungen der beiden Heere ihren gebliebenen Kameraden oder die trauernden Familien ihren Angehörigen viele, zum Theil prächtige, künstlerische Denkmäler gesetzt hatten, der Friedhof von Üttingen jene besondere Gestalt gewonnen hat, die ihn vor allen andern ähnlichen auszeichnet.

Es soll nicht ohne Bedeutung sein, daß wir gerade an dieser Stelle unsre Wanderungen durch Franken abschließen; denken wir doch, wie zu Anfang, so nun auch zu Ende, freudig daran, daß die edelste Perle der bayerischen Krone, der fränkische Kreis des alten, nun auch dem längst in Frieden, Macht und Stärke geeinten neuen deutschen Reiche, als seiner herrlichsten Lande eines, angehört.